Der

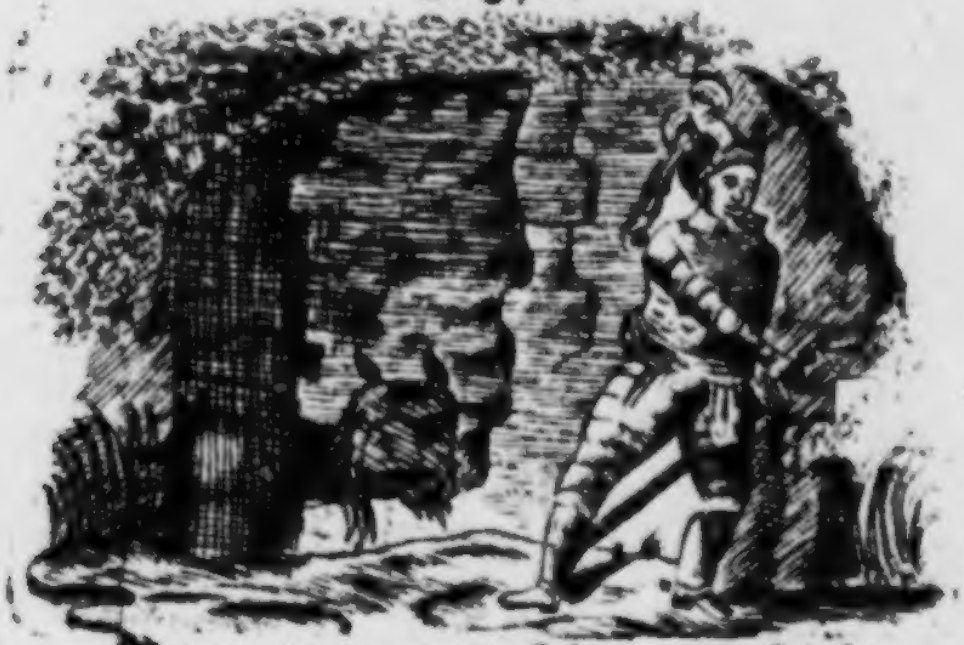
gehörnte Siegfried

ein Volksroman.

Erſter Theil.

von

Chriſtian Wilhelm Kindleben,
der Weltweisheit Doktor und der freyen Künſte Magiſter.



Neue, ganz umgearbeitete und ſtark vermehrte Ausgabe.

1783.

BIBLIOTECA
REGIA

Zueignungsſchrift

an

alle Hörnerträger

hohen und niedern Standes

die

in der ganzen Welt zerſtreuet

ſind.

Meine Herren!

Wem könnte ich mit mehreren Rechte diese neue, ganz umgearbeitete Ausgabe des gehörnten Siegfrieds zueignen, als Ihnen, die Sie nun einmal von dem Verhängniß dazu bestimmt sind, mit oder ohne Ihren Willen, wo nicht im eigentlichen, doch im uneigentlichen Verstande, Hörner zu tragen.

Der Held dieser Geschichte war auch ein Hörnerträger, (ein ganz

besonderer Zufall brachte ihm diesen ungewöhnlichen Auswuchs zuwege,) aber er war es nicht in dem Verstande, wie Sie, denn er hatte noch zur Zeit, da er so manches Abentheuer bestand, keine Gemahlinn. Als er endlich, den ältesten Nachrichten zufolge, des ritterlichen Lebens überdrüßig wurde, und zum höchsten Beweis seiner Tapferkeit, eines Königs Tochter, welche einige Florigunde, andere Adelgunde nennen, aus dem Rachen des Drachen, der sie auf dem sogenannten Drachenstein gefangen hielt, erlöset hatte, da legte er sich seine schöne Errettete zum ehelichen Gemahl bey, aber leider! nur acht kurze Jahre dauerte diese

Ehe-

Ehestandsfreude; seine Schwäger wurden eifersüchtig und neidisch auf ihn, weil er bey den ritterlichen Spielen, Turnieren, und dergleichen, immer den Preis davon trug, und von jedermänniglich gelobt und bewundert wurde. Einer derselben brachte ihn meuchelmörderischer Weise auf der Jagd ums Leben.

Da er sichs nun um den Besitz seiner Gemahlinn, die seinen frühen und grausamen Tod bitterlich beklagte, und ihn nachdrücklich an dem Thäter rächte, blutsauer werden ließ, und Leib und Leben dran wagte, um sie dem Ungeheuer, welches sie entführt hatte, und ge-

fesselt hielt, zu entreissen: so hatte er von ihr keine Untreue zu besorgen; niemand wagte sich an sie; denn wer den gehörnten Siegfried zum Hahnrey machen wollte, der setzte sich eben der Lebensgefahr aus, als wenn er sich in einem Kampf mit dem ungeheuersten Drachen, oder mit dem Beelzebub selbst, der zum öftern Drachengestalt annehmen, und denen, die ihm hofiren, große Schätze zuführen soll, eingelassen hätte.

Ueberdies lebten die Weiber der damaligen Zeit viel züchtiger und eingezogener, als die unsrigen. Die Männer dieses längstvergangenen Zeitalters liessen nicht mit

sich

ſich ſpaſen. Wenn ein Ritters-mann ſeine Gemahlinn bey einem frechen Buhler antraf, ſo muſte ſie ohne Barmherzigkeit, wär' ſie auch die gröſte Schönheit geweſen, des bittern Todes ſterben.

Unſre Ehemänner mit den klei-nen Chapeaubashütchen, feinen Buſenſtrichen, und wohlriechen-den, wohlgepuderten Haaren, ſind nun freylich ſo unbarmherzig und rachgierig nicht, und wie voll wür-den nicht die Gottesäcker und Be-erdigungsplätze werden, wenn je-der Ehemann, dem ſein junges Weib nicht Farbe hält, es ſo genau nehmen wollt, wenn er gleich, nach der Sitte der Vorfahren, in ſei-

nem Zorn ergrimmen, und mit dem Schwerdt drein schlagen wollte.

Ich kanns Ihnen warlich nicht verdenken, meine Herren, wenn Sie mit Ihren Hausfrauen fein säuberlich umgehen, und Ihr Hauskreuz in Geduld ertragen. Denn Horazens Ausspruch: Geduld macht leicht und erträglich, was nicht zu ändern ist, ist warlich ein goldnes Sprüchlein, welches sich jeder in seine Schreibtafel oder an die Thür seines Schlafkabinets schreiben sollte. Ich setze voraus, daß Sie, meine Herren, nach der vornehmen und gesitteten Herren Weise, Ihr eigenes Schlafkabinet haben, und sich nicht mit Ihren

Frau-

Frauen zusammenbetten werden; denn diese Gewohnheit des Zusammenschlafens gehört nur für den gemeinen Mann.

Ob Sie übrigens den Horaz, den Fürsten der römischen Dichter, der unter andern verliebet, wie ein Ohrwürmchen, und der Wollust, von welcher noch so ausschweifenden Gattung sie seyn mochte, in einem sehr hohen Grad ergeben war, gelesen und studirt, oder gar manche Stellen daraus zu Ihrer Seelenerbauung auswendig gelernt, oder, ob Sie von dem allen nichts gethan, sondern lieber zu Ihrem Trost und zur Prüfung Ihrer Geduld ein deutsches, neues Gesangbuch, sonderlich

derlich das allerneueſte, welches, leider! zum Aergerniß aller derer, die da wiſſen, was Poeſie, und inſonderheit geiſtliche Dichtkunſt iſt, in Berlin zu Anfange dieſes Jahres herausgekommen iſt, geleſen haben, das kümmert mich nicht.

So lange die Welt ſteht, (und ſchier möchte ich glauben, ſie würde nie untergehen, ſollte man mich auch wegen dieſes Glaubens verketzern,) wird es ſchwerlich in dem lieben Eheſtande anders werden, als es jetzt iſt; denn es geſchieht nichts neues unter der Sonne; alles, was wir ſehen und hören, iſt ſchon einmal da geweſen, und kömmt auch gewiß nach Verlauf

einiger

einiger Zeit wieder zum Vorſchein.

Tragen Sie alſo, meine Herren, wes Standes oder Würden Sie ſeyn mögen, (ich wiederhole meine gutgemeinte Erinnerung,) Ihre Hörner als Philoſophen, als Männer, die von der Unvermeidlichkeit des Schickſals und von den großen Werth des Hausfriedens, der ſo leicht geſtört werden kann, überzeugt ſind, als Männer, die ihren Nachbarn und guten Freunden auch ein Vergnügen gönnen, und welche gelernt haben, ſich über Kleinigkeiten hinwegzuſetzen. —

Wenn

Wenn nachstehende Geschichte des gehörnten Siegfrieds, (den Sie schon seiner Hörner wegen lieb gewinnen müssen,) Ihren Beyfall erhält, und Ihnen bey den mannichfaltigen Beschwerden, welche der Ehestand bey sich führet, zu einiger Erholung und Belustigung gereicht, so soll mir dies ein süsser, erwünschter Lohn für meine Arbeit seyn.

Ich bin ꝛc.

Vorrede.

Wundre dich nicht, lieber Leſer, daß wir dir, in Kraft unſrer ſchriftſtelleriſchen Freyheit, einen altfränkiſchen Roman, der vor hundert Jahren Mode, und inſonderheit die Lektüre der Ammen und Trödelweiber war, in einem neuen Gewand, und mit einer neuen Brühe verſehen, auftiſche. Den Grund davon kannſt du leicht errathen. Till Eulenſpiegel, poßirlichen Andenkens, der ein mitleidiger und für die Unterhaltung ſeiner Zeitgenoſſen beſorgter Gelehrter, auch der Vergeſſenheit entriſſen, und in einer ganz neuen, veränderten Geſtalt auf den Schauplatz gebracht hat, war ein pudelnärriſcher Kerl, der auf

nichts weiter ausgieng, als die Leute zu honecken, in Schaden zu bringen, und sich dann, wenn er einen Streich ausgeführt hatte, auf ihre Kosten lustig zu machen. Doch du weißt es selbst, lieber Leser, was für ein Schadenfroh und Lustigmacher er war.

Der gehörnte Siegfried hingegen, dessen Schicksale und Begebenheiten wir in diesem Buche erzählen werden, war ein ganz andrer Kerl; er war ein Ebentheurer und Rittersmann von der ersten Größe, der sich durch manchen Strauß hindurch kämpfte, manch fürchterliches Unthier, Drachen, Riesen, und wie die menschlichen und thierischen Ungeheuer alle heissen mögen, erlegte, und mancher feigen Menge, die ihm in den Wurf kam, die Seele ausblies.

Die

Die edeln Ritter und tugendbelobten Damen der damaligen Zeit erſtaunten ob ſeinen Heldenthaten, die ehrbaren Jungfrauen hohen und niedern Standes wetteiferten, ihm durch ihren Liebreiz zu gefallen, und die alten, triefäugigten Matronen, die mit dem Kopf ſchüttelten, flüſterten ſich einander vertraulich ins Ohr, er müſſe mit dem Teufel, Gott ſey bey uns! ein Bündniß gemacht haben. Kurz, der gehörnte Siegfried erregte bey Jungen und Alten allgemeine Aufmerkſamkeit; er war das Schrecken der Zaghaften und der Weichlinge, und der Ruhm ſeiner Thaten erſcholl in die entfernteſten Gegenden.

Sonach iſts wohl der Mühe werth, daß wir ihm durch eine neue Ausgabe und Beſchreibung ſeiner wunderbaren

Be-

Begebenheiten gewissermassen ein Denkmal stiften, welches seinen Namen auf die Nachkommenschaft bringt, und welches er gewiß mehr, als Till Eulenspiegel, verdient. Du wirst neugierig seyn, lieber, freundlicher Leser, zu wissen, warum der Held dieser Geschichte nun eben der Gehörnte Siegfried hieß; aber du wirst so gut seyn, und deine Neugierde bis auf die folgenden Bogen verspahren, wo wir unsre Erzählung versprochener massen beginnen, und von allem, was dir nöthig zu wissen ist, hinlängliche Auskunft geben werden. Gehab dich wohl!

Erstes

Erſtes Kapitel,

worinn etwas kritiſirt, präludirt und phantaſirt wird.

Wir habens geleſen, nicht; um uns daraus zu unterrichten, oder drob zu lachen, (denn das vermochten wir nicht) ſondern nur, um ohngefähr die Einrichtung zu ſchauen — es iſt traun! ein drollichtes Büchlein, der neue Till Eulenſpiegel, läßt ſich wohl einmal bey müſ-

ſigen Stunden und bey einer Pfeife Toback leſen; — mag auch wohl hie und da, in Oſten und Weſten (denn dergleichen Waaren werden weit und breit verſandt) ſeine Abnehmer und Liebhaber gefunden haben; — es ſteht aber doch, mit Ehren zu melden, ſo viel trockenes, faates, unzuſammenhängendes Zeug darinn, daß es uns dafür zu eckeln begunnte, und wir den Schluß machen muſten, dergleichen Schmickſchmack könne unmöglich den zarten Gaumen unſrer aufgeklärten Zeitgenoſſen behaglich ſeyn.

Insbeſondere hat die im zweyten Theil befindliche muſikaliſche Kompoſition eines ſogenannten Damensgeſprächs, oder vielmehr alten Weibergekakles, die ſo ſehr ins Kindiſche und Abgeſchmackte fällt, und, um das Buch voll zu machen, ſechzehn Seiten oder Blätter einnimmt, unſern ganzen Unwillen erregt.

Sey übrigens der Verfaſſer, wer er wolle; wir haben nichts mit ſeiner Perſon, ſondern nur mit dieſem ſeinem Produkt, zu thun, mit dem es ſchon gegen das Ende des erſten Theils mißlich ausſieht, weil er, um ſich aus dem Handel zu ziehen, die Ausarbeitung des zweyten Theils einem andern, einem gewiſſen **Putzweckius** aufgetragen zu haben vorgiebt. Sind das nicht Autorkniffe!! —

Aus dem, was bisher geſagt und verhandelt iſt, werden unſre geneigten Leſer ohnſchwer abnehmen können, daß wir, die wir bisher unſre Originalität, wie das **Mädchen von Orleans** weiland ihre Jungferſchaft, rein und unbefleckt zu erhalten ſuchten, weit davon entfernt ſind, den ehrſamen, wieder aufgewärmten, und in eine neue Form gegoſſenen **Till Eulenſpiegel** nachzuahmen, und uns

denſelben zum Muſter oder Vorbild zu ſehen.

Wir werden vielmehr bey der Erzählung der Begebenheiten unſers gehörnten Siegfrieds, von dem wir ſchon in der Vorrede ein günſtiges Vorurtheil erwartet haben, unſern eigenen Gang gehen, unſerer eigenen Laune den freyen Lauf laſſen, und uns bemühen, die Erwartung unſrer Leſer zu befriedigen.

Zwar iſt's mit dem Befriedigen ſolcher Erwartung, wegen der Verſchiedenheit des Geſchmacks, wegen des Eigenſinns vieler Leſer und Bücherkäufer, und um mancher anderer Urſachen willen, ſo eine eigene, mißliche Sache, wobey viel auf Zeit und Glück ankommt. Weil indeß die meiſten Schriftſteller ein weites Gewiſſen haben, ſo ſetzen ſie ſich, über ſolche Bedenklichkeiten hin-

hinweg, und, wenn ſie meynen, ihre Sache gut gemacht, und ihren Gegenſtand gehörig bearbeitet zu haben, ſo laſſen ſie ſich um das übrige unbekümmert, ſobald das ſtipulirte Honerarium, blank und baar, in ihren Händen iſt. —

Der Verfaſſer des umgeſchaffenen **Till Eulenſpiegel** hat für gut gefunden, ein Bröcklein aus der alten Hiſtoria von Wort zu Wort abdrucken zu laſſen, ohnſtreitig, weil er vermuthete, daß wenige den alten **Eulenſpiegel** geleſen hätten. Wir werden die ganze alte Geſchichte des **gehörnten Siegfrieds**, wie ſie noch immer für weniges Geld zu haben iſt, zum Grunde legen, dem Verfaſſer in der Hauptſache folgen, da, wo er Lücken ließ, ſolche durch die in Händen habenden geheimen Nachrichten ergänzen.

Ueberhaupt wollen wir es uns angelegen seyn lassen, das Büchlein so aufzustutzen, daß jedermänniglich seine Freude daran haben, und, wenn ers gelesen hat, verwundrungsvoll ausrufen soll: Ja, der gehörnte Siegfried, das war noch ein Mann, der sich sehen ließ, und seinem Zeitalter Ehre machte!

Wie eigenliebig der Verfasser von der Beschaffenheit und von dem Erfolg seines Werkchens urtheilt, wird hier mancher mit Naserümpfen und mit einem wohlgefälligen Seitenblick auf sein theures Selbst, oder auch wohl gar mit bedeutungsvollen Achselzucken ausrufen: Mag er doch! Was kümmerts uns? Wir sind schon längst in der Schule der gesunden Moral, woraus aller gelehrter Schwindel und alle Pedanterey verbannt ist, unterrichtet worden, daß die wahre Demuth, die so oft mit Gleißnerey

rey und Niederträchtigkeit verwechselt wird, darinn besteht, seinen wirklichen Werth zu fühlen, und gegen stolze und eigensinnige Thoren, die uns durchaus demüthigen und einschränken wollen, zu behaupten, dagegen aber auch seine Mängel zu erkennen, und sich dieser Erkänntniß gemäß zu verhalten.

Ob und in wie weit diese Aeusserungen mit den nachstehenden Begebenheiten des gehörnten Siegfrieds zusammenhängen, und darinn Einfluß haben, das mögen sich unsre lieben Leser selbst abstrahiren. Wir wollens Ihnen nicht vormachen, denn sie sind alt und klug genug, sie mögen selbst prüfen und urtheilen. Es ist freylich eine edle Sache um den Zusammenhang; das wuste jener Dorfschulmeister, indem er seinen Untergebenen den geraden Zusammenhang der Himmelfahrt Eliä mit der im

neuen Teſtament befindlichen Geſchichte des armen Lazarus rechtfertigte, der getragen ward von den Engeln in Abrahams Schooß. Zuſammenhang, Kinder, ſprach er, und wiederholte es oft, das iſt die Seele! —

Zweytes Kapitel,

handelt von Menſchenkarrikaturen und großen Männern, von Pröbſten und ihren Amtsgehülfen. Siegfried mit dem Horn macht Anſtalt, auf der Bühne zu erſcheinen,

Wer eine Zeitlang in der Welt gelebt, und den Menſchen nicht aus Büchern ſtudirt, ſondern Erfahrungen über den Menſchen, über ſeine Schwächen, Herzensblößen, Talenten und Verdienſte, alles

les gegen einander abgewogen, angestellt hat, der wird angemerkt haben, daß alle Jahrhünderte eine bestimmte, aber kleine Anzahl von Menschen gebohren wird, die sich theils durch ihre hervorstechende moralische Schönheit und geniemäßige Originalität, theils durch ihre moralische, oder auch physikalische Häßlichkeit hervorthun, und, jeder in seiner Art, berühmt werden.

Die letzteren, welche im natürlichen, physikalischen Verstande, verzerrte, verstellte Gesichtszüge haben, die den Menschenantlitz kaum ähnlich sehen, pflegt man mit einem Kunstwort, welches aus der Mahlerey entlehnt ist, Karrikaturen zu nennen. Solcher Mißgeschöpfe giebt es freylich sehr viele. Das gemeine Sprüchwort sagt: daß in einem schönen Körper eine schöne Seele wohne; wenn dieß gleich nicht allemal wahr ist, denn selten ist eine

Regel ohne Ausnahme, so lehret doch die Erfahrung, daß solches in sehr vielen, wo nicht in den meisten Fällen, statt findet. Dagegen ist es auch auf der andern Seiten nicht weniger wahr, daß gemeiniglich häßliche Körper von häßlichen Charakteren und Gesinnungen begleitet werden, und daß die häßlichen Leute sich einander eben so leicht und bald lieb gewinnen, als wohlgebildete Personen, deren harmonischgesinnte Seelen sich bey der ersten Zusammenkunft einander lieben und werthschätzen.

Davon wollen wir ein Beyspiel, welches sich vor ohngefähr zwey Jahren in dem Lande eines großen und kriegerischen Fürsten zugetragen hat, zum Beweise anführen. Ein gewisser Probst, oder Geistlicher Oberaufseher, den die Natur, in Ansehung seiner Bildung, als eine wahre Stiefmutter behandelt, und ihm alles Empfehlende im

Aeuf-

Aeuſſerlichen verſagt hatte, ordinirte einſt einen jungen Kandidaten, der ihm ſehr ähnlich ſahe, und ihn an Häßlichkeit noch übertraf, zu einer Predigerſtelle in einer benachbarten großen Stadt. Der Probſt hatte an den Kandidaten einen ſolchen Wohlgefallen, daß er ihn gleich in den Schrein ſeines Herzens einſchloß, und ihn ſeiner hohen Gewogenheit verſicherte.

Es währte nicht lange, ſo ereignete ſich für den Probſt eine bequeme Gelegenheit, ſeinen mit ihm harmoniſchgeſinnten Liebling glücklich zu machen. Der Probſt muſte nämlich alljährlich ſeine weitläuftige Dioeces bereiſen; da er nun alt und ſchwächlich war, ſehnte er ſich nach einem ſogenannten Adjunktus, (in Sachſen nennen ſie es Subſtituten) der ihm ſeine Laſt könnte tragen helfen. Er beſann ſich nicht lange, wen er wohl hiezu vorſchlagen könnte. Denn dieſe

geiſt-

geiſtliche Stelle wurde allemal von dem Landesherrn unmittelbar vergeben, und wen der Probſt zu ſeinem Adjunkt oder Nachfolger empfahl, den pflegte der Landesherr gemeiniglich anzunehmen.

Er reiſete alſo nach B * * ließ den jungen Prediger, den er vor zwey Jahren ordinirt hatte, zu ſich kommen, und that ihm den Vorſchlag, ob er Luſt hätte, ſein Adjunkt, und vielleicht, wenn er mit Tode abgienge, ſein Nachfolger zu werden. Der Prediger nahm, wie man leicht denken kann, dieſes Anerbieten ſeines Gönners mit beyden Händen an, und nachdem der Probſt von dem regierenden Herrn die Erlaubniß, dieſen jungen Mann zu ſeinem Gehülfen anzunehmen, erhalten hatte, ſo ſchickte er ihn in der Qualität eines adjungirten Probſtes in ſeine Dioeces, wo dieſer neugebackene Probſt, ein ſtoltzes, eigenliebiges Männ-

lein

lein, ſonderlich den armen Landpfarrern, die zum Theil mehr wirthſchaftlich, als auf das Studiren bedacht waren, viel zu ſchaffen machte, und ihnen ihre Schwäche mit vieler Bitterkeit vorrückte, wodurch er ſich nicht allein bey den Paſtoren, worunter es viele alte, würdige Leute gab, ſondern auch bey ihren Familien und bey ihren Gemeinden verhaßt machte.

Die Dioeceſanen waren gar nicht mit dieſem neuen Probſt, der ſo eigenſinnig, murrköpfiſch, und von ſeinen Wiſſen aufgebläht war, zufrieden, ſie ſahen ihn lieber gehen, als kommen, und ſie hätten gern ihren alten Probſt behalten, denn dieſer war ſehr herablaſſend, und ließ fünf gerade gehn, wie man im Sprichwort ſagt. Denn er wuſte wohl, daß den Landprediger, zumal, wenn er eine ſtarke Familie hat, oft die Noth treibt, ſich der Wirthſchaft zu ergeben,

ben, bey den Geschäften des Ackerbaus, woraus er seine Einkünfte nehmen muß, selbst mit Hand anlegen, und über der Oekonomie, die ihn nebst den Seinigen nähret und kleidet, sein bisgen akademische Gelehrsamkeit, die ohnehin seinen Bauern nicht viel nützen würde, auszuschwitzen. —

Der neuadjungirte Probst war noch auf der Reise in seiner weitläuftigen Dioeces begriffen, und befand sich eben bey einem Prediger in einem kleinen Städtchen, mit dem er weiland studirt hatte, als bey ihm die erfreuliche Nachricht eingieng, daß sein Senior plötzlich gestorben, und an einem Krebs, den er nicht hätte hinunterbringen können, erstickt sey. Sogleich riß er sich aus den Armen seines Freundes, der ihn treflich regalirt hatte, los, und eilte zur Residenz des Fürsten, um bey demselben die Bestätigung in der Probstwürde zu suchen; er erhielt sie

auch

auch ohne Mühe, weil der Fürſt in ſolchen Dingen, welche die Geiſtlichkeit betreffen, eben nicht ſkrupulös war, und ſich auch nicht viel darum bekümmerte. Doch redete er den neuen Probſt, als ſich dieſer für die erlangte Würde, die ihm jährlich über tauſend Thaler einbrachte, bedankte, alſo an: „Ich „habe ihn zum Probſt gemacht; nun ſey er „es auch, und ſorg' er dafür, daß mir kei„ne Ignoranten und ſchlechte Leute ins Amt „kommen, ſonſt kann er ſich zum T — — „ſcheeren.“

Der neue Probſt, dieſer landesväterlichen Erinnerung, und des Trumpfs, der darauf geſetzt war, eingedenk, warf ſich ins Zeug, ſtudirte vor dem Spiegel ſeine ehrwürdige Reſpekt und ſchüchterne Bewunderung erregende Probſtmiene, fragte ſeine Frau öfters, ob ers ſo recht machte, und wenn ſich Kandidaten zur Prüfung und Ordination

dination bey ihm meldeten, so schuhriegelte und pisackte er sie, daß ihnen der Angstschweiß ausbrach; viele derselben wies er oft aus Eigensinn ab, nachdem er sie vorher durch sein mürrisches und hochtrabendes Wesen intimidirt hatte, um sich das Ansehen eines gewissenhaften Oberaufsehers über die Schäflein Christi und ihrer Seelenhirten zu geben. Sein Vorweser hatte es immer beym Alten gelassen, weil er ein Feind aller Neuerungen war; dieser aber reformirte den Katechismus, das Gesangbuch, kurz, die ganze Liturgie, und führte eine neue Lehr- und Predigtmethode ein, darob der gemeine Mann Nasen und Ohren aufsperrte, und der aufgeklärte Gottesverehrer den Kopf schüttelte. Die Bibel wollte er in einen kurzen Auszug bringen, und, was ihn nicht behagte, daraus weglassen; weil aber der Lerm über das Beginnen dieses neuen Reformators zu groß ward, und bis zu den

Ohren

Ohren des Fürſten drang, ſo wurde ihm ſolches unterſagt, und er wurde angewieſen, in Religionsſachen und deren Abänderung behutſam zu gehen, widrigenfalls man ihn dimittiren würde. Dieſes war keine geringe Demüthigung für ihn und für ſeinen unerträglichen Stolz.

Dieſer junge Probſt alſo, den nicht ſein Geſchick und ſein Predigtamt, ſondern ſein blindes Glück, und der Zufall mit dem Krebſe, der ſeinen guten Senior urplötzlich in die andere Welt ſchickte, zu dieſer Würde erhoben hatte, gehörte ohne Widerrede, ſowohl, was ſeine phyſikaliſche Bildung, inſonderheit ſeine Geſichtszüge, als auch, was ſeinen moraliſchen Charakter betrift, zu den auffallenden Menſchenkarrikaturen und Mißgeſchöpfe, mit denen man nicht gern etwas zu thun hat, die man im Vorbeygehen anſiehet, und verachtet. Denn er

war nicht allein die Geiſſel der Kandidaten und Prediger, die ſeinem geiſtlichen Scepter unterwürfig waren, ſondern er führte auch einen ſchlechten und mißvergnügten Eheſtand. Er hatte eine hübſche ſittſame Frau aus B** von guter Familie geheirathet, die ſeinem Hausweſen ganz wohl vorſtand, und ſich ihrem Manne gefällig zu machen ſuchte. Dieſer machte er darüber, daß ſie ihm kein Vermögen zugebracht hatte, welches er doch vorher wuſte, allerley kränkende Vorwürfe, und verbitterte ſich und ſeiner Ehegattin auf ſolche Weiſe das Leben, welches er bey ſeiner guten Einnahme ſo vergnügt zubringen konnte.

Doch genug von dieſem Glückskinde und von dieſem Muſter des geiſtlichen Stolzes! Wir wollen noch einen Augenblick zu den großen Männern zurückkehren, und dann von ihnen eine kurze, vorläufige Anwendung

auf unſern Siegfried machen, der unter ihnen eine glänzende Rolle behauptet.

Daß der großen Männer alle Jahrhunderte nur wenige gebohren werden, daß ſie nicht in Menge, wie die Pilſe hervorwachſen, und daß ſie ihrer Seltenheit wegen deſtomehr zu ſchätzen ſind, das haben wir ſchon oben erinnert. Nun aber herrſcht unter ihnen, in Anſehung dieſer Geiſtesgröße, eine ſtarke Verſchiedenheit. Mancher erwirbt ſich durch Wiſſenſchaften und Künſte, mancher durch neue, gemeinnützige Erfindungen, ein dritter durch ritterliche Uebungen und Heldenthaten den Namen eines großen verdienten Mannes, mit dem unſer leichtſinniges, durch einen falſchen Geſchmack verwöhntes Jahrhundert oft nur gar zu verſchwenderiſch umgeht.

Von der leztern Art der durch ritterliche Tapferkeit und durch viele glücklich bestandene *) Ebentheuer berühmt gewordenen Männern, war unser gehörnter Siegfried, dem es nicht leicht einer in der Kunst, zu siegen, hervorthat, und dem wunderselten ein anderer Rittersmann, keck und kühn, einen Strauß abgenommen, denn er nahm's wohl mit dem ungeheuersten Riesen auf, wie aus seiner folgenden Geschichte erhellen wird.

*) Ein Abentheuer oder Ebentheuer bestehen, hieß in der alten, deutschen Sprache: einen gefährlichen, kühnen Streich, den man sich durchzusetzen vorgenommen hat, glücklich ausführen.

Drittes Kapitel,

handelt von Hörnern, ihren verſchiedenen Gattungen und ihren mannichfaltigen Gebrauch.

Ein gewiſſer Dorfprediger aus dem Rübenlande, wo der Sand wohlfeiler, als der Kaffee, iſt, der ſich in die ſogenannten Witzeleyen, welche ins Platte und Niedrige fallen, verliebt hatte, ſagte einſt zu ſeiner Dorfgemeine auf der Kanzel, vermuthlich, weil er nichts geſcheiteres zu ſagen wuſte, und weil ſein Kopf ſo leer, als ſein Kornboden war: (ich denke, es geſchahe in einer Leichenpredigt) „Es giebt man„cherley Nüſſe, meine Freunde! Leichenbe„gängniſſe, Bekümmerniſſe, Ereigniſſe, „gute und böſe Kopfniſſe, welſche Nüſſe u. „ſ. w.“ So möchten wir auch ſagen: es giebt mancherley Hörner, Nachtwächter-

hörner, Menſchen- und Eheſtandshörner, Hirten- und Schäferhörner, Jagdhörner, Altarshörner und dergleichen, alle zu verſchiedenen Gebrauch beſtimmt.

Die letzten waren ſonderlich im alten Teſtament Mode, und dienten vorzüglich zu einer Zuflucht für die Miſſethäter; denn welcher Verbrecher, den die Gerechtigkeit verfolgte, dieſe Hörner ergriff, der war in ſo weit vor der Strafe geſichert, und durfte nicht angetaſtet werden, weil der Ort heilig war. Man hat mit dieſen heiligen Zufluchtsörtern in den vorigen Zeiten viel Mißbrauch getrieben, und es iſt dadurch mancher Böſewicht, deſſen Leben eine zuſammenhängende Kette von verſchiedenen Laſtern war, in ſeiner Bosheit beſtärkt, und zu mehreren und größeren Freveltaten verleitet worden. —

Es giebt ferner thieriſche Hörner. Dem Vieh hat die Natur die Hörner theils zur Zierde, theils dazu gegeben, daß ſie ſich gegen andere Thiere, welche ſie angreifen und überwältigen möchten, vertheidigen könnten. Man macht von einigen dieſer Hörner auch Gebrauch in der Medicin. Die Alten pflegten den Ochſen, wenn ſie wild und ſtößig waren, ein Büſchel Heu um das eine Horn zu binden, damit ſich jedermann vor ihnen in Acht nehmen könnte.

Nachtwächterhörner geben keine liebliche Muſik, ſondern ſind, wenn ſie geblaſen, oder wie man insgemein ſagt, geruter werden, den Ohren läſtig Die meiſten Nachtwächter haben in ihrem Tuten, in ihrem Abrufen, in ihrem Singen etwas eigenes Manche bedienen ſich ſtatt des Horns einer Knarre, die aber dem Ohr noch unleidlicher iſt, und den Hypochondriſten, wenn er

drauf horcht, ſicher um einen Grad mißmüthiger macht. — Doch Klappern, ſpricht man, gehört zum Handwerk.

Jagdhörner — dabey iſt nicht viel zu erinnern, denn jeder, der vom Handwerk iſt, weiß, wozu ſie gebraucht werden, und wie ſie beſchaffen ſeyn müſſen. Nur dies müſſen wir bey Gelegenheit der Jagdhörner anmerken, daß der Weidmann von Profeſſion gemeiniglich eine gewiſſe Rauhigkeit der Sitten, und auch wohl gar bisweilen etwas Herzenshärte von ſeinen Geſchäften davon trägt, ſo wie der Krieger, der gleichſam beſtändig im Menſchenblute wadet, oft, ohne daran zu denken, ſeinen guten, menſchenfreundlichen Charakter in einen ungeſtümen, menſchenfeindlichen umwandelt.

Die Jagdhörner geben uns ferner Anlaß zu dem Wunſch, daß doch die großen Her-

Herren, die ſo unnatürlichen und grauſamen Parforcejagden abſchaffen, und die Koſten, die ſie darauf verwenden, zur Unterſtützung ihrer armen Unterthanen, oder zur Erbauung eines Findelhauſes anlegen möchten. Ergötze ſich an der Todesqual eines armen, gejagten Thiers, wer da will; für zarte und edle Seelen werden ſich ſchon andere und reellere Vergnügungen finden, als die leidigen Parforcejagden ſind.

Hirten- und Schäferhörner — Dieſe Inſtrumente, wodurch unſre Dorfhirten das Vieh zuſammenblaſen, ſind von ganz andrer Art, als diejenigen, deren ſich ehedem Arkadiens Schäfer und Schäferinnen, empfindſamen Andenkens, bedienten, um ihre Heerden in Ordnung zu halten. Ein arkadiſches Haberrohr mit einem deutſchen Hirtenhorn verglichen; ja, das iſt ein gewaltiger Unterſchied. Der Ton des

letzteren würde Menſchen und Vieh in der ehemaligen anmuthigen Schäferwelt, die Köpfe ſchwindlicht gemacht haben. Doch jedes Land hat ſeine Weiſe, wie jeder Narr ſeine Kappe. —

Menſchen- und Eheſtandshörner! — lieben Brüder und Schweſtern, die ihr dieß Büchlein leſet, wie wird euch bey dieſem Gedanken und bey dieſer Benennung zu Muthe? Ein jeder fühle in ſeinen Buſen, und — wer das Ding nicht ändern kann, der beruhige ſich, und denke: es iſt der Lauf der Welt! es geſchieht nichts neues unter der Sonne!

Wir könnten von ſolchanen Ehſtandshörnern, die nun einmal in der beſten Welt, in Europa, Aſia, Afrika und Amerika, nur mit verſchiedenen Modifikationen, gäng und gebe ſind, mehr, als ein Kapitel

ſchrei-

ſchreiben, und würde doch nicht fertig werden; ſo reichhaltig und fruchtbar iſt dieſe Materie, fruchtbar, wie der liebe Eheſtand ſelbſt, zumal, wenn des unvermögenden Mannes Stelle, mit deſſen ſtillſchweigender Einwilligung, durch einen vermögenden, vollkräftigen, allezeit fertigen Freund und Subſtituten erſetzt wird, der dafür ſorgt, daß der Stamm nicht ausgehe, woran oft in Familien ſehr viel gelegen iſt.

Es iſt doch ſonderbar, daß man die Eheſtandshörner gemeiniglich nur den männlichen Geſchlechte zueignet, und das weibliche davon ausſchließt. Ich habe mir oft den Kopf darüber zerbrochen, woher dies wohl kommen mag, denn ich gehe der Sache gern auf den Grund. Ob das Hörnertragen wider die weibliche Natur, wider das weibliche Decorum, oder ob's ſonſt eine geheime, verborgene Urſache iſt, das

weiß

weiß ich nicht, mag mir auch weiter keine große Mühe darum geben, um es zu wiſſen.

Ich habe dies ſo wenig, als den Urſprung der gehörnten Redensart begreifen können: Dieſe Frau hat ihrem Ehemanne Hörner aufgeſetzt, das iſt verdollmetſchet: Sie hat ihn einer Eheſtandsbeſchäftigung, die manchem ſehr ſauer wird, überhoben, ſie hat ihn zum Hahnrey gemacht.

Vorzeiten war das Hörnertragen und Hörneraufſetzen, oder, deutlicher zu reden, die Untreue beyder Ehegatten eine kitzliche und gefährliche Sache. Der Kopf wackelte einem dabey, und man war ſeines Lebens nicht ſicher, wenns ruchtbar wurde, der, oder die habe Ehebruch getrieben. Da kam flugs der Scharfrichter mit ſeinem Schwerdte, und blies, auf hohen obrigkeitlichen Befehl,

durch

durch einen unſanften Streich dem Ehebrecher, oder der Ehebrecherin das Lebenslicht aus.

Dieſe Barbarey kam ohnſtreitig daher, weil die alten deutſchen Geſetzgeber nicht in den Geheimniſſen der Gallanterie eingeweihet waren, weil ſie nicht genug die Schwächen des ſo leicht verführbaren Menſchen- ſonderlich Weiberherzens kannten, und weil ſie überhaupt nicht wuſten, oder wiſſen wollten, was zur feinen Lebensart gehört.

Dieſe Zeiten der Barbarey und der Unwiſſenheit ſind vorbey; das goldne Zeitalter iſt zurückgekehrt; wir brauchen, wenn wir auch im Eheſtande nicht Farbe halten, und uns, wie jenem Beichtvater eines die Veränderung liebenden Königs von Frankreich, nicht alle Tage Rebhun behagt, unſrer Köpfe wegen nicht beſorgt zu ſeyn, ſondern kön-

nen

uen ſie ſanft in den Schooß derjenigen niederlegen, die wir zu unſrer Lieblinginn erwählt haben, was auch unſre liebe Hausehre wider ſolche Wahl einwenden mag; — braucht ſie es doch nicht zu wiſſen.

Heutzutage iſt das Hörnertragen eine Sache, um welche man den Pöbel bereits, denn eigentlich kommt es nur den Vornehmen zu, die ſich dabey ganz wohl befinden, und ſich auch nicht das geringſte von Unzufriedenheit merken laſſen. Jeder Theil geht ungezwungen ſeinen Gang; jeder giebt dem andern in ſeinen Vergnügungen nach; jeder trägt des andern Fehler mit Geduld; und ſo leben die Eheleute unſers Zeitalters, ohne Zank und Streit, ohne Argwohn und Gardinenpredigten, wie die lieben Engel im Himmel.

Wir ſind bisher verſchiedene Gattungen

von Hörnern, welche unter dem Monde existiren, und bald zu diesem, bald zu jenem Gebrauch dienen, bald so, bald anders gestaltet sind, durchgegangen, und haben über jedes derselben versprochenermaßen unsre unvorgreifliche Meinung gesagt, überlassen's demnächst unsern Lesern, sich zu dem gesagten noch mehreres zur Sache gehöriges hinzuzudenken.

Von allen diesen Gattungen war nun dasjenige Horn sehr verschieden, welches die Natur, oder der Zufall, oder gar eine Fee (zur Zeit wissen wir's noch nicht mit Gewißheit) unserm ritterlichen Siegfried verliehen hatte. Es war ein Horn über alle Hörner, und hatte viele treffliche Eigenschaften, die insonderheit einem kühnen Ritter und Ebentheurer wohl zu statten kommen, und ihn zuweilen aus Noth helfen. Wie unser Held zu diesem Zierrath gekommen, wozu

es ihm genützet, und was er damit ausgerichtet, oder ob aus dem einen Horn gar zwey Hörner geworden, das wird aus einem der folgenden Kapitel, worinn seine Geschichte von einem Zeitabschnitt zum andern verhandelt wird, ersichtlich seyn.

Viertes Kapitel,

erzählt Siegfrieds Geburt, und was sich dabey merkwürdiges zugetragen hat.

Große Männer, die sich durch Geburt und edle Thaten vor vielen andern auszeichnen, haben gemeiniglich das Schicksal, daß man bald aus Neid, bald aus andern Ursachen, entweder ihre vortreflichen Thaten selbst, oder, wenn dies nicht angeht, und

und der Ruhm ihrer glücklichen Unternehmungen zu fest gegründet ist, ihren Ursprung und ihr Herkommen verdächtig zu machen sucht. So giengs auch unserm heldenmüthigen Siegfried.

Es hat Leute, unbesonnene und scharfsüchtige Leute gegeben, welche behauptet haben, Siegfried, der edle Ritter, um dessen Gunst Königstöchter sich bewarben, sey eines gemeinen Handwerkers Sohn, und habe sonach eine schlechte, pöbelhafte Erziehung genossen. Dies sind Verleumdungen, die von Uebelgesinnten und von Feinden des Heroismus ohne allen Grund behauptet werden, und auf die man folglich eben so wenig, als auf das dumpfige Geschrey der Krähen, zu achten hat.

Weg also mit dieser falschen, schmähsüchtigen Angabe von des tapfern und ehren-

renfeſten Siegfrieds Geburt! Es iſt vielmehr aus den zuverläßigſten Nachrichten und Urkunden, als da ſind Stammbäume, Gevatterbriebe, Grabſchriften, Leichen- und Hochzeitpredigten, beſondere Familienaufſätze, u. ſ. w. ohne alle Widerrede erweislich, daß unſer Siegfried aus uralten königlichen Geblüte herſtammt, und daß ſein Urgroßvater, welcher Erich mit den wächſernen Zehen hieß, der mächtigſte Fürſt und Eroberer der damaligen Zeit war, der die halbe Welt zittern machte.

Sein Vater, König in Utopien und Potalirien, hieß Sieghard, und ſeine Mutter, welche ſchier das ſchönſte und klügſte Frauenzimmer zu ihrer Zeit war, Adelgunde Polyxene. König Sieghard war ein friedfertiger, gutmüthiger Fürſt, und lebte mit ſeinen Nachbaren, worunter es zum Theil kriegeriſche und unruhige Köpfe

ypse gab, in gutem Vernehmen. Er hatte bereits zehen Jahr mit seiner schönen Gemahlin im Ehestande gelebt, und sich vergebens nach einem Erben seines Throns und seiner Tugenden gesehnt.

Die Königinn Polyxene, der es ebenfalls um Vermehrung ihres Hauses und Geschlechts zu thun war, weinte oft darüber, daß die Leibesfrucht so lange ausblieb, in der Stille, und härmte sich sehr, so, daß ihr schöner Leib begann mager zu werden, und sich in ihrem feinen, runden Antlitz bereits Runzeln einstellten.

Es wurden Buß- und Fasttage angestellt, damit der Zorn des Himmels sich von dem königlichen Hause wenden, und die Unfruchtbarkeit von der Königinn weichen möchte. Sämmtliche Unterthanen nahmen an der Unruhe und Verlegenheit ihres Re-

genten und seiner Ehegenoßinn Theil, und geriethen darüber in tiefe Trauer.

Während daß das ganze Land mit ihrem Könige Sieghard betrübt war, kam ein fremder Ritter, Namens **Ehrhard von Ehrenfried**, aus fernen Landen dahergezogen, mit einer stattlichen Waffenrüstung und köstlichen Kleidern angethan, welcher den König **Sieghard** zu sprechen begehrte.

Es wurde dem Könige angesagt, und dieser willigte sogleich in des Ritters Begehren, setzte sich auf seinen helfenbeinernen Thron, nahm seinen goldnen Scepter in die Hand, und hieß den Ritter vor sich kommen.

Als der Ritter in das Audienzzimmer kam, neigte er sich dreymal tief zur Erde; der König streckte seinen Scepter gegen ihn

aus,

aus, welches ein Zeichen der gnädigen Aufnahme war, und befahl ihm, seinen Vortrag zu beginnen, und ihm die Absicht seiner Reise nach Utopien zu eröfnen.

Der Ritter verneigte sich wieder, und redete also: „Allergnädigster König! ich mag Ew. Majestät nicht verheelen, daß ich eine gründliche Wissenschaft verborgener und geheimnißvoller Dinge, und insonderheit die Gabe besitze, künftige Begebenheiten vorauszusagen. Kraft meiner Kunst und Wissenschaft erfahre ich oft, was in den entferntesten Ländern, sonderlich an Höfen, vorgeht, ohne durch eine Furie davon benachrichtigt zu werden.

Eben durch diese Wissenschaft, die mir eine Fee bey meiner Geburt zum Pathengeschenk gemacht hat, habe ich in Erfahrung gebracht, daß Ew. Majestät wertheste Frau

Gemahlinn unfruchtbaren Leibes iſt, und nach einem Eheſeegen ſich herzlich ſehnet. Auch bin ich benachrichtigt worden, daß Ew. Majeſtät nebſt Dero getreuen Unterthanen dieſer anhaltenden Unfruchtbarkeit wegen, wider welche weder Faſttage, noch Liturgieen und Prozeßionen etwas helfen, in große Sorge und Betrübniß gerathen ſind.

Da ich nun an ſothanen Leidweſen Ew. Majeſtät den aufrichtigſten Antheil nehme, und meine beſchworne Ritterspflicht es erfordert, daß ich nicht blos auf Ebentheuer ausgehe, ſondern auch mit meiner ſeltenen Kunſt nach Vermögen jedermänniglich diene: ſo bin ich gekommen, Ew. Majeſtät und Dero erlauchten Ehegenoß einen guten, biedern Troſt einzuſprechen, und Ihnen zu verkündigen, daß die Königinn, ehe ein Jahr vergeht, eines ſtarken, geſunden und wohlgeſtalteten Prinzen geneſen wird.

Es wird aber dieſer Prinz, der aus Ew. Maſeſtät Lenden entſpringen, und die Freude Ihres Hauſes vermehren ſoll, ein gar mannhafter, kühner und edler Ritter werden, er wird ſich mit ungeheuren Rieſen und Drachen herumſchlagen, manch unerhörtes Abentheuer beſtehen, und ſehr frühzeitig in die Fremde gehen. Ihm wird eine trefliche wunderſchöne Gemahlinn zu Theil, die er aus den Klauen eines ſchrecklichen, feuerſpeyenden Ungeheuers erlöſen muß. Sein Leben wird er nicht gar zu hoch bringen, und zuletzt durch Hinterliſt und Neid ſeiner nächſten Anverwandten umkommen.“ —

Als der Ritter ſeinen Vortrag geendiget hatte, dankte ihm der König freundlich für die gegebene Nachricht, ließ ihm zu ſeiner Erquickung eine Flaſche Tokayerwein mit etwas Gebackenen reichen, (es war ohngefähr eilf Uhr nach dem daſigen Stadtſeiger) und

als es Essenszeit war, wurde er zur Tafel gerufen, wo er viel vornehme Grafen und Herren vorfand, die der König hatte von der Ankunft eines fremden, edlen Ritters benachrichtigen, und, um ihn kennen zu lernen, zu sich einladen lassen.

Indeß hatte der König, ehe die Mittagszeit kam, sich in der Königinn Gemach verfügt, und ihr verkündigt, was des Ritters Prophezeihung in sich enthielt, worüber sie eine übergroße, unglaubliche Freude empfand, und den Ritter zu sehen und zu sprechen verlangte.

Bey der Tafel wiederholte der Ritter auf freundschaftliches Ersuchen der Grafen und Herrn, die zum Könige eingeladen waren, den Hauptinhalt seiner Weissagung von bevorstehender baldiger Ankunft eines Prinzen, und verbürgte sich für die Wahrheit

der-

derſelben bey ſeinem Rittereide, worüber ſie ſämtlich ſehr froh waren, und dem Ritter wegen ſeiner Kunſt große Lobſprüche beylegten.

Der König redete nach aufgehobener Tafel den Ritter alſo an: „Edler, geſtrenger Ritter! Ihr habt mir und meinem ehelichen Gemahl heute eine ſehr angenehme Nachricht gebracht, die mein ganzes Hoflager in die freudigſte Bewegung ſetzt, und habt deswegen eine gar weite Reiſe unternommen; ich weiß nicht, womit ich Euch dieſes alles vergelten ſoll. Hätt' ich eine Tochter, mit Schönheit und Tugend begabt, ſo ſollte dieſes der Lohn Eurer Bemühung ſeyn. Nehmt indeß dieſen Ring (hier zog der König einen prächtigen, diamantnen Ring vom Finger) als ein Zeichen meiner Gewogenheit und Erkenntlichkeit an, und wiſſet, daß Er Euch, wenn Ihr einſt

in groſſer Verlegenheit ſeyd, die wichtigſten Dienſte leiſten wird. Zugleich lade ich Euch hiermit, wenn mir ein Prinz gebohren wird, zum Gevatterſtand und zum Schmaus ein, da wollen wir uns denn recht luſtig machen, und einander noch näher kennen lernen.“

Mit dieſen Worten verlies der König den Ritter, und wünſchte ihm eine glückliche Reiſe. Der Ritter, vergnügt über das Gelingen ſeines Unternehmens und über des Königs Geſchenk, ſchwang ſich auf ſein Roß, und kehrte in die Gegend, wo er hergekommen war, zurück.

Obgleich der König Siegbard ihm nicht geſagt hatte, worinn des koſtbaren Ringes, welchen er ihm verehrte, verborgene Tugenden beſtünden, ſo wurde er doch bald inne, was er ſich für Nutzen von demſelben zu verſprechen hätte.

Er

Er erfuhr nämlich zu ſeiner großen Verwunderung, als er einſt in Gedanken und von ohngefähr dieſen koſtbaren Ring auf den Zeigefinger der linken Hand geſteckt hatte, daß er die Kraft und Wirkung beſaß, den, der ihn an ſich hatte, unſichtbar zu machen, wovon er zu ſeiner Zeit Nutzen zu ziehn gedachte. Auch bemerkte er, daß dieſer Ring wider heftiges Kopfweh, und bey großen Gliederſchmerzen die erſprießlichſten Dienſte leiſtete. —

Als nun die Zeit, da die Königinn Polyxene, Siegbards, des Friedfertigen, Gemahlinn, nach des Ritters Prophezeihung, von einem Prinzen entbunden werden ſollte, gekommen war, ſo ereigneten ſich im Lande allerley Wunderzeichen. Verſchiedene ehrbare Frauen, die ſeit geraumer Zeit nichts zu wiegen gehabt hatten, gebahren auf einmal ſechs geſunde Kinder, welche ſo

groß

groß waren, als wenn ſie ſchon ein Vierteljahr alt geweſen wären. Hin und wieder entſtanden Feuersbrünſte, die ſich in kurzer Zeit von ſelbſt löſchten. Aus den benachbarten Wäldern kam das Wild haufenweiſe in die Städte und Dörfer gelaufen, leckte die Hände derer, die es greifen wollten, und ließ ſich ohne Mühe fangen. In der Reſidenz hörte man einige Abende hinter einander in der Luft eine liebliche Muſik, als wenn ein vornehmer Herr ein Konzert gäbe, und was dergleichen ſeltſame Dinge und Begebenheiten, über deren Bedeutung die politiſchen Kannengieſſer allerley Gloſſen machten, ohne an die Geburt eines Prinzen zu denken, mehr waren.

Endlich erſchien der glückliche Tag, es war der Achte des Septembermonats des Jahrs 1404, da es mit der tugendſamen Königinn Polyrene endlich nach langen und vergeb-

vergeblichen Harren zum Durchbruch kam, und da unſer Siegfried gerade um die Mittagszeit, zwiſchen zwölf und ein Uhr, zur großen Freude ſeiner Aeltern und aller getreuen Unterthanen, das Licht dieſer Welt erblickte. Er gab, als er gebohren war, nicht, wie andre Kinder zu thun pflegen, einen weinerlichen Laut von ſich; ſondern faſſe ſich mit einem ſanften Lächeln in ſeinem neuen Aufenthalt um, und war übrigens ſo fromm, wie ein Engel.

Zwar begieng er eine kleine Unart, daß er ſich gleich, da er nur auf dieſer ſogenannten Jammerwelt angekommen war, auf den Schooß einer vornehmen Geburtshelferinn (welche Art Leute man in Sachſen Großmutter, und im Brandenburgiſchen Wehemutter, auch Wieſenmutter zu nennen pflegt) des Ueberfluſſes ſeiner Blaſe entſchüttete. Aber man konnte ihm dieſen klei-

nen

nen Verſtoß wider die Höflichkeit nicht übel deuten, denn er war noch von keinem pedantiſchen und altklugen Hofmeiſter in der feinen Lebensart und in den Hofmanieren unterrichtet worden; auch hatte er noch nicht Campens Sittenbüchlein geleſen, ſondern er war, wie jener überweiſe Paſtor in B** von ſeiner dreyjährigen Tochter ſich ausdrückte, noch ganz Thier.

Fünftes Kapitel.

Weiterer Verfolg der Erzählung von Siegfrieds Geburt und den damit verbunden geweſenen Umſtänden.

Sobald König Sieghard, der eben zur Tafel gehen wollte, als man ihm die Nach-

Nachricht von der Geburt eines Prinzen verkündigte, seinen neugebohrnen Sohn beäugelt, und ihm seinen väterlichen Seegenskuß ertheilt hatte, gedachte er flugs an den edlen Ritter, dessen Prophezeihung nun in Erfüllung gieng, und freute sich im Geiste auf dessen bevorstehenden Gevatterstand. Ob er nun gleich wuste, daß der Ritter, vermöge seiner geheimen Kunst, der Königinn Entbindung erfahren, und sich schleunig auf den Weg machen würde, um den jungen Prinzen zu bewillkommen, und den Kindtaufenschmaus, worzu allerley prächtige Vorkehrungen gemacht wurden, verzehren zu helfen: so erachtete er es doch der Höflichkeit und Etikette gemäß zu seyn, ihm einen Courier mit der Nachricht von der ihm wiederfahrnen Freude zu senden; es traf aber dieser Eilbote den Ritter auf halbem Wege an, und kehrte mit ihm nach der Residenz zurück.

Des Ritters Ehrenfried Ankunft verursagte bey dem König Sieghard und dessen Gemahlinn, die sich als eine Wöchnerinn ganz wohl befand, große Freude. Der Ritter stattete dem königlichen Ehepaar in bester Form seinen wohlgemeinten Glückwunsch ab, und küßte den jungen Prinzen, den ihm die Amme auf einem sammtnen mit Silber gestickten Küssen darreichte, auf das zärtlichste.

Als dies geschehen war, und die bey solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Komplimente ihre Endschaft erreicht hatten, wurde aus goldenen Pokalen der Willkommen und des neugebohrnen Prinzen Gesundheit getrunken, wobey sich der gestrenge Ritter einen ziemlichen Rausch trank. Hierauf gieng man zur Tafel, und schmauserte herrlich; doch war dieser Schmaus nur eine kleine Vorbereitung auf das Gastmahl des folgenden

Ta-

Tages, da der Prinz seinen Namen bekommen, und nach hergebrachter Gewohnheit dem Volk von einem Balcon des königlichen Schlosses gezeigt werden sollte.

Es hatten sich wieder auf des Königs Geheiß viele Grafen und Herren bey der Tafel eingefunden, mit denen er nach geendigter Mahlzeit und gehaltener Mittagsruhe bey einer Tasse Succolade, in Wein gekocht, im Beyseyn des Ritters Ehrenfried zu Rathe gehen wollte, was der Prinz des folgenden Tages für einen Namen bekommen sollte; denn dies war eine Sache, worauf viel ankam.

Nach vier Uhr erhob sich der König von seinem Faulbettchen, und verfügte sich in das Zimmer, welches zur Berathschlagung bestimmt war, wo ihm bereits das liebliche, herzstärkende Getränk, wozu der ausländi-

ſche Caeao ſeine Frucht hergiebt, wollüſtiglich entgegen duftete.

Nachdem die Verſammlung einige Taſſen dieſes Getränks eingeſchlurft hatte, gab der König ein Zeichen, und man begann, über den Namen des Prinzen zu votiren. Der König pflegte ſeine Stimme zuletzt zu geben. Anfänglich waren die Stimmen ſehr getheilt; **Rupertus, Wigoleis, Treuhard**, waren die Namen, welche aufs Tapet kamen; es wollte aber keiner von dieſen dem Könige behagen. Endlich, da das Deliberiren und Votiren, welches bey verſchloſſenen Thüren geſchahe, bereits eine gute Weile gedauert hatte, kam einer aus der Verſammlung auf den glücklichen Einfall, man thue am beſten, wenn man dem Kinde den Namen des Ritters **Ehrenfried**, gäbe, zum Andenken und zu einer Art von Erkenntlichkeit, daß dieſer ſeine Geburt vor-

her

her verkündigt hätte. Denn der Ritter hatte bisher aus Bescheidenheit sein Votum suspendirt, und gedachte dasselbe bis zuletzt zu versparen. Die meisten Stimmen, und selbst der König, fielen diesem Vortrage bey, und es kam nur noch auf die Einwilligung des Ritters an. Dieser aber verbat sich die ihm zugedachte Ehre, und sagte: da nach seiner Vorherverkündigung, der Prinz dazu bestimmt wäre, viele Abentheuer zu bestehen, viele Kämpfe zu erringen, und viele herrliche Siege zu erfechten; so wäre seine unvorgreifliche Meinung diese: Siegfried sey der schicklichste Name, den man dem Prinzen geben könnte.

Die Rede des Ritters gefiel dem Könige überaus wohl, und fand bey der Versammlung allgemeinen Beyfall. Es wurde also einmüthig beschlossen: Siegfried sollte der Name des Prinzen seyn. Dieser

Name wurde auf einen besondern Zettel geschrieben, und in ein goldenes Kästchen gethan, welches der König in seiner Verwahrsamkeit hatte, und welches er des folgenden Tages demjenigen überantwortete, welcher den Auftrag hatte, dem Volke mit lauter, vernehmlicher Stimme anzuzeigen, wie der Prinz heisse.

Es blieb aber nach den Landesgesetzen dieser Name bis zu der bestimmten Stunde des folgenden Tages ein Geheimniß, da der junge Prinz dem versammelten Volke gezeigt, und dessen Name denselben durch einen dazu besonders erwählten Herold, welcher auch Geld und Schaumünzen auswarf, bekannt gemacht wurde, worauf das Volk ein oftmaliges: es lebe unser neugebohrner Prinz Siegfried! ertönen ließ. Selbst die Königinn, der man doch, als einem Frauenzimmer, die meiste Neugierde zutrauen

trauen konnte, erfuhr den Namen ihres Kindes nicht eher, als nach geendigter Ceremonie; und wer von des Königs Räthen, die der Berathſchlagung beygewohnt hatten, ſolchen vor der Zeit ausplauderte, der wurde auf einige Jahre des Landes verwieſen, und verlohr unter den Räthen ſeine Stimme. Es hatte aber mit der feyerlichen Namengebung eines neugebohrnen Prinzen in Utopien und mit der Darſtellung deſſelben vor dem Volke, folgende Bewandniß.

Gleich nach der Mittagstafel, ohngefähr um zwey Uhr, wurde mit einer groſſen, ſilbernen Glocke, die auf einem Seitenflügel der königlichen Burg befindlich war, und ſehr weit gehört werden konnte, zu dieſer Ceremonie eingelautet. Das Kind wurde vom Haupt bis zu den Füßen mit gutem Wein gewaſchen, oder vielmehr darinn gebadet; hierauf wurde es von der Wehmut-

ter in Begleitung zweyer königlichen Räthe, die über daſſelbe eine Art von Himmel oder Schirm von grüner Seide hielten, dreymal innerhalb der Burg herumgetragen und ſobald man hiervon zurück kam, beſprengte oder benetzte der älteſte geheime Rath nochmals das Geſicht des Kindes mit Wein, indem er einige gute Wünſche über daſſelbe ausſprach; ein jüngerer Rath muſte das Kind wieder abtrocknen.

Hierauf trug der älteſte Rath in Begleitung einiger ſeiner Kollegen und derer, die vom Könige zum Gevatterſtande gebeten waren, den Prinzen auf den großen Balcon des königlichen Schloſſes, der nicht gar zu hoch, ſondern nur um ein Stockwerk von dem Erdboden entfernt war. Der Prinz lag auf einem ſcharlachroth ſammtnen Küſſen, welches mit goldenen Franzen reichlich beſetzt war, und ſo wurde er ohngefehr eine Viertel-

telſtunde lang dem in Menge verſammelten Volke vorgezeigt, und von dem geheimen Rath, der ihn trug, zum öftern in die Höhe gehoben, damit man ihn recht ſehen könnte.

Nach geſchehener Vorzeigung des Prinzen, ritt ein Herold durch alle Straßen, und verkündigte unter dem Freudengeſchrey des horchenden Volks den Namen deſſelben, wie auch den Tag und die Stunde, da er gebohren war, welches jeder Bürger und Unterthan, ſobald er nach Hauſe kam, in ſeine Schreibtafel einſchrieb.

Sobald die Ceremonie geendigt, und alles in Ordnung gebracht war, gieng zwiſchen fünf und ſechs Uhr der groſſe Schmaus an, zu welchem viel benachbarte Fürſten und Herren erbeten waren, und der gemeiniglich ſpät bis in die Nacht dauerte. Der gröſßte

Zeitvertreib bey ſolchen Schmauſen war, daß man, dem Herkommen gemäß, beym Nachtiſch, ſobald der Wein zu wirken anfieng, allerley Räthſel und Aufgaben auf die Bahn brachte, die ein jeder, ſo gut er konnte, zu errathen und aufzulöſen bemühet war.

Der König ſelbſt war reich an ſolchen Einfällen, und verſprach demjenigen ein anſehnliches Geſchenk, der ihm am beſten folgende Fragen beantworten würde: warum man doch das Heyrathen eine Veränderung nennt, und warum die Teutſchen, die zur Ehe greifen wollen, gemeiniglich zu ſagen pflegen: ich will mich verändern.

Es ſagten viele von den Anweſenden hinter einander ihre Meinung über dieſe Aufgabe, die aber den König nicht befriedigte. Hierauf gab der König dem Ritter Ehrenfried

fried einer Wink, er möchte seine Gedanken vortragen; der Ritter bat die Gesellschaft um Erlaubniß, reden zu dürfen, leerte sein Glas Wein, und begann seinen Vortrag auf des Königs Befehl folgendergestalt.

Sechstes Kapitel,

Warum man das Heyrathen eine Veränderung nennt. Der Ritter Ehrhard von Ehrenfried legt mit der Beantwortung dieser Fragen bey dem Könige Sieghard und dessen Hofleuten große Ehre ein.

„Wir haben, so hub der Ritter Ehrenfried seinen Vortrag an, in unsrer ehrenwerthen, deutschen Muttersprache mancherley Räthsel und Sprüchwör-

ter, deren eigentlicher Urſprung zum Theil ſehr dunkel und ſchwer zu erklären iſt, und die auch nicht jedermann verſtändlich ſind. Indeß ſind die Sprüchwörter eine Zierde unſrer Sprache; wer ſie daraus verbannen wollte, der würde ihr die Seele nehmen.

Was nun insbeſondere die ſprichwörtliche, bey Eheſtiftungen gebräuchliche Redart: **ich will mich verändern**, anbetrift, worüber mir des Königs Majeſtät meine etwannige Meinung zu ſagen, befohlen haben, ſo finde ich ſolche der Sache ſehr angemeſſen. Denn es verändert ſich viel, ungemein viel, wenn man zum Eheſtand ſchreitet. Da ſind Veränderungen, große, zahlreiche und wichtige, aber doch immer natürliche Veränderungen auf Seiten des Mannes und auf Seiten der Frau. Wir wollen doch ſehen, worinn ſich beyde Theile eigentlich verändern.

Die

Die Frau verändert ſich zuförderſt in ihrer äuſſerlichen Geſtalt. Iſt ſie in ihrem ledigen Stande ſogar bleich und ſchwächlich, und entweder heimlich verliebt und Männerſüchtig geweſen: ſo wird ſie nun, wenn der Mann entweder ſeine Kunſt verſteht, und das junge Weibchen hübſch pflegt, ſo, daß es keine Nahrungsſorgen hat, dick und fett; ſie bekömmt eine friſche rothe Farbe, guten Appetit zum Eſſen, und genießt einer dauerhaften Geſundheit.

War ſie vorher, als Jungfer ſehr ſtark, ſo, daß man ſie füglich für eine verheirathete Perſon gehalten hätte: ſo wird ſie gemeiniglich nach ihrer Verheirathung etwas abnehmen, und fein ſchlank und proportionirlich werden, ſonderlich, wenn ſie nur erſt einmal ins Wochenbett gekommen iſt, und ſich darinn etwas verſucht hat. Die Schwangerſchaft macht nun freylich in Anſehung

ſehung der bisher erzählten Veränderungen eine Ausnahme, weil dabey einer jeden, ſie mag fett oder mager ſeyn, die Peripherie des Leibes merklich zunimmt, bis es endlich zum Durchbruch kommt, und die Frau ihrer Laſt entbunden wird.

Die Frau verändert ſich ferner in Anſehung der oft übertriebenen und unangenehmen Einſchränkung, der ſie gemeiniglich in dem Hauſe ihrer Aeltern unterworfen iſt, indeme ſie als Ehefrau nun ihr eigener Herr iſt, nach Gutdünken handeln kann, und in ihrem Hauſe zu befehlen hat. Zwar ſcheint es, als ob ſich bey einem angehenden Eheweibchen, nur die Form der gedachten Einſchränkung veränderte, als ob ſie aus der Herrſchaft und Gewalt der Aeltern in die Herrſchaft des Mannes, der des Weibes Haupt iſt, übergienge: Aber die Herrſchaft der Männer über ihre Weiber

hat

hat heut' zu Tage nicht viel zu bedeuten.

Unſre Ehemänner ſind, wie es denn auch recht und billig iſt, und wie wir bereits in dem avantpropos, oder in der Zueignungsſchrift erinnert haben, ſo gefällig und galant geweſen, und haben die rohen, ſtrengen Sitten ihrer Vorfahren abgelegt, die mit ihren Eheweibern, wenn ſie das geringſte verſahen, (und wie leicht verſieht mann's nicht!) zuweilen ſehr übel haushielten, und inſonderheit alsdenn keinen Spaß verſtunden, wenn ſie über das ſechſte Gebot ſtolperten. Folglich iſt die Veränderung, die ein junges, vollkräftiges Frauenzimmer, welches ſich durch die ſeegensreiche Hand eines Prieſters zum Eheſtande, oder zu der Befugniß, bey einem Manne ſchlafen zu dürfen, einweihen läßt, allemal vortheilhaft und angenehm, vorausgeſetzt, daß übri-

gens

gens im Eheſtande alles fein ordentlich und züchtiglich zugeht, daß kein Theil dem andern Verdruß erweckt, und Mann und Weib ſich wohl begehn.

So verändert ſich alſo beym Eintritt in den Eheſtand die Jungfer, oder die angehende Frau; es entſteht nun die Frage, die ich noch kürzlich beantworten will: wie verändert ſich der Mann, oder der Junggeſelle, wenn er heirathet?

Der Mann verändert ſich ebenfalls, wenn er zum Stand der heiligen Ehe ſchreitet, auf mannichfaltige Weiſe, welche mit der, wie das junge Weib ſich verändert, zwar in manchen Stücken übereinkommt, in vielen aber davon abweicht. Er verändert gemeiniglich (dies lehrt und beſtätigt die Erfahrung) nach geſchehenen Bettſprung zuerſt ſeine Stimme; ſprach er vorher im Alt,

oder in einem hellen Tenor, ſo redet er nun im Baß, oder Diſkant, obgleich der letztere Ton bey verheiratheten Männern, die ihren Weibern fleißig die eheliche Pflicht leiſten, ſeltener iſt.

Der Mann verändert ſich ferner, ſo wie ſeine Frau Gemahlinn, in ſeinem Gange. Gieng er vorher als ein ehrbarer Junggeſelle, den noch kein Mädchen verführt und um ſein Kleinod gebracht hatte, mit engen, abgemeſſenen Schritten, als ob er auf Kohlen gienge, fein ſäuberlich einher: ſo wandelt er nun ohne Zwang, macht große, weite Schritte, die ſeine Mannheit und ſein geſetztes Weſen anzeigen, und ſein Gang iſt, wie der Gang eines Landdroſten, oder eines Bürgermeiſters.

Der Mann verändert ſich aber auch in Anſehung ſeiner Eßluſt, ſeiner Vorliebe zu

gewiſſen Gerichten und ſeiner körperlichen Beſchaffenheit. Wir wiſſens aus eigener Erfahrung, daß uns, wenn wir allein ſind, das beſte Eſſen und Trinken nicht halb ſo gut ſchmeckt, als wenn wir ſolches in der Geſellſchaft eines Freundes oder einer Freundinn genieſſen können. Aß alſo der junge Ehemann während ſeines ledigen Standes manchen Biſſen ohne Appetit und Geſchmack, und gedeihte ihm aus dieſem Grunde Eſſen und Trinken nicht: ſo bekömmt er nun, wenn ihm ſein liebes Weibchen allerley wohlſchmeckende Gerichte, nach ſeinem Wunſch und Geſchmack, zurichtet, und wenn ſie ihn zum öftern, da er ſichs nicht vermuthet, mit einem Leckerbißlein überraſcht, rechte Luſt zum Eſſen; ſeine Wangen werden feiſt, und ſein Bauch nimmt von Tage zu Tage im Umfange zu, welches eine natürliche Folge der Frauenpflege und des lieben Eheſtands iſt. Ueberdies pflegt er gewiſſe Speiſen und Ge-

richte,

richte, die er in seinem ledigen Stande nicht gar zu gern aß, die aber zu den Lieblingsgerichten seiner Frau gehören, aus Gefälligkeit gegen sie sich behagen, und recht wohl schmecken zu lassen.

Damit ich nicht zu weitläuftig werde, und die Geduld und Aufmerksamkeit der hochansehnlichen und vielgeehrten Gesellschaft ermüde, so will ich nur noch hinzusetzen, daß sich der Mann wie die Frau, nach der Heirath auch in seinen Gesinnungen und in seiner Denkart verändert. Ein neuer Stand, neue Sitten; sagt das Sprüchwort: so wird denn diese Veränderung in Gedanken, Gesinnungen und Sitten auch im Ehestande nicht ausbleiben. War das liebe Ehepaar vorher freygebig und verschwenderisch, so wird es nun wirthschaftlich und sparsam, weil es weiß, daß aus dem ehelichen Beyschlaf Kinderchen kom-

men, und daß diese etwas zu ernähren und zu erziehen kosten. Jagte es vorher mancherley rauschenden Vergnügungen nach, ohne sich bey einem derselben lange zu verweilen, oder dadurch nach Wunsch befriedigt zu werden: so findet es nun in den sanften, stillen Freuden des häuslichen und ehelichen Lebens, die sich mit dem Zuwachs der Familie vermehren und vervielfältigen, mehr unterhaltenden Zeitvertreib und mehr Belustigung, als in allen den flüchtigen Lustbarkeiten, welche es in seinem ledigen Stande oft aus Langerweile zu geniessen pflegte.

Der Mann verändert sich endlich auch, wenn er ehelich wird, in Ansehung seiner Einkünfte und deren Anwendung. So lange er ledig ist, und blos für sich sorgen darf, läßt er gemeiniglich das Geld, was er verdient, drauf gehen, und bekümmert

sich

ſich nicht um den andern Morgen. Heirathet er nun, ſo muß er zuvor ein Amt, oder ein Gewerbe haben, wovon er ſich nebſt den Seinigen ernähret; nun verändern und vermehren ſich ſeine Einkünfte; er kann nun, da er eigenen Heerd und eigene Wirthſchaft hat, Einnahme und Ausgabe mit einander vergleichen; er muß nun, wenn er anders ein vernünftiger Mann iſt, auf die ſtandesmäßige *) Einrichtung ſeiner Frau und Familie bedacht ſeyn, Die Frau hilft

*) Eine gewiſſe Dorfprieſtersfrau in der Mark beſchwerte ſich in dem Klagbillet, welches ſie, um von ihrem Manne geſchieden zu werden, bey den Gerichten einreichte: ihr Mann hätte ihr die ſtandesmäßige Ernährung verſagt, und wäre auch jetzt nicht im Stande, ihr ſolche zu reichen, weil er ſie zuweilen mit Buchgrütze, Kartoffeln und andern Produkten ſeiner Aecker und Gärten gefüttert hatte.

ihm die Wirthschaft führen, und theilt die Sorgen für das Hauswesen und für die Erziehung der Kinder mit ihm; der Mann erwirbt, und die Frau wendet das Erworbene Haushälterisch an. Alle diese Veränderungen nun, deren ich, wenn es die Zeit litte, noch mehrere beybringen könnte, und die mit dem Ehestande unmittelbar vergesellschaftet sind, müssen dem Manne, wie dem Weibe, so viel ich davon einsehe, zum Vergnügen und Vortheil gereichen, und die jungen Leute, die da freyen wollen, drücken sich daher sehr richtig und adäquet aus, wenn sie sagen: _ich will mich verändern.

Hier endigte der Ritter Ehrenfried seinen Vortrag, und der König nebst der ganzen Gesellschaft lächelte ihm Beyfall zu. Auch erhielt er von dem Könige ein ansehnliches Geschenk; welches in einer geldnen

Dose

Dose bestand, die mit lauter seltenen Goldstücken und Schaumünzen angefüllt war.

Siebentes Kapitel.

Der Ritter Ehrenfried wird genöthigt, noch einige Tage zu verweilen. Es kommt etwas von Siegfrieds Erziehung, Kindheit und Jugendgeschichte vor.

Der Ritter Ehrenfried hatte sich sowohl durch seine glücklich eingetroffene Prophezeihung, als auch durch die gute, vernünftige Erklärung der vom Könige beym festlichen Gevatterschmause gegebenen Aufgabe: warum man das Heyrathen

eine Veränderung nennt, dergestalt bey dem Könige Sieghard und seiner Gemahlinn eingeschmeichelt, daß beyde ganz für ihn eingenommen waren, und nicht wusten, was sie ihm alles zu Gefallen thun sollten.

Der Tag nach der Darstellungsceremonie des jungen Siegfrieds wollte der Ritter seines Weges ziehen, von wannen er kommen war; aber der König nöthigte ihn gar freundlich und dringend, er möchte sichs noch einige Tage an seinem Hoflager gefallen lassen, und ihm unterdessen, vermöge seiner Kenntniß und Erfahrung, mit gutem Rath; wie die Erziehung des jungen Prinzen (sonst pflegen sich große Herren sehr selten um dergleichen Sachen, die sie für Kleinigkeiten halten, zu bekümmern) am besten anzustellen und einzurichten wäre.

Ehrenfried willigte darein, und brachte auf des König Sieghards ausdrückliches Verlangen noch einige Tage ganz vergnügt an dessen Hoflager zu. Als er nun wegen der Erziehung des jungen Siegfrieds, und wie man dabey am besten zu verfahren habe, im Beyseyn einiger Räthe gefragt wurde, so sagte er: „er wäre der Meinung, daß, ob er gleich die sogenannten Hofmeister, Informationsräthe und Privatlehrer, unter welchen es freylich viel Pedanten und schale Köpfe gäbe, nicht verachte, es doch bey dem jungen Siegfried, wenn er zu den schulfähigen Jahren heranwüchse, überall keines Hofmeisters bedürfe. Denn aus galanten Wissenschaften und fremden Sprachen, die an vielen Höfen getrieben, und insonderheit mit der fürstlichen Jugend von ihren Lehrern geübt werden, würde er nie etwas machen; ein gutes Stück Wildpret, und

ein vielköpfichtes Ungeheuer, bey deſſen Erlegung er ſeinen Muth und ſeine Kunſt zeigen könnte, würde ihm lieber ſeyn, und ihm mehr Vergnügen machen, als Langens lateiniſche Grammatik und bs beaux arts reduits à un même principe par M. *Batteux*, denn er ſey von der Mutter Natur zum wilden, kriegeriſchen Genie, und zu einem tapfern, felſenharten Rittersmann beſtimmt. Man dürfe ihn alſo, fuhr der Ritter Ehrenfried fort, indem die anweſenden Räthe ſich räuſperten, ohne alle Beſorgniß ſo aufwachſen laſſen; die Natur ſelbſt werde ihm ſchon dasjenige beybringen, was zu ſeiner künftigen Lebensart erfordert würde. Vor allen Dingen ſolle man ſo zeitig, als möglich, alles Frauenzimmer von dem jungen Prinzen entfernen, weil er durch den Anblick und durch den Umgang deſſelben ſich weichlich und weibiſch gewöhnte, und ſonach

von

von seiner künftigen Bestimmung abgezogen würde.“

Obgleich der Rath des Ritter Ehrenfrieds, die künftige Erziehung des jungen Siegfrieds betreffend, (denn zur Zeit lag er noch in den Windeln, und bedurfte nur Wartung und Pflege) dem Könige in vielen Stücken sonderbar und befremdend dünkte, weil solcher ganz von der gewöhnlichen Hof- und Erziehungsmanier abwich: so muste er ihm doch im Grunde recht geben, wenn er sich das Ding recht überlegte, und insonderheit der Schilderung nachdachte, welche ihm der Ritter von des Prinzen künftigen Thaten und Schicksalen gemacht hatte.

König Sieghard nahm also den guten Rath des Ritters mit Dank an, lobte seine Weisheit, und bezeugte ihm in Gegen-

wart seiner Räthe, die auch wohl manches wider dessen vorgetragene, paradoxe Meinung einzuwenden haben mochten, sein gnädiges Wohlgefallen in den huldreichsten und herablassensten Ausdrücken, um welcher willen Ehrenfried von dem Hofschranzen, welches gemeiniglich ein neidisches, habsüchtiges, eigennütziges Völklein ist, beneidet wurde.

Ehrenfried wollte sich nun nicht länger halten lassen, sondern nahm von dem Könige und dessen Gemahl, nachdem er sein Pathengeschenk *) auf des Prinzen Wiege stillschweigend hingelegt, und denselben

*) Worinn dieses Pathengeschenk bestanden, ob in einem goldenen, oder silbernen Harnisch, oder in einer meßingenen Kaffeekanne? darüber geben uns die alten Annalen keine hinlängliche Auskunft.

ſelben geherzt hatte, ſeinen höflichen Abſchied. Er muſte aber vor ſeinem Abſchiede dem König und der Königinn verſprechen, daß er, wo nicht alle Jahre, falls ihn ſeine Geſchäfte daran verhinderten, doch wenigſtens ein Jahr ums andre einen Beſuch bey ihnen abſtatten, und ſich bey und mit ihnen erlaben wollte. Dieſes Verſprechen wurde nach alten deutſchen Brauch durch einen Handſchlag verſiegelt und feſt gemacht.

Prinz Siegfried, der bey der guten Nahrung, die er von ſeiner ſukkulenten Amme erhielt, zuſehends gröſſer und ſtärker wurde, hatte kaum ſein zweytes Jahr erreicht, als er ſchon anfieng, früh eingedenk ſeiner künftigen Beſtimmung, den Bändelband, der ihm zu läſtig war, zu zerreiſſen, ſeinen Aufſehern und Wärterinnen zu entlaufen, und ſich in den nahe gelegenen Bä-

ſchen,

ſchen, oder auf den benachbarten Feldern mit den Bauerjungen herumzutummeln. Darüber gerieth ſein königliches Aeltenpaar oft in große Sorge und Bekümmerniß; aber der werdende Knabe, der mit Macht ſeinem Beruf und ſeinem Jünglingsalter entgegen reifte, kam immer wohlbehalten, wenn gleich zuweilen etwas zerkraßt und zerſtäubt, von ſeinen Exkurſionen und Balgereyen, als Vorübungen ſeines künftigen Standes, zurücke, und die Aeltern, die ihn ſeiner Verwegenheit wegen, wenn er, ziemlich verunſtaltet, bey ſeiner Rückkehr aus Hayn und Flur, vor ihren Augen erſchien, in aller höchſteigener Perſon züchtigen wollten, begunnten ihn ſeiner Poßirlichkeit und Dreiſtigkeit wegen anzulächeln, und vermochten nicht, wenn er ſo ſeine kleinen Abentheuer in kindiſcher, ſtammelnder Sprache mit der Miene und mit der ſtolzen Selbſtgenügſamkeit eines alten, funfzigjährigen

rigen Helden erzehlte, ihm das geringſte Leid zuzufügen.

Der Ritter Ehrenfried hielt ſein Wort, und ſtellte ſich zu der verſprochenen Zeit an des König Sieghards Hoflager ein, wo ihm alle Ehre wiederfuhr, und wo er ſich inſonderheit in den ſeinetwegen angeſtellten Turnieren und andern ritterlichen Uebungen hervorthat.

Als er das zweyte Jahr wiederkam, war der junge Siegfried gerade vier Jahr alt, und hatte das Anſehen eines Knaben von acht Jahren.

Das Geburtsfeſt des Prinzen wurde diesmal mit großem Pomp gefeyert, und gegen das Ende der Tafel wieder manches auf die Bahn gebracht, welches den anweſenden Gäſten zum Zeitvertreib und zur Be-

luſti-

lustigung gereichte. Unter andern wurde die Frage aufgeworfen: welches das beste Mittel wäre, einen ungerathenen Sohn zum Gehorsam zu bringen, und ein böses Weib zu bessern.

Die Meinungen über diese Aufgabe waren sehr verschieden und getheilt; der König hatte diesmal aus Scherz, pour la rarité du fait, einen Sekretaire, oder Schreiber *) bestellt, der alle diese verschiedenen Meinungen über die vorgelegte Frage protokolliren, und auffreiben muste, damit man hernach das Resultat herausbringen könnte,

*) Es ist doch sonderbar, daß die verschiedenen Sprachen in den Charakteren, Ehrenstellen und Würden der Menschen so einen gewaltigen Unterschied machen, daß z. B. ein gewisses Amt oder ein gewisser Dienst, in deutscher Sprache ausgedrückt, für eine

Be-

könnte, welche unter allen die beſte und befriedigendſte ſey.

Der König dachte es wohl, daß der Ritter Ehrenfried wieder den Streit entſcheiden, und den Preiß davontragen würde. Als die Reihe an ihn gekommen war, erinnerte ihn der König, frey heraus zu ſagen, was er von der Sache dächte, worauf der Ritter ſeine Meinung in folgenden Worten vortrug.

Achtes

Beleidigung geachtet wird. Ein ſogenannter Sekretaire, ſey er ein Poſtſekretair, oder Sekretair bey einem vornehmen Herrn, würde mich z. B. ſehr drauf anſehen, wenn ich ihn auf gut Deutſch einen Schreiber nennen wollte.

Achtes Kapitel,

enthält die Beantwortung der Frage: „Wie ist es am gescheutesten anzufangen, um einen ungerathenen Sohn zum Gehorsam zu bringen, und ein böses Weib in ein gutes zu verwandeln?“

„Die vorgelegte Aufgabe, so redete der Ritter Ehrenfried, enthält eigentlich zwo Fragen, deren jede ich der Ordnung wegen besonders beantworten will. Was also zuerst den ungerathenen Sohn, an dessen Unarten und Halsstarrigkeit grösstentheils dessen Aeltern und Erzieher selbst Schuld sind, anbetrift, so haben zwar diejenigen Grafen und Herren, welche vor mir votirt haben, geäussert: die besten Mittel zu seiner Zurechtbringung wären, ent-

entweder, daß man ihm auf einige Jahre ins Zuchthaus, oder unter die Soldaten ſtecke. Einige von den Herren haben es ſogar für ein dienliches Mittel erachtet, daß man ihn enterbe. Dadurch würde er aber, nach meinen Bedünken, noch verſtockter und liederlicher werden; und wenn der Vater ſolcher ungerathenen Kinder nicht reich iſt, ſo fält das vorgeſchlagene Mittel von ſelbſt weg, nicht zu gedenken, daß es nicht allemal in der Gewalt der Väter ſteht, ihre Söhne, wenn ſie auch ungerathen ſind, zu enterben, denn ſie können ſich beſſern, und über ſolches willkührliche Enterben haben die Geſetze Verfügungen gemacht.

Ich will mich nicht, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, in Prüfung und Widerlegung der verſchiedenen, von Gelehrten und Ungelehrten vorgetragenen Meinungen einlaſſen, die über dieſe Streitfrage bekannt

geworden ſind. Die meiſten vorgeſchlage-nen Mittel, die zwar, welches ich nicht zu leugnen begehre, in einzelnen Fällen ihre Wirkung thun, bey dieſem oder jenen unge-rathenen Sohn anwendbar, und zu ſeiner Beſſerung, die keine väterliche Züchtigung zu bewerkſtelligen vermochte, heilſam ſeyn können, verfehlen doch gemeiniglich ihres Zwecks, führen oft zur Verzweiflung, und müſſen doch am Ende, wenn alle gelin-den und ſcharfen Zurechtbringungsmetho-den vergeblich verbraucht ſind, dem durch vielfältige Erfahrung erprobten Haupt- und Univerſalmittel weichen, wel-ches ich einer höchſtanſehnlichen Geſell-ſchaft ſogleich zu eröfnen die Ehre haben werde.

Und worinn beſteht dieſes vortrefliche, bewährte und ſichere Mittel zur baldigen Zurechtbringung eines ungerathenen Soh-

nes

nes, der in seiner Unbußfertigkeit verharret? Etwa darinn, daß man ihn auf die Galeeren schmiede, oder gar unter dem Vorwande, er sey ein für die Welt verdorbener Taugenichts, ihm das Leben nehme? Behüte Gott! das wäre ja übertyrannisch, weil man an der Besserung des Menschen, so wie an der Genesung eines Kranken, so lange jener lebt, und dieser nur noch den Athem bey sich spüren läßt, nie gänzlich verzweifeln soll.

Dieses treffliche Mittel ist sehr einfach und kurz, es macht auch nicht viel Aufwand: **Man gebe dem jungen, ungezogenen Buben eine Frau, und, wenn er gar zu arg und bärbeißig ist, eine böse Frau, eine andere Xantippe:** diese wird ihn schon kirre machen, und ihm nach den Regeln ihrer Kunst, die Bosheit austreiben, sollte es

auch, in Ermangelung anderer Hausmittel, mit Hülfe eines Nachttopfs oder Besenstiels geschehen.

Es kann schon eine Frau überhaupt, wenn sie auch die beste, artigste, verträglichste, liebreichste Frau ist, bey solchen erzbösen Jünglingen, die ihren Aeltern und Lehrern alles Herzeleid zugefügt haben, wenn sie nur noch nicht alles menschlichen Gefühls quitt und ledig sind, Wunderdinge thun, und sich bey denselben in Respekt und Ansehen setzen. Zuerst versucht sie die Güte, aber nicht, wie jener zum Amtmann gewordene fürstliche Leibkutscher, den sein Fürst bey einem solchen Versuch der Güte in der Gerichtsstube überraschte, sondern auf eine Art, die ihr ihre Klugheit und Weltkenntniß, wie auch die Bekanntschaft, welche sie, vielleicht aus der Lesung guter, moralischer Bücher, oder aus dem Umgan-

ge mit vernünftigen Männern, die weder Kopfhänger, noch Naturaliſten waren, geſchöpft hat, an die Hand giebt.

Will aber die Güte bey dem böſen Jüngling, der nun ein Ehemann worden iſt, nichts verfangen, ſo kehrt die kluge Frau, daß ich mich eines gemeinen Sprichworts bediene, das Rauche heraus, und ſucht ihn durch allerley ſcharfe, wohlgewählte Mittel, die ihm empfindlicher, als Schläge und Zuchthausſtrafe ſind, zu ſeiner Schuldigkeit zurück zu führen. Und wenn dieſe Kur, wobey es auch zuweilen ohne Ohrfeigen und Rippenſtöße von Seiten der Frau nicht abgehen mag, eine kurze Zeit gedauert hat: ſiehe, ſo läßt der arme Schelm, der vorher ſo troßig und übermüthig war, die Ohren hängen, und weiß nicht, wie ihm geſchehen iſt. Denn es giebt, worüber man ſich wundern muß, kei-

ne verzagtere und furchtſamere Geſchöpfe, als eben ſolche ungerathene, freche Buben, ſobald man ihnen zu ihrer Zucht eine Frau giebt.

Beyläufig muß ich erinnern, daß der Weiſe, der dieſen Rath zuerſt ertheilte, und dieſes Univerſalmittel, als ein Arkanum, zuerſt unentgeldlich unter ſeinen Zeitgenoſſen bekannt machte, Brephobius hieß. Er war aus altem, adelichen Geſchlechte, wollte aber nie von ſolchem Tand, wie er es nannte, etwas wiſſen; und da ich ſein Neffe war, ſo ſetzte er mich, als er ſterben wollte, zum Erben ein, und vertraute mir inſonderheit das mehrerwähnte Arkanum der probaten Weiberkur für böſe Jünglinge an, welches damals nur noch wenigen bekannt war.

Zwar

Zwar melden die Jahrbücher der Gelehrten, insonderheit der alten Zeitrechnung, nichts von diesem Weisen, dessen Urgroßvater Hofdichter und zugleich Mundschenk bey einem fränkischen Könige gewesen war; aber er war nicht ehrgeizig, nicht stolz, und suchte selbst, wo er wuste und konnte, aus übergroßer, jedoch lobenswerther Bescheidenheit, die Ausbreitung seines Ruhms, gefliessentlich zu verhindern.

Doch ich kehre, nachdem ich meines Oheims **Brephobius** nur im Vorbeygehen gedacht, und seinem Andenken ein kleines, freundschaftliches Opfer gebracht habe, zu dem ungerathenen Sohn und zu seiner moralischen Wiederherstellung durch Weiberkuren zurück.

Was nun die gute Frau bey solchen Erzbösewichtern, die gegen alle Strafen ab-

gehärtet ſind, nicht auszurichten im Stande iſt, das vermag die böſe, zumal, wenn ſie etwa ſchon einen Mann gehabt hat, oder, wenn ſie reich und wohlhabend iſt. Schon den guten Männern, die man als wahre Tugendbilder betrachten kann, zieht eine ſolche Xantippe das Fell über die Ohren, und macht ihnen das Leben ſauer; wie wird ſie nun nicht mit ſolchen jungen Milchbärten umſpringen, die ihren Aeltern und Lehrern nicht haben gehorchen wollen?

O da ſieht man ſeine Luſt, wie ſie den ungerathenen Balg nach Verlauf von wenigen Eheſtandswochen, zur großen Freude und Verwunderung aller, die ihn kennen, und ſolch Wunderding hören, ſo fromm, nachgebend und geſchmeidig macht, daß er ſich ſelbſt in dieſe ſchleunige Metamorphoſe nicht finden kann, und die ganze Sippſchaft ob ſolchem unerwarteten Ereigniß erſtaunt.

Der

Der Ritter bat, weil er noch eine zwote Frage, die Zurechtbringung der böſen Weiber betreffend, zu beantworten hatte, um Erlaubniß, ein wenig zu verſchnieben, welches ihm gar gern von der Geſellſchaft bewilligt wurde. Man trank indeß einigemal auf des königlichen Hauſes und inſonderheit auf des Prinzen Siegfrieds Geſundheit herum; der Ritter ſammelte neue Kräfte, und wurde von einem aus der Geſellſchaft, der ein ſehr aufmerkſamer Zuhörer ſolcher Vorträge war, freundlich erinnert, die Mittheilung der Anekdote von dem Amtmann, der Kutſcher geweſen war, und ſeinem Fürſten, nicht zu vergeſſen, deren er bey Gelegenheit des Verſuchs der Güte, kürzlich Erwähnung gethan hätte.

Neuntes Kapitel.

Ehrenfried erzehlt eine Kutſcheranekdote, welche ſehr belacht wird, und erläutert die zwote Frage, wie man es anfangen müſſe, um gottloſe Weiber ſo fromm, wie ein Lämmchen zu machen, und ihnen alle Wildheit, allen Ungeſtüm zu benehmen.

Nachdem der Ritter Ehrenfried durch den herrlichen Rebenſaft, der ſo glatt, wie Zucker und Honig, eingieng, ſich gelabt und erquickt hatte, ſetzte er ſeinen Vortrag folgendermaßen fort.

Ich muß noch, ſo redete er, ehe ich die verſprochene Anekdote, zu deren Mittheilung ich aufgefordert bin, erzehle, aus dem, was ich vorher von dem ungerathenen Sohn und deſſen wunderartiger Zurechtbrin-

bringung durch Weiberzucht gesagt habe, etwas nachholen, welches der Gesellschaft vermuthlich zur Belustigung gereichen wird, und welches die Wahrheit dessen, was ich behauptet habe, beweiset.

In einer gewissen niedersächsischen Gegend lebte ein steinreicher Mann, ein ehrlicher Landwirth; dieser hatte einen einzigen, aber ungerathenen Sohn, der ihm viel Verdruß und Kränkungen verursachte, und den er durch keine Mittel zu bessern vermochte. Endlich, nachdem er alles umsonst versucht hatte, gab ihm ein guter, kluger Freund den Rath, er sollte ihm eine Frau geben, und zwar sollte er sich bemühen, eine rasche, entschlossene Person, Jungfer oder Wittwe, für ihn auszusuchen, die ihm die Spitze bieten könnte.

Der alte Landwirth folgte dem Rath seines Freundes, und verheirathete den bösen, tükischen Buben, mit dem weiter nichts anzufangen war, an eine gottselige Priesterswittwe von mittelmäßigem Vermögen, die ihren lieben, seligen Mann zu Tode geärgert hatte, und von der sich also vermuthen ließ, sie werde auch über diesen jungen Bösewicht Herr werden, und ihn von seiner Bosheit purgiren.

Es waren kaum vier Wochen seit der Verheirathung dieses Ehepaars vergangen, so bekam der alte Landwirth die erfreuliche Nachricht: sein Sohn sey ganz umgekehrt, man finde auch nicht eine Spur seiner vorigen Lebensart mehr an ihm; er sey ganz verdutzt und niedergeschlagen. Einst stand dieser neue, durch seine Frau gebesserte Ehemann Abends, an einem schönen Sommer-

abend,

abend, vor der Thür, da die Gänze eben eingetrieben wurden, ganz gedankenvoll, und hängte den Kopf. Er bemerkte, daß die eine Gans, die nebst den übrigen vor seiner Thür vorbeykamen, den einen Flügel hängen ließ, und sagte zu der Gans, deren Zustand er mit dem seinigen verglich, in seiner plattdeutschen Sprache: „Gänse„ken, heſt de ok gefriet?“ dies ist verdollmetschet: Gänschen; bist du auch verheirathet?

Ich komme nun zu der versprochenen Kutscheranekdote. Ein gewisser Fürst hatte einen Leibkutscher, mit dem er sehr wohl zufrieden war, und der ihm viele Jahre treue Dienste geleistet hatte. Bey einer gewissen Gelegenheit versprach ihm der Fürst eine gute Versorgung, und befahl ihm, er möchte sich selbst erkundigen, wenn ein hübscher Dienst in seinem Lande aufkäme, der

sich

sich für ihn schickte, den sollte er haben. Endlich erfuhr dieser Leibkutscher, nachdem er lange vergeblich geforscht und vigilirt hatte, daß auf einem der fürstlichen Aemter, einige Meilen von der Residenz, der Justizamtmann mit Tode abgegangen wäre. Zu dieser vakanten Stelle meldete er sich unverzüglich bey dem Fürsten. Der Fürst aber lachte über diesen Einfall und sagte: „Kerl, bist du ein Narr? du verstehst ja nichts von den Rechten, und willst Justizamtmann werden?“ „Ihro Durchlauchten, versetzte der Kutscher, ich weiß mir zu helfen, ich halte mir einen oder zwey Gesellen, welche die Arbeit verrichten, und manche vorfallende Kleinigkeiten richte und entscheide ich selbst nach meinem gesunden Menschenverstand.“ Dem Fürsten gefiel diese Antwort, und er versicherte den Kutscher, er sollte den Dienst haben.

Die fürstliche Regierung hatte bereits zur Wiederbesetzung der erledigten Stelle Anstalt gemacht, und den neuen Justizamtmann designirt; als aber der Befehl aus dem Kabinet zum Vortheil des bisherigen Leibkutschers kam, so muste sie ihre Wahl wieder aufheben, und den Gewählten, den es sehr verdroß, sich einen Kutscher vorgezogen zu sehen, anderweitig versorgen.

Einst fiel es dem Fürsten ein, seinen gewesenen Kutscher, der nun schon ein paar Jahre den Justizamtmannsdienst verwaltete, in seiner Behausung und bey seinen Geschäften zu überraschen. Der neue Justizamtmann hatte, mit höchster Bewilligung, einen geschickten Kandidaten der Rechte angenommen, der den Charakter als Justizsekretair, erhielt, und dem noch ein Schreiber untergeordnet wurde. Dieser Justizsekretair, der die ganze Sache des Amtmanns

manns verrichtete, und deshalb auch von ihm gut besoldet wurde, war ein feiner, weltkluger Mann, der seinen alten Vorgesetzten über manche Dinge verständigte, und dieser pflegte sich dabey einen guten Tag, ob er gleich alles unterschrieb, und allen Gerichtstagen und gerichtlichen Untersuchungen beywohnte; doch hatte er sich die Entscheidung kleiner Rechtshändel vorbehalten, und er erwarb sich in der That dadurch, daß er, wenn Gericht gehalten wurde, fast beständig zugegen war, und daß er zu seinem Vergnügen und Zeitvertreib zum öftern Akten las, eine ganz gute, für die Lage, worinn er sich gesetzt hatte, hinlängliche Kenntniß der Rechte, die man bey einem gewesenen Kutscher nicht hätte vermuthen sollen.

Der Fürst also kam gerade zu einer Zeit im Dorfe an, da der Amtmann eben einen

Bauer

Bauer vorhatte, der für einen Erzquerulanten bey der Gemeine bekann war. Er hatte seinen Nachbar wegen einer Kleinigkeit, die er an ihm zu fordern hatte, verklagt, und wollte sich durchaus in keinen Vergleich einlassen. Der Amtmann nahm ihn in der Gerichtsstube vor; erst redete er ihm zu, er möchte sich doch mit seinem Nachbar in keine Weitläuftigkeiten einlassen, und ihm, weil er ein armer Teufel war, keine unnöthigen Gerichtskosten verursachen. Der Bauer aber war viel zu eigensinnig und hartnäckig, als daß er diesen vernünftigen und sanften Vorstellungen hätte Gehör geben sollen. Der Amtmann über dessen Tücke unwillig, ergriff die Hetzpeitsche, die er gemeiniglich, weil er oft auf die Jagd gieng, bey sich führte, und prügelte den Bauer tüchtig das Leder aus, weil er glaubte, daß, was gute Worte nicht vermochten, Schläge vielleicht ausrichten würden.

Bey dieſer Arbeit traf ihn der Fürſt, welcher wider alles Vermuthen, weil er den Amtmann in ſeiner Wohnſtube nicht angetroffen hatte, in die Gerichtsſtube trat. Der Amtmann ließ ſich durch des Fürſten Ankunft nicht ſtören, ſondern hieb immer drauf los, bis er glaubte, dem hartnäckigen Kläger genug gegeben zu haben. Endlich machte er dem Fürſten ſeine demüthigſte Verbeugung, der ihn alſo anredete: „Ey, ey, Herr Amtmann, was macht ihr da?“ Der Amtmann erwiederte mit einem ernſthaften und richterlichen Ton: „Ihro Durchlauchten, ich verſuche die Güte. Hierauf erzählte er dem Fürſten den ganzen Vorgang, und ſchilderte ihm in ſeiner gewohnten treuherzigen Sprache des Beklagten drückende Armuth, und des Klägers Geiz und Hartnäckigkeit. Der Fürſt befahl, den Beklagten kommen zu laſſen, der ſich nichts anders vorſtellte, als er würde

wegen

wegen der Schuldforderung, die er nicht bezahlen konnte, ins Gefängniß wandern müssen. Als er in gebückter Stellung mit einer Miene, die zwar Furcht und Bangigkeit, aber doch ein gutes Gewissen verrieth, in der Gerichtsstube ankam, hieß ihn der Fürst gutes Muths seyn, und that den Ausspruch: daß der Kläger seiner Widerspenstigkeit und schlechten Gesinnung wegen, sein Recht an den Beklagten verlieren, und dieser ihm nichts weiter schuldig seyn sollte. Der Fürst ließ sichs gefallen, als dieser Handel geendigt war, bey seinem gewesenen Leibkutscher das Mittagsmahl einzunehmen, und kehrte, sehr zufrieden mit dessen Prozeduren und mit seiner häuslichen Einrichtung in seine Residenz zurück.

Diese Anekdote wurde von der Gesellschaft sehr belacht; das Betragen des Fürsten und seines Kutschers, der sich in den

Amtmannsdienſt ſo gut zu finden wuſte, fand vielen Beyfall. Beynahe aber hätte der Ritter Ehrenfried über dieſen Anekdoten und über den Anmerkungen, die darüber gemacht wurden, die Beantwortung der Frage vergeſſen: wie kann man ein böſes Weib am füglichſten kirre machen? Er wurde alſo daran erinnert, und fuhr folgendermaßen in ſeinem Vortrage fort.

Zehntes Kapitel.

Fortſetzung des vorigen;

Welche Kur bey böſen Weibern am ſicherſten anſchlägt.

So wahr ich Ehrenfried heiſſe, ſprach er, und ſo wahr ich ein ächter, mannhaf-

hafter Ritter bin, ich wünschte, ich hätte mich diese Frage, die böse Weiberklage betreffend, zu beantworten nicht unterwunden, denn solches ist fast schwer. Indeß halte ich dafür, weil ich nun einmal versprochenermaßen meine Meinung sagen muß, daß es nur zwo Mittel giebt, um böse Weiber zu bessern. Geduld, Sanftmuth, Schmeicheley, vernünftige, glimpfliche Vorstellungen, schonende Nachgiebigkeit — sind, nach meinem Urtheil, kindische Zuckermittelchen und Pillenversüssungen, die meinem männlichen Gaumen nicht behagen wollen.

Das erste Mittel also, eine böse Frau zu ihrer Schuldigkeit zurückzuführen, ist dieses: man setze sich gleich von dem ersten Augenblick des beginnenden Ehestandes an, in den gehörigen Respekt und Standpunkt gegen sie, und gestatte ihr durchaus keinen

Eigenſinn. Man mache es zum Beyſpiel, wie jener Edelmann, der das reichſte und böſeſte Weib in der ganzen umliegenden Gegend heirathete, an welches ſich kein Menſch, ihres Reichthums ohngeachtet, wagen wollte, weil Madame ihrer Xantippenart und unleidlichen böſen Laune wegen überall, weit und breit, berüchtigt war.

Jedermann wunderte ſich über das kühne Unternehmen dieſes Edelmanns, als er die berüchtigte Frau heirathete, und viele glaubten, er thäte es aus Armuth, oder aus einer Art von Verzweiflung, weil er ſich nicht anders zu helfen wüſte. Aber dieſer Edelmann war ſchlau, und hatte von ſeinem verſtorbenen Vater, der an ſeiner zwoten Frau, welche dieſes Edelmanns Stiefmutter war, ein ſolches Rabenaas zur Ehegattinn bekam, die ſeltene Kunſt erlernt, ein böſes Weib fromm, duldſam und

ge-

geſchmeidig zu machen. Man höre, wie er es anfieng.

Die Trauungsceremonie, welche in aller Stille, im Beyſeyn zweyer erbetener Zeugen, wovon der eine adelichen, der andere bürgerlichen Standes war, hatte ſich kaum geendigt, als der Edelmann ſeiner neuen Ehefrau, die eben in ihr Putzzimmer gehen wollte, um ſich zur Hochzeittafel anzuſchicken, befahl, ihm zu folgen, weil er einen Spazierritt auf ein benachbartes Dorf thun wollte, wo er etwas zu verrichten hätte. Er erhielt auf dieſen ſeltſamen Antrag die Antwort: „ſie glaubte, er müſte toll im Kopfe ſeyn, und ſie würde nicht von der Stelle gehen.“ Hierauf gebot er, indeß ihm der Kutſcher das Pferd ſattelte, ſeinen Bedienten, ſie mit Gewalt fortzuſchleppen, und ſich nicht an ihr Zetergeſchrey, noch an ihr Fluchen und Schimpfen zu kehren.

Die Bedienten thaten, was ihnen befohlen war, und da die gottlose, böse Frau, der sonst alles im Hause weichen und nachgeben muste, sahe, daß es nicht anders war, daß man sie mit Gewalt fortschleppte, so entschloß sie sich, nachdem sie ihr Stückchen geflucht, und mit unter vor Bosheit auch geweint hatte, geduldig mitzugehen, und da that sie warlich, wie jener respondirende Dorfküster, den der Kandidat, welcher predigen sollte, durch sein Absingen in große Verlegenheit brachte, sich ausdrückete, recht und wohl daran.

Kaum war der Edelmann eine gute Viertelstunde geritten, so machte das Pferd, welches er ritt, einige Seitensprünge, und wollte seinem Reiter nicht nach seinem Sinne gehorchen. Plötzlich stieg dieser vom Pferde herunter, zog sein geladenes Pistol aus dem Halfter hervor,

und

und schoß das arme, unschuldige Pferd auf der Stelle todt.

Hier erschrack die böse Frau; sie zitterte und bebte, weil sie glaubte, es könnte ihr eben so, wie dem armen Thiere, ergehen, und fieng an, in sich zu gehen. Als das Pferd todt war, befahl ihr der neue Ehemann, dem sie dergleichen Beginnen nicht zugetraut hätte, (denn als Bräutigam war er galant, wie ein Franzos, und geschmeidig wie ein Lamm) dem Pferde den Sattel abzunehmen, und ihn bis ans Dorf zu tragen. Sie gehorchte stillschweigend und ohne Widerrede. Als sie nun bey dem Dorfe, wo er Verrichtungen zu haben vorgab, ankamen, sagte er: „ich erinnere mich jetzt, daß derjenige, den ich sprechen wollte, heute in der Nachbarschaft zu Gaste ist; wir wollen also wieder umkehren, und nach Hause gehen.“ Er trabte voran,

und Madam mit ihrem Sattel auf dem Rücken hinterdrein, welches mit ihrem Anzuge einen seltsamen Kontrast machte; die Bedienten folgten in einiger Entfernung, um gleich bey der Hand zu seyn, wenn es Madam etwa noch unterweges einfallen sollte, ihren tollen Kopf aufzusetzen, und sich gegen die Befehle ihres Eheherrn albern und widerspenstig zu bezeigen; es bedurfte aber ihrer Hülfe nicht, denn die neue Ehefrau wandelte ganz gemhig ihrer Straße, und stellte vermuthlich über das, was vorgegangen war, und was etwa, nach wahrscheinlichen Muthmaßungen, noch vorgehen könnte, ernstliche, auf ihre Besserung abzielende Betrachtungen an.

Sobald das neue Ehepaar zu Hause gekommen war, verfügte sich der Edelmann in sein Zimmer, und gebot seiner Gattinn, ihm zu folgen. Er warf sich in einen Lehnstuhl:

ſtuhl; ſie muſte ihm die Stiefeln und die Kleider ausziehen, und alles dasjenige herbeybringen, was zu ſeiner Bequemlichkeit, oder zu ſeinem Neglige erfordert wurde.

Als dies geſchehen war, redete er ſie alſo an: „Madam, ſo wie Sie mich heute gefunden haben, werden ſie mich immer finden, wenn Sie Ihre gewohnte Lebensart und Ihren böſen Sinn nicht ändern, und dasjenige, wozu Sie ſich heute haben erniedrigen müſſen, werde ich Ihnen auch künftig, und vielleicht noch etwas ärgers, zu thun geben, wenn es mit Ihnen immer beym Alten bleibt. Dagegen ſollen Sie an mir den beſten, liebreichſten Mann haben, ſobald ich das Vergnügen haben werde, an Ihnen eine gute, vernünftige Frau zu finden. Eine Gefälligkeit, die Sie mir künftig in unſerm Eheſtande erweiſen, werde ich doppelt und dreifach vergelten, aber für

eine

eine Impertinenz, welche Sie, ohne zu erröthen, gegen mich äussern, werde ich Ihnen sicher zwanzig wiedergeben, die noch gröber und empfindlicher, als die Ihrigen seyn sollen.

Die böse Frau versprach auf diese ihr gehaltene Lection Besserung, stellte, als sie auf ihr einsames Zimmer kam, über ihr bisheriges Verhalten, dessen Prüfung und Untersuchung ihr nie in den Sinn gekommen war, über die Begebenheiten des heutigen Tages, über die Reden und über die Entschlossenheit ihres Mannes vernünftige Ueberlegungen an, faßte gute Vorsätze, beschlief diese gefaßten Vorsätze, welche sie beym Erwachen sehr heilsam und vernünftig fand; und besserte sich wirklich, so, daß sie mit ihrem Ehemanne das vergnügteste Leben führte, das jemals gelebt ward. —

Wo aber das erſte von mir vorgeſchlagene Mittel, deſſen ſich nach meiner bisherigen Erzählung, der Edelmann mit dem beſten Erfolg bediente, nicht fruchten will, da bleibt nichts anders, als das zweyte übrig: **Man ſchicke das arge, gottloſe Weib, mit dem kein Auskommen mehr iſt, ins Zuchthaus, und laſſe die Unholdinn allda, bey ſchlechter Koſt und harter Zucht für ihre Sünden büßen.**

Ueberhaupt ſcheint es mir hauptſächlich an der Erziehung zu liegen, daß wir in der Welt ſo viele böſe Weiber haben, die ihre Männer frohes Muths unter die Erde bringen. Denn man läßt gemeiniglich der jungen Mamſell, oder dem jungen Fräulein allen Willen, unter dem Vorwande, ſie ſey noch unſchuldig, ſie verſtehe es noch nicht; man ſchweigt zu allen ihren Unarten

ſtill,

ſtill, aus Furcht ihrer Geſundheit zu ſchaden, ſtatt, daß man ihr den Eigenſinn mit der Ruthe austreiben, und durch ſcharfe Zucht ſie gewöhnen ſollte, künftig ihren Männern gehorſam, gefällig und unterthänig zu ſeyn.“

Hier endigte der Ritter **Ehrenfried** ſeinen Vortrag, und erhielt allgemeinen Beyfall. Man ſchmauſete noch einige Tage, und vertrieb ſich die Zeit mit allerley Luſtbarkeiten, wobey Prinz **Siegfried** auch ſeine Rolle ſpielte, denn er gab, weil er Freyheit hatte, zu thun, was er wollte, und zu genieſſen, was ſeiner Sinnlichkeit behagte, manchen Kurzweil an, und nöthigte den alten, ernſthaften Knaſterbärten, die ſeinem Vater hofirten, manch holdes Lächeln ab. Als nun die Geburtstagsfeyerlichkeit geendigt war, kehrte der Ritter **Ehrenfried**, abermals beſchenkt

vom

vom Könige und seiner Gemahlinn, in seine Heimath zurück.

Prinz Siegfried wollte durchaus den Ritter Ehrenfried in seine Heimath begleiten; er ließ sich aber doch zureden, da dieser ihm vorstellte, wie er für itzt noch zu klein, und vielen Gefahren, sonderlich auf der Reise, unterworfen sey; wenn er aber, dem seinen Aeltern gegebenen Versprechen zufolge, über zwey Jahr wieder käme, (unterdessen würde er recht groß und stark werden) alsdenn wollte er ihm ein hübsches Pferd zum Geschenk mitbringen, und ihn darauf bey seiner Zurückreise mitnehmen. Bey dieser Vorstellung und bey der Erwartung des Pferdes, welches er bekommen sollte, beruhigte sich der junge Siegfried, und der Ritter zog seine Straße.

Eilftes Kapitel.

Noch etwas von Siegfrieds Jugendgeschichte. Ritter Ehrenfried wird von seinem Fürsten in den Grafenstand erhoben, und erhält bald darauf die Stelle eines Oberkämmerers bey dem Könige Sieghard. Der junge Siegfried tritt in Gesellschaft des Ritters seine erste Reise in fremde Länder an; dieses ist aber keine Reise auf Ebentheuer, zu welchen er noch etwas zu jung war, sondern nur eine Lustreise.

Siegfried sprach nach des Ritters Ehrenfried Abreise von nichts, als von diesem edelen Ritter und von dem Pferde, welches er ihm mitzubringen versprochen hatte. Der König, der seine Ungeduld sahe, wollte, weil ihm die Zeit zu lang wurde, sein Verlangen befriedigen;

Siegfried aber verbat ſich ſolches, und meinte, er wollte lieber ſo lange warten, bis der Ritter über Jahr und Tag wiederkäme, denn, weil er ein ſo kluger Mann wäre, der, wie er gehört hätte, auf alle Fragen antworten, und künftige Dinge vorherſagen könnte: ſo würde er ſich auch wohl auf die Kenntniß der Thiere verſtehen, und ihm ein Pferd ausſuchen, welches ſich für ſein Alter ſchickte.

Dem König gefiel es wohl, daß ſein Prinz ſo vernünftige Reden führte, und ſagte: weil er ſich denn bis zu des Ritters Ankunft gedulden wollte, ſo würde er ſichs vorbehalten, ihm gelegentlich ein anderes Geſchenk zu machen, wenn er ſich gut aufführen würde.

Siegfried erwiederte hierauf: an der guten Aufführung ſollte es nicht fehlen, man

te ihm nur seinen Willen lassen, und ihn nicht zu sehr einschränken, denn er müste sich zu seiner künftigen Bestimmung vorbereiten.

Der Ritter Ehrenfried konnte diesmal, als die stipulirte zweyjährige Frist, nach deren Ablauf er den König Siegbard zu besuchen pflegte, zu Ende gieng, sein gegebenes Wort nicht halten, sondern muste die Reise nach Utopien, welche ihm viel Vergnügen und Zeitvertreib gewährte, noch eine Zeitlang aussetzen. Denn es hatte ein fremder Fürst, der aus fernen und unbekannten Ländern, wie ein Ungewitter, welches sich in schwülen Sommertagen plötzlich am Horizont zusammenzieht, und den Spaziergängern plötzlich ihre Lust verdirbt, daher kam, sein Vaterland mit Krieg überzogen. Ehrenfried bekam, weil er seiner Tapferkeit wegen bekannt war, das Kom-

man-

mando über einen ansehnlichen Theil der jungen, in Waffen geübten Mannschaft, welche sein Fürst, ein stiller, friedliebender Herr, wie der König **Sieghard**, dem feindlichen Heer entgegenstellte. Es war ein hartnäckiger Krieg, ob er gleich noch nicht zwey Jahre gedauert hatte, denn es mischten sich von beyden Theilen andere Völker drein, welche, wie es zu geschehen pflegt, ihre Vortheile dabey suchten. Endlich aber siegten des friedliebenden und am Kriege ganz unschuldigen Fürsten Waffen; **Ehrenfried** trug durch seine kluge Aufführung, durch seine Kriegslist, und durch den Muth, welchen er seinen Soldaten zu rechter Zeit einzuflößen wuste, am meisten zur Wiederherstellung des Friedens bey, und wurde zur Belohnung in den Grafenstand erhoben.

Unterdeſſen hatte ſich der König Sieg-hard nebſt ſeiner Gemahlinn allerley Gedanken und Sorgen darüber gemacht, woher es doch kommen möchte, daß der Ritter Ehrenfried ſo lange ausblieb, und daß er ſich nicht zu der verſprochenen Zeit an ſeinem Hoflager eingefunden hätte. In dieſer Beſorgniß, ob ihn etwa gar bey ſeinen kühnen und mannhaften Unternehmungen ein Unfall zugeſtoßen, und er gar ums Leben gekommen ſeyn möchte, ſandte er einen Eilboten in Ehrenfrieds Vaterſtadt zu ſeinen Anverwandten, der ſich nach allem genau erkundigen ſollte. Dieſer kam bald mit der Botſchaft und frölichen Nachricht zurück, daß der edle Ritter ſein Vaterland bisher wider einen mächtigen Feind männlich vertheidigt, und dem Kriege ein Ende gemacht habe, daß er auch dafür in den Grafenſtand von ſeinem Fürſten erhoben ſey,

und er würde sich nun bald, nach wiedererlangter Ruhe und Sicherheit, an dem königlichen Hoflager einfinden.

Ueber diese Nachricht hatte der König und seine Gemahlinn große Freude, und beyde sahen des Ritters und nunmehrigen Grafen Ankunft erwartungsvoll entgegen. Auch der junge Siegfried, der nun bald acht Jahr alt war, erinnerte sich, als ihm diese Nachricht, die der ausgesandte Eilbote mitgebracht hatte, an sein ihm versprochenes Pferd, und sprang vor freudiger Sehnsucht und Begeisterung in die Höhe, daß er nun bald darauf reiten würde.

Endlich kam der neue Graf Ehrhard von Ehrenfried angeritten, und brachte dem jungen Prinzen ein schönes Reitpferdchen mit, welches bereits zugeritten war. Siegfried war über dieses Geschenk unge-

froh, und wuſte nicht, wie er's dem Grafen verdanken ſollte. Er wagte ſogleich einen Ritt, wobey er ſich ſehr gut zu benehmen wuſte, als ob er des Dinges ſchon gewohnt wäre, und, wenn ihn gleich das Pferd ein paarmal herunterwarf, ſo raffte er ſich geſchwind wieder zuſammen, und achtete des kleinen Purzelbaums nicht.

Der König hatte an den neuen Grafen wegen ſeiner langen Abweſenheit und wegen ſeiner letzten ruhmvollen Thaten, wodurch er der Erretter ſeines Vaterlands geworden war, hunderterley Fragen zu thun, die er ihm ſämtlich nach ſeinem Wunſch beantwortete. Es wurden dem willkommnen Gaſt zu Ehren, den man ſo lange nicht geſehen und genoſſen hatte, verſchiedene Feſte und Luſtbarkeiten angeſtellt, und Prinz Siegfried, der nach ſeiner Art und nach ſeinem zunehmenden Alter auch ſchon ein Wörtchen

chen mitreden konnte, nahm an diesen feyerlichen Ergötzlichkeiten Theil. Er hatte um so mehr ein Recht zu solcher Theilnehmung, weil sein Geburtstag, ein feyerlicher, wichtiger Tag für ihn — für sein königliches Aelternpaar — für's ganze Land (dem er aber in der Folge wenig oder gar nicht nützte) zugleich mit gefeyert und begangen wurde.

Diese festliche Freude wäre aber bald in Trauer verwandelt worden Siegfried hatte es den Bauerjungen abgesehen, daß sie sich öfters im nahe gelegenen Fluß in Gesellschaft, badeten, daß sie im Wasser schäckerten, Sprünge machten, sich einander verfolgten, mit dem feuchten Element besprengten, und mancherley Muthwillen trieben. Er wagte sich also auch an einem sehr heißen Sommertage, da die von seinem Vater geladenen Gäste aus der Nähe und

Ferne in der königlichen Burg noch beysammen waren, und sich auf verschiedene Art, theils durch Spielen und Voltigiren, theils durch Trinken und Spazierengehen, die Zeit vertrieben, ins Wasser, um sich abzukühlen, und zu versuchen, wie diese Wassermotion ihm bekommen würde.

Ohne Schwimmen gelernt zu haben, versuchte er es, zu schwimmen, und, siehe da! es gelang ihm. Weil ihm nun diese bisher ungewohnte Lust und Zeitverkürzung gefiel, so hielt er sich etwas zu lange im Wasser auf. Das Schwimmen machte ihn müde, und er gerieth von ohngefähr an einen schlüpfrigen, etwas unsichern Ort (denn er war überhaupt der Gegend nicht kundig) wo ein Stück Erde plötzlich unter ihm wegschoß, so, daß er in Gefahr war, zu ersaufen, und über dieser Lust sein Leben einzubüßen.

Von ohngefähr und zu seinem Glück kam ein Bauer, der in dem nämlichen Fluß in einiger Entfernung badete, herbeygeschwommen; dieser, da er den Prinzen erkannte, und die Gefahr sahe, in der er sich befand, ergriff ihn eiligst beym Schopf, zog ihn aus dem Wasser heraus, und rettete ihm das Leben.

Die Nachricht von diesem dem Prinzen wiederfahrnen Unfall und von der Gefahr, in die er sich so muthwillig und trotzigslich begeben hatte, erscholl bald vor den Ohren des Königs, der Königinn und derer, die um sie waren. Der König und seine Gemahlinn waren vor Schreck ausser sich. Man wollte den jungen Herrn wegen seiner abermaligen Verwegenheit, die ihn hätte das Leben kosten können, von aller ferneren Theilnehmung an den bey Hofe vorfallenden Lustbarkeiten ausschliessen; man

wollte ihn auf einige Tage bey Brod und Waſſer einſperren, und was der ihm zugedachten Züchtigungen mehr war; — aber der Graf Ehrenfried; der die Sache von einer ganz andern Seite betrachtete, ward ſein Fürſprecher, und ſagte zum Könige: „er möchte den Prinzen nur gehen laſſen; alles dies gehöre mit zu den Vorbereitungen zu ſeiner künftigen Beſtimmung; die Natur zeige jetzt ſchon, was ſie einſt aus ihm machen wollte; er dürfe ſchon itzt keine Gefahr ſcheuen, und ſein günſtiges Geſchick, oder vielmehr der ihn auf allen Wegen und Stegen unſichtbar begleitende Schutzengel *) wür-

*) Die Herren Theologen zanken ſich darüber, ob es Schutzengel gebe? und die mehreſten unter ihnen, wenigſtens unter den neueren, verneinen es. Mich dünket: es giebt welche, ſonderlich Schutzaciſter, gute Dämonen und unſichtbare Aufſeher für die Kinder,

würde ihn schon dafür bewahren, daß er nicht eher, als bis sein in dem Buch der Schicksale bestimmtes Ziel gekommen wäre, in irgend einer ihm drohenden Gefahr umkäme.

Ausserdem rieth der Graf Ehrenfried dem Könige: er möchte, wenn der junge Siegfried noch einige Jahre älter wäre, und

der, man verstehe und erkläre sich auch das Ding wie man wolle. — Wenigstens bleibt die Vorstellung von sogenannten Schutzengeln, die auf Gottes Geheiß dem Menschen zur Warnung und Beschirmung dienen, allemal eine erbauliche, viel Gutes wirkende Vorstellung für den gemeinen Mann, und ich sehe nicht, was damit ausgerichtet, oder gewonnen wird, wenn man diese fruchtbare Idee, welche doch die Bibel begünstigt, und die zum wenigsten nichts widersprechendes enthält, wegphilosophirt.

und es ihm einfiele, das väterliche Haus zu verlassen, um in die Fremde zu gehen, und sich daselbst etwas zu versuchen, doch ja sich sothanen Beginnen nicht widersetzen, sondern ihm seinen Willen lassen, und sich dabey versichert halten, er werde, als ein Glückskind, welches die Natur bildet und leitet, großen Ruhm erwerben, und seiner Abstammung Ehre machen.

Diesen Rath, der nicht allein vernünftig, sondern auch auf Erfahrung und Kenntniß des Zukünftigen gegründet war, lies sich der König gefallen, und weil er an dem Ritter und Grafen Ehrenfried überhaupt einen so geschickten, treuherzigen, beredten und einsichtsvollen Mann fand, der ohne Absicht und Eigennutz auf das Beste seines königlichen Hauses bedacht war, so sann er darauf, und machte allerley Entwürfe, wie

er

er ihn an seinen Hof ziehen und bey sich behalten möchte.

Gerade um diese Zeit, als der König mit solchen Gedanken zu Ehrenfriedo Vortheil beschäftigt war, starb sein oberster Kämmerer, der zur Kriegszeit zugleich als erster Befehlshaber die Residenz bewachen, und wider feindliche Angriffe vertheidigen muste, ein Mann von achtzig Jahren. Diesen erledigten Posten, den ansehnlichsten und einträglichsten im Lande, mit welchem auf den Fall, wenn der regierende Herr keine männliche Erben hatte, (denn die Landesgesetze schlossen das weibliche Geschlecht von der Regierung aus, wie Paulus solches, guter Ursachen wegen, vom Predigtamt ausschließt) die Thronfolge verbunden war, trug der König Sieghard, ohne auf die Menge und Namen derer, die sich dazu meldeten, zu achten, dem Grafen

Eh-

Ehrenfried mit umständlicher Zergliederung seiner guten Absichten und seiner gegen ihn tragenden Gewogenheit an. Ehrenfried, dem dieser Antrag ganz unerwartet kam, dachte nur einen Augenblick nach, faßte aber gleich, ohne vieles und langes Bedenken, seinen Entschluß, und antwortete dem Könige: „Was mir Ew. Majestät so ganz wider mein Denken und Vermuthen, mit so vieler Gnade und Großmuth anbieten, das nehme ich gern und willig, mit der unterthänigsten und lebhaftesten Dankbarkeit, jedoch mit der Bedingung an, daß mir Ew. Majestät vergönnen, ehe ich diesen wichtigen Posten antrete, in meine Heimath zurückzureisen, und mich bey meinem Fürsten und bey denen, die etwa von meiner Familie noch am Leben sind, zu beurlauben. Der König ertheilte ihm diese Erlaubniß ohne Anstand und Weigerung, und Ehrenfried machte sogleich Anstalt zu seiner Abrei-

reise, damit er desto eher wiederkommen möchte.

Ehrenfried hatte sein dem jungen Prinzen gegebenes Versprechen, daß er ihn bey der Heimreise mitnehmen wollte, vergessen; dieser aber erinnerte ihn daran, und wollte durchaus nicht von seinem Vorhaben abstehen.

Der König nebst seiner Gemahlinn wollten anfänglich nicht in die Reise des Prinzen willigen, weil sie seinetwegen besorgt und seiner Gegenwart gewohnt waren; doch liessen sie sichs endlich gefallen, als der Graf Ehrenfried sie versicherte, er sollte keinen Schaden nehmen, und er wollte ihn gesund und wohlbehalten wieder heim bringen. Sie reiseten also glücklich ab, und kamen, ohne daß ihnen auf dem Wege etwas widriges begegnet wäre, sicher an Ort und

Stelle.

Stelle. Dieſes war nun des jungen Siegfried erſte Auswanderung, wobey er viel zu ſehen und zu hören bekam. Er fragte den Graf Ehrenfried, ſeinen Begleiter, unaufhörlich über dieſes und jenes, was ihm war, und dieſer, der ſich über des Prinzen Aufmerkſamkeit auf alle vorkommende Gegenſtände freute, hatte Mühe, alle ſeine neugierigen Fragen zu beantworten.

Ehrenfried kam nach einer vierzehntägigen Reiſe (er muſte ſich diesmal länger als ſonſt, des jungen Siegfrieds wegen unterweges aufhalten) mit dem Prinzen, der über die Veränderung, welche ihm der Graf durch dieſe Reiſe machte, vor Freuden auſſer ſich war, glücklich in ſeiner Geburtsſtadt an, und ſein erſtes Geſchäft, nachdem er ſich ein wenig ausgeruht hatte, war, daß er ſeinem Fürſten aufwartete, um ihm ſeine

Verſor-

Verſorgung an des König Sieghards Hofe zu melden, und ſich bey ihm zu beurlauben.

Der Fürſt war unpäßlich; er wurde aber dennoch vorgelaſſen, und von demſelben ſehr gnädig empfangen. Ehrenfried eröfnete dem Fürſten, daß ihm der König Sieghard den vornehmſten und einträglichſten Poſten in ſeinem Lande, nämlich die Stelle eines Oberkämmerers und Kommendanten der Reſidenz, angetragen, und daß er ſolche auch unter der Bedingung angenommen hätte, wenn er von ſeinem gnädigſten Landesherrn, dem er viel Verbindlichkeit ſchuldig wäre, die Erlaubniß dazu erhalten würde.

Der Fürſt ertheilte auf dieſen Vortrag zur Antwort: „daß, ob er ihn gleich ungern verlöhre, maßen er ſich immer als ein

braver, tapferer Ritter gehalten, und ihm und seinen Unterthanen, sonderlich in dem letzten Kriege, viel nützliche Dienste geleistet hätte, er ihm doch an seinem Glück nicht hinderlich seyn wolle, und ihm die nachgesuchte Erlaubniß hiezu gern ertheile." Hierauf empfahl sich Graf Ehrenfried des Fürsten gnädigen Andenken, und dankte ihm für alle bisherigen Erweisungen seiner Huld und Gnade. Der Fürst entließ ihn mit den besten Wünschen für das Gelingen seiner künftigen Unternehmungen und für die Erhaltung seiner Gesundheit; er rief ihm noch, da er schon weggieng, nach: „Lebet wohl, edler Graf und Ritter, und vergesset euer Vaterland, vergesset auch euren kränkelnden Fürsten nicht."

Ehrenfried hatte keine Aeltern mehr, sondern nur einige weitläuftige Anverwandten, auf die er nicht viel gab, weil ihre

Gesin-

Gesinnungen nicht, wie die seinigen, bieder und edelmüthig waren. Von diesen nahm er in aller Kürze Abschied, brachte seine Sachen in Ordnung, gab einigen guten Freunden, die ihm lieber, als seine Anverwandten waren, einen Valetschmaus, und reisete nach einem vierzehntägigen Aufenthalt an seinem Geburtsorte, der von der Residenz des Königs Sieghard über hundert Meilen entfernt war, nach Utopien und nach dem Orte seiner Bestimmung in Gesellschaft des Prinzen Siegfried zurück, der sich in dieser ihm neuen und unbekannten Gegend recht lustig gemacht, und Vater und Mutter drüber vergessen hatte.

Graf Ehrenfried kam also nach einer Abwesenheit von zwey Monathen an des König Sieghards Hoflager an, und erregte insonderheit dadurch, daß er den Prinzen ganz frisch und unbeschädigt wieder zurück-

brachte, groſse Freude. Während Ehrenfrieds Abweſenheit hatte der König die in ſeiner Perſon getroffene Wahl zum Oberkämmerer vor jedermann, ſelbſt vor ſeiner Gemahlinn, geheim gehalten, und denen, die ſich dazu meldeten, zur Antwort gegeben; die Stelle ſey ſchon mit einem tüchtigen Manne wiederum beſetzt, der zur gehörigen Zeit ſeinen Poſten antreten würde.

Da zerbrachen ſich nun die politiſchen Kannengieſſer unter den Hofſchranzen adelichen und bürgerlichen Standes die Köpfe drüber, wer wohl dieſer erwählte Glückliche ſeyn möchte, mit deſſen Wahl der König ſo geheimnißvoll thäte.

Die älteſten unter des Königs geheimen Räthen, wovon ein jeder wegen ſeiner vieljährigen Dienſte, ein Recht zu dieſer Stelle zu haben vermeinte, fiengen an zu mur-

murren, weil ſie muthmaßten, der König würde ſie vorbeygegangen ſeyn, und einen alten Kriegsknecht aus der Provinz, oder gar einen Fremden erwählt haben.

Endlich wurde von dem Könige, dem die verſchiedenen Urtheile ſeiner Räthe und Bedienten über ſein dermaliges Verfahren, und ſelbſt ihr Murren, welches ihm zu Ohren gekommen war, zum Vergnügen gereichten, ein Tag beſtimmt, an welchem das ganze Geheimerathskollegium zuſammenberufen, und Ehrenfried demſelben als der neue Oberkämmerer vorgeſtellet ward.

Neid und Verwunderung über dieſes unerwartete Phänomen war beynahe auf allen Geſichtern der anweſenden Räthe und Hofleute ausgedrückt; aber es half nichts, ſie muſten ſich drein ſchicken, und dem neu-

en Oberkämmerer, ſo ungern ſie auch dran giengen, mit aller erforderlichen Beſcheidenheit und Submiſſion in des Königs Gegenwart, der ihre Unzufriedenheit gar wohl bemerkte, das Glückwünſchungskompliment abſtatten, wovon ihr Herz freylich ſehr weit entfernt war.

Zwölftes Kapitel.

Siegfried will ſich von ſeinen Aeltern und Befreunden, die in ihm eine Stütze des Throns zu ſehen glaubten, nicht länger aufhalten laſſen, er geht in die Fremde und auf die Wanderſchaft, gleich einem Handwerkspurſchen. Es ſtoßen ihm auch bald anfangs verſchiedene Ebentheuer auf.

Der neue Oberkämmerer Ehrenfried verwaltete, obgleich von vielen ſeines Glücks wegen gehaßt und beneidet, ſeinen neuen Poſten, der ihn zugleich zum Aufſeher über des Königs Schatzkammer machte, mit vieler Genauigkeit, und der Hof war mit ihm vollkommen zufrieden. Er war den Höflingen inſonderheit deswegen verhaßt, weil er die Schmeichler nicht leiden kennte, ſondern ſie, ſo viel es ſich thun

ließ, von Hofe entfernte, weil er kein Unrecht, keine Unterdrückung der armen Unterthanen duldete, und weil er ein unbestechlicher Freund und Verfechter der Wahrheit war.

Es nahmen auch seinetwegen verschiedene von des Königs Räthen ihren Abschied, und begaben sich in andrer Herren Dienste. Daraus aber machte sich der König nichts. Es fanden sich immer wieder andere geschickte und einsichtsvolle Leute, welche die leer gewordenen Stellen einnahmen, und die Abgegangenen hatten größtentheils Ursache, ihren Eigensinn und ihre vorgenommene Veränderung zu bereuen. Denn der König Sieghard war ein sehr guter, herablassender Herr, der mit seinen Unterthanen und mit seinen Bedienten, wie ein Vater mit seinen Kindern, umgieng.

Unterdessen hatte der junge Siegfried, der mit dem neuen Oberkämmerer, sobald es dessen Geschäfte erlaubten, fleißig ausritt und auf die Jagd gieng, an Jahren und Leibesstärke dergestalt zugenommen, daß es der stammhafteste Bauerjunge (welche Art von Geschöpfen größtentheils seine Gespielen waren) nicht leicht wagte, ihn wider sich aufzubringen, oder sich thätlich mit ihm einzulassen. Oft beobachtete ihn auch der Oberkämmerer, der ihm gleichsam statt eines Hofmeisters diente, nur von weiten, um ihn gänzlich seinem freyen Naturtriebe zu überlassen, und zu sehen, was daraus werden würde.

Der König Siegbard hatte zum öftern wegen seines Sohnes bange Ahndungen, denn er zweifelte, ob er ihn auch zum Thronerben bekommen würde, und stellte sich vor, wenn er erst einmal in die große

Welt gienge, ſo würde er Aeltern, Vaterland und alles vergeſſen, und niemals nach Utopien zurückkehren.

Der Oberkämmerer, dem der König ſeine nicht ganz ungegründeten Beſorgniſſe mittheilte, ſuchte ihm dieſe Grillen zu benehmen, und gab ihm unter andern zu bedenken, daß die Verfügungen des Schickſals einmal nicht zu ändern wären, und daß, wenn er gleich nicht ſein Thronfolger werden ſollte, ſolches nichts verſchlüge, weil es ihm gelingen könnte, und wahrſcheinlich gelingen würde, ſich durch ſeine tapferen und kühnen Thaten und durch eine daraus erfolgende glückliche Heirath eine andere Königskrone zu erwerben.

Siegfried hatte nun ſein dreyzehntes Jahr zurückgelegt; man ſahe ihn aber wegen ſeiner Länge und Leibesſtärke für einen

zwanzig-

zwanzigjährigen Jüngling an. Der Gedanke der Auswanderung und des Ausgehens auf Ebentheuer war ihm schon öfter durch die Seele gefahren, aber sein Freund und Rathgeber, der Oberkämmerer, hatte ihn bis jetzt unter dem Vorwande, er sey noch zu jung, davon zurückgehalten.

Nun konnte er aber vor Begierde, sich in der Welt etwas zu versuchen, und auf seine eigene Hand, ohne jemandes Hülfe und Unterstützung nöthig zu haben, nicht länger ausdauern; alles wurde ihm in der königlichen Burg zu enge; er fand an keiner Sache, die ihm dort begegnete, oder zu seiner Gemüthsergötzlichkeit angestellt wurde, Vergnügen mehr.

An einem Morgen stand er, nachdem er seiner Entwürfe wegen eine unruhige Nacht gehabt hatte, sehr früh auf, und sobald

bald er merkete, daß sein Vater zu sprechen wäre, ließ er sich bey ihm melden, weil er ihm eine Sache von Wichtigkeit vorzutragen hätte.

Der König ließ ihn hereinkommen, und fragte ihn mit väterlich freundlicher Stimme: „Mein Sohn! was ist dein Begehr?“ Siegfried antwortete: „gnädigster Vater, daß ich in die Fremde reisen und mir etwas versuchen möge, denn hier ist wahrlich meines Bleibens nicht, und ich verspüre bey mir einen großen Trieb, fremde Länder zu sehen, und mich, wenn ich nun größer und älter werde, durch ritterliche Thaten und Kämpfe berühmt zu machen.“

Der König erklärte sich hierauf gegen den Prinzen: er wolle, weil er nicht gewohnt sey, in Sachen dieser Art etwas blos für seinen Kopf zu beschliessen, mit seiner

Gemah-

Gemahlinn und mit seinem Oberkämmerer Ehrenfried darüber Raths pflegen, und in der morgenden Frühstunde sollte er seine Entschlüssung vernehmen.

Die Königinn, Siegfrieds Mutter, wollte nicht gern in die Abreise ihres lieben Sohnes, wenn sie ihn gleich, seiner kühnen und burlesken Streiche wegen, oft den Ungerathenen nannte, willigen; sie muste sich aber doch endlich drein ergeben, weil es des Oberkämmerers ernstlicher Rath und des Königs Wille war, daß er seinem Genie folgen, und sich unter fremden Leuten etwas versuchen sollte.

Am folgenden Morgen erhielt Siegfried, der sich schier auf eine abschlägige Antwort gefaßt machte, von dem Könige, seinem Vater, die Erlaubniß, zu wandern, und in die große Welt zu reisen, wobey

bey er es ihm anheimſtellte, ob er dieſe Reiſe zu Pferde oder zu Fuße unternehmen wollte.

Siegfried erwählte vor der Hand das letztere, und ließ ſein wohlberittenes Pferd in der ſichern und guten Verwahrung des Oberkämmerers, der es ihm verehrt hatte, zurück.

Es ſcheint faſt nöthig zu ſeyn, daß wir, ehe wir unſern Helden in die groſſe, weite Welt reiſen, und ihn, in Kraft ſeiner Beſtimmung und des innern Zuges, der ihn ſeiner Beſtimmung nähert, hier ein Ebentheuer, dort ein Ebentheuer beſtehen, und überall ſeine Schanz *) wohl wahrnehmen laſſen,

*) Schanz iſt ein altes, deutſches Wort, und heißt eigentlich ſo viel, als Gefahr. Seiner

laſſen, unſern Leſern von ſeiner bisheri-
gen Erziehungsart einige Rechenſchaft
geben.

Man wird ſich aus dem vorhergehenden erinnern, daß der Graf Ehrenfried bey dem Beſuch, den er nach der Geburt des Prinzen Siegfrieds bey dem Könige Sieghard ablegte, dieſem den Rath gab, er möchte dem neugebohrnen Prinzen, wenn er zu den ſchulfähigen Jahren käme, keinen Hofmeiſter, keinen Informator halten, ſondern ihn blos der Zucht und Leitung der Mutter Natur überlaſſen, weil er nicht zu einem Weichling, nicht zu einem galanten Herrn, ſondern zu einem mannhaften und

tapfern

ner Schanz wahrnehmen, heißt: auf ſeiner Huth ſeyn. Daher braucht man noch jetzt die Redensart: etwas in die Schanze ſchlagen, etwas der Gefahr, verloren zu gehen, Preis geben.

tapfern Ritter bestimmt wäre, dem, wenn er auf Ebentheuer ausgienge, oder wider einen Feind zu fechten hätte, sein offener Kopf und sein Kriegsglück forthelfen müste.

Diese natürliche Erziehungsart, ob sie gleich nicht allgemein zu empfehlen ist, ist doch nicht ohne Beyspiel. Denn wir haben in neueren Zeiten große Kriegshelden gesehen, die ohne allen Unterricht, sich selbst und ihrem Genie, überlassen, wie die Pilze, aufgewachsen sind. Der König Sieghard, der des Ritters Meinung, so wenig sie ihm anfänglich gefallen wollte, für gut und untrüglich hielt, folgte seinem Rath, und ließ den jungen Siegfried ohne allen Unterricht aufwachsen; Siegfrieds Mutter aber, der dieses rohe Wesen durchaus nicht in den Kopf wollte, lies ihn heimlich im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichten, und brachte ihm selbst, weil es ihr

nicht

nicht an Verſtand, Einſicht und Beleſenheit fehlte, manche gute Grundſätze bey, ſo daß er eines Informators allenfalls entbehren konnte. Vieles errieth und lernte der junge Siegfried von ſelbſt. —

Beym Abſchiednehmen von der Königinn giengs nun von ihrer Seite, wie man leicht denken kann, ohne Thränen nicht ab. Siegfried aber war, als ihm die königliche Mutter den letzten Kuß auf den Mund drückte, und ihm zugleich einen guten Zehrpfennig, immer weinend, zuſteckte, ſtandhaft, wie ein Held; er vergoß keine Thräne, und expedirte ſich überhaupt bey dem Abſchiede von ſeinen Aeltern ſo kurz, als möglich.

Der König Sieghard war auch nicht wenig gerührt, als er ſeinen Sohn mit einer kurzen, aber nachdrucksvollen väterli-

chen Ermahnung von ſich ließ. Der Oberkämmerer, von dem er ſich's ausgebeten hatte, daß er ihn auf ſeinem Zimmer letzen möchte, gab ihm auch noch einige gute Lehren mit auf den Weg, und trank ihm einen Römer voll a'ten Rheinwein auf glückliches Gelingen aller Unternehmungen zu.

Es war früh zwiſchen neun und zehn Uhr; und ein ſehr angenehmer Sommertag, als Siegfried, von einer ganzen Schaar Bauern, Bäuerinnen und Bauerjungen umringt, die ihm ſeine Kinderjahre hatten vertändeln helfen, und ihm auf eine Meile Weges das Geleite gaben, ſeine Wanderſchaft antrat. Den guten Leuten ſtanden die hellen Thränen in den Augen, als er ihnen, da es nun ans Scheiden gieng, ein: Lebt wohl, Kinder, und behaltet mich lieb, entgegen rief. Sie ſahen ihm ſo lange nach, als ſie konnten, bis er endlich vor ih-

ren Augen verſchwand. Er hatte, gleich einem Handwerkspurſchen, der, um einſt das Meiſterrecht und die Zunftfähigkeit zu erhalten, in die Fremde geht, ein mit den nöthigſten Bedürfniſſen angefülltes Felleiſen auf dem Rücken, und einen tüchtigen Dornknüppel in der Hand, mit welchem er, ohne ſich zu überlaufen, ganz gemächlich forttrabte. Unterweges gieng er keine Schenke, keinen Gaſthof vorbey, wo er nicht einkehrte, und ſich durch das, was für baares Geld zu haben war, erquickte. Ueberall, wo er hinkam, gab er ſich für einen reiſenden Handwerkspurſchen aus, der Arbeit ſuche, obgleich, wenn man ihn recht ins Auge faßte, und mit Gemächlichkeit, es ſey bey dem Lichte der Sonne, oder der Lampe, beantlißte, der Königsſohn aus ſeiner edlen, heroiſchen Miene und aus ſeinem blauen Augenpaar mächtig hervorſchimmerte, als welches ihm auch hin und wieder

viel unnütze Fragen neugieriger Forscher zuwege brachte.

Dreyzehntes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen.

Siegfried verirrt sich in einem großen Wald, und, da er sich endlich heraus findet, stößt er auf ein Dorf, wo er, weil er nicht viel mehr zu zehren hat, bey einen Schmidt in Arbeit geht.

Am ersten Tage seiner Auswanderung hatte Siegfried beynahe sieben Meilen zurückgelegt, als er ziemlich ermüdet, und von dem Strahl der Sonne verbrannt, in einem kleinen Städtchen ankam, dessen Ein-

Einwohner und Rathsherrn verſchiedener Thorheiten und lächerlichen Streiche wegen, welche ſie begangen hatten, verſchrieen waren, wovon diejenigen, die an dergleichen Leſereyen Vergnügen finden, in den ſogenannten **Vademekums für luſtige Leute** viel Aufgezeichnetes finden und ihren Appetit ſtillen können.

Die Sonne war ſchon ins Meer geſunken, das Horn- und Schaafvieh war ſchon eingetrieben, und die Hirtenweiber hatten bereits, nach hergebrachter Weiſe, zum Empfang ihrer Männer ihren Schmuck angelegt, als **Siegfried** in dem verſchrieenen Städtchen ankam, und in den erſten Gaſthof, der ihm aufſtieß, einkehrete.

Er legte ſein Felleiſen ab, forderte einen Krug Bier, und fragte zugleich den Wirth, der ein langer, vierſchrötiger Kerl

war, ob er für die Nacht Herberge bekommen könnte. Der Wirth antwortete: das könne er ihm nicht so geradezu versprechen; es wäre jetzt sehr scharf bey ihnen, denn es hätten seit kurzem viel Spitzbuben und allerley Lumpengesindel ihr Städtchen heimgesucht, und viel Betrügereyen verübt; daher wäre von ihrer wohlweisen Obrigkeit die heilsame Verfügung getroffen worden, daß jeder ankommende Fremde, er komme zu Pferde, oder zu Fuß, er sey Fürst oder Bauer, von dem regierenden Bürgermeister und von ihrem Oberprediger zuvor examinirt werden müste, ehe ein Wirth es wagen dürfte, ihm Herberge oder Nachtquartier zu geben: da es aber nun schon spät, und die Zeit zum Audienzgeben bey diesen vornehmen Herren verflossen sey, so zweifle er, daß er vorkommen möchte, doch könne er einen Versuch wagen, und zuerst den regierenden Bürgermeister, der ein Edelmann wäre, und al-

ſo Ihro Excellenz getitulirt würde, begrüſſen. Siegfried leerte ſeinen Krug geſchwind aus, erkundigte ſich nach des Konſuls Wohnung, und gieng hin.

Zum Glück für unſern Siegfried, der ſonſt leicht ſein Nachtquartier auf der Straſſe nehmen müſſen, war der Oberprediger bey dem regierenden Bürgermeiſter zu Gaſte; dieſes erfuhr Siegfried von des Bürgermeiſters Leuten, und kam auf den Einfall, wenn er vorgelaſſen würde, ſich für einen Predigersſohn auszugeben, um deſto leichter mit ſeinem Anbringen Gehör zu finden.

Der Bürgermeiſter befahl, als er des Fremden Anbringen von ſeinem Bedienten erfuhr, und vernahm, daß es ein hübſcher, wohlgekleideter, junger Menſch wäre, man ſollte ihn hereinkommen laſſen.

Die Dünſte des Rebenſafts hatten ſich, weil die Abendmahlzeit allmählig zu Ende gieng, der Köpfe des Herrn Bürgermeiſters und des Hohenprieſters bemeiſtert, und dies machte beyde aufgeräumt, wohlgemuth und zur Dienſtfertigkeit geneigt. Siegfried kam daher zur glücklichen Stunde; er hätte nicht gelegener kommen können.

„Meine hochgebietenden Herren, ſagte er, als er in die Stube trat, und ſich vor dem Bürgermeiſter und vor dem denſelben gegenüber ſitzenden Geiſtlichen verneigte, entſchuldigen ſie meine Freyheit; ich befinde mich in großer Verlegenheit, und Ihre Güte vermag allein, mich davon zu befreyen.“ „Wie ſo? wie ſo? mein Freund! fragte ihn der Bürgermeiſter, fehlt es ihm etwa an Gelde?“ „Das eben nicht, erwiederte Siegfried, aber der Wirth, bey dem ich eingekehrt bin, verſagt mir unter

dem

dem Vorwande eine Nachtherberge, weil ſo viel Spitzbuben hieher kämen; ich müſte mich erſt, ſagte er, von Ew. Excellenz und von dem Herrn Paſtor examiniren laſſen.“ der Tittel Excellenz fuhr dem Bürgermeiſter gewaltiglich durchs Gehirn; er befahl ſogleich (denn was kann ein ſchmeichelhaftes Wort, zu rechter Zeit angebracht, nicht für Wirkung thun?) ſeinem Bedienen, dem Fremden zu eſſen und zu trinken zu geben, ſich hierauf zum Wirth zu verfügen, und ihm in ſeinem Namen anzubefehlen, er möchte dem fremden Handwerkspurſchen für ſeine Rechnung ein gutes, bequemes Nachtquartier geben, und ein hübſches, reinliches Bette für ihn bereit halten, um zehn Uhr würde er ſich einſtellen.

Der Bürgermeiſter erniedrigte ſich ſo weit, daß er unſerm Siegfried von ſeiner Tafel in höchſteigener Perſon ein paar Glä-

ser Wein einschenkte, und sich mit ihm über seine Herkunft, über sein Alter, über den Ort, wo er hingedächte, in ein vertrauliches Gespräch einließ. Er kündigte sich beschlossenermaßen als eines Predigers Sohn aus Utopien an; sein Vater sagte er, habe Leberecht geheissen, und wäre bereits vor einigen Jahren gestorben; er, als sein einziger Sohn, der zum Studiren weder Geld, noch Lust, noch Geduld hätte, wolle sich jetzt in der Welt etwas versuchen, und vor der Hand, um seiner Mutter nicht zur Last zu fallen, ein ehrlich Handwerk erlernen. Dieser Vorsatz gefiel dem Bürgermeister überaus wohl, und er billigte sein Unternehmen.

Als der Hoheprieſter, welcher Taubenfuß hieß, den Namen Leberecht hörte, sagte er: das müsse nothwendig sein Verwandter gewesen seyn, denn sein seliger

Gros-

Großvater von der Mutterseite, habe Leberecht geheissen, und sey ein ehrlicher Schneider gewesen; es gäbe überhaupt viele Leberechts, welche diesen Namen bald als Vor- bald als Zunamen führten, in seiner Familie.

„Das ist nicht anders, sagte der Bürgermeister, indem er mit dem Oberprediger zusammenstieß, und ein volles Glas leerte, der junge Mensch ist ein Vetter von Ihnen.“ Dies gesagt, muste Siegfried auf des Bürgermeisters Geheiß, zur Bestätigung der neuen Vetterschaft, und auf das Wohl der ganzen werthen Taubenfusischen und Leberechtischen Familie noch einige Gläser Wein trinken, die er ihm aus besonderer Gefälligkeit, immer selbst einschenkte, und die ihm auf die gehabte Motion recht wohl bekamen.

Der

Der Oberpfarrer lud den neuen Vetter, weil sein Nachtquartier bereits bestellt, und er bey dem unfreundlichen Wirth, nachdem der Bürgermeister befehlen, und, daß keine Gefahr vorhanden sey, versichern lassen, gut aufgehoben war, auf den folgenden Morgen bey sich zum Frühstück ein, welches Siegfried mit höflichem Dank annahm; als die Glocke zehn schlug, beurlaubte er sich, und verfügte sich, ziemlich vergnügt und berauscht, in seine Schlafstelle.

Als er früh aufgestanden und mit seinem Morgensegen fertig war, erkundigte er sich bey dem Wirth, wie viel er ihm schuldig sey; dieser antwortete, es sey schon alles bezahlt, er könne in Gottes Namen weiter wandern, und er wünsche ihm eine glückliche Reise. Er begab sich hierauf gegen sieben Uhr zu dem Oberpfarrer und nahm bey demselben die Chokolate ein. Die neue

Frau

Frau Ruhme, dem die Geſichtsbildung des jungen Menſchen gefiel, regalirte den neuen Vetter mit einem guten Stück Kirſchkuchen, und ſackete ihm verſchiedene Eßwaaren ein, woran er genug zu tragen und zu ſchleppen hatte. Man lud ihn auch zur Mittagsmahlzeit ein, er wollte ſich aber nicht halten laſſen, ſondern ſetzte um neun Uhr ſeine Reiſe fort.

Ohngefähr eine Meile von dem kleinen Städtchen, wo er Nachts geherbergt hatte, lag ein großer Wald, wo er eben nicht durch muſte; er erwählte aber dieſen Weg mit Fleiß, der Kühlung wegen, um den Strahlen der Sonne zu entgehen. Wenn man den rechten Weg traf, ſo brauchte man ſechs Stunden, um aus dem Walde auf das nächſtgelegene Dorf zu kommen. Mitten im Walde lag ein Wirthshaus, wo Siegfried etwas Erfriſchung zu ſich nahm, und ſich nach dem rechten Wege erkundigte.

Der

Der Wirth zeigte ihm zwar, indem er etwa hundert Schritte mit ihm gieng, unter vielen Nebenwegen, die sich kreuzweis in einander schlängelten, den rechten Weg; aber Siegfried, der voller Gedanken und Entwürfe war, verfehlte ihn doch, und gerieth auf einmal, ehe er sichs versahe in die Wildniß hinein.

Es begegneten ihm verschiedene wilde Thiere von grimmiger Gestalt; sie liessen ihn aber größtentheils unangegriffen und unbeschädigt gehen, bis auf einen Bär, der auf ihn anrannte, dem er aber mit seinem Dornknüppel einen so derben Hieb und Genickstoß versetzte, daß er sich todt zu seinen Füßen streckte. Unterdeß wandelte ihn doch, weil er schon lange in der Irre herumgelauffen war, und noch keinen Ausweg sahe, Furcht und Bangigkeit an, weil er wähn-

wähnte, er würde die Nacht in dieſer Wildniß zubringen, und vielleicht gar ſein Leben einbüſſen müſſen.

Endlich hörte er von weiten eine Menſchenſtimme, er gieng gerade drauf los, und fand eine Theerhütte, deren Bewohner ihn für ein Trinkgeld zurechtwieſen. Er hatte noch eine gute Stunde zu gehen, ſo war er aus dem Walde. Die Sonne fieng ſich ſchon an, zu neigen; er verdoppelte daher ſeine Schritte, um wenigſtens das nächſte Dorf zu erreichen, wo ſein Fuß ruhen könnte.

Gegen Abend kam er endlich aus dem Walde heraus, und ſahe das Dorf, welches er zu ſeinem Nachtquartier beſtimmte, in einer mäßigen Entfernung vor ſich liegen. Gleich vor dem Eingange des Dorfs wohnte der Schmidt; bey dieſem kehrte er ein,

und bot ihm seine Dienste an. Der Schmidt war ein guter, willfähriger Mann, und hatte in der dortigen Gegend gute Kundschaft. Er nahm unsern Helden freundlich auf, setzte ihm Speise und Trank vor, und hieß ihn, sich zeitig schlafen legen; morgen, sagte er, wollten sie des Handwerks und der Arbeit wegen, wozu er ihm nicht ungeschickt scheine, mit einander reden. Diesen Bescheid ließ sich Siegfried gefallen, und begab sich nach geendigter Mahlzeit zur Ruhe.

Vierzehntes Kapitel.

Siegfried wird von von dem Schmidt als Lehrpursche angenommen; er versuche seine Kräfte zu sehr; drob erzürnt sich der Meister, weil er ihm die Arbeit verdirbt. Sie kriegen sich einander bey die Ohren, und Siegfried wird von dem Schmidt, als ein für ihn untaugliches Subjekt, fortgeschickt.

Nach eingenommenen Frühstück und verrichteten Gebet führte der Meister, Namens Sauerbrey, seinen neuen Lehrjungen zur Arbeit, und lehrte ihn zuerst einige Kunst- und Handgriffe. Er muste allerley Hämmer versuchen, um zu sehen, wie er sich zu der ungewohnten Arbeit anstellen würde.

Siegfried versicherte den Meister, er werde seine Sache schon machen; er möchte ihm nur fürs erste seinen Willen lassen. Der Meister gab ihm ein Stück Eisen zum Schmieden, wandte sich darauf von ihm weg, und theilte auch den Gesellen ihr Tagewerk aus. Unterdessen spannte Siegfried seine Kräfte an, und schlug so gewaltig auf das Eisen los, daß es entzwey sprang, und der Amboß von der starken Erschütterung beynahe in die Erde sank. Darüber erschracken Meister und Gesellen; der Meister aber, dem der gehabte Schreck und die verdorbene Arbeit nicht gleichgültig war, nahm seinen neuen Lehrjungen beym Kopf, und schüttelte und zauste ihn ein wenig. Dieser aber, des Zausens und der Schläge ungewohnt, wehrte sich gegen seinen Meister, gab ihm ein paar derbe Ohrfeigen, und versetzte ihm einen solchen Stoß, daß er, ganz betäubt, auf Gottes Erdboden

fiel.

fiel. Als er ſich ein wenig erholt hatte, ruſte er ſeine Geſellen zu Hülfe, dieſe ſchlugen ſich mit dem kecken Lehrpurſchen herum, ohne ihm etwas abgewinnen zu können. Da ſie merkten, daß er ſtärker und liſtiger war, als ſie, lieſſen ſie ihn gehen, und gaben dem Meiſter den wohlmeinenden Rath, er möchte darauf bedacht ſeyn, wie er dieſen loſen Gaſt, der ihm am Ende alles Handwerkzeug verderben, und viel Unruhe im Hauſe machen würde, wieder loswerden könnte; er möchte wohl gar, ſetzten ſie hinzu, ein Hurkind, oder ein Findling ſeyn, und vielleicht obendrein etwas von der ſchwarzen Kunſt verſtehen, weil er jedermann trotzte, und weil er eine ſo rieſenmäßige Stärke beſäſe, dergleichen bey ihren Zunft- und Handwerksgenoſſen nicht anzutreffen wäre.

Siegfrieds Meiſter hatte indeß eine gute, mitleidige Seele, er war ſehr gewiſ-

senhaft, und glaubte sich zu versündigen, wenn er den jungen Siegfried sogleich fortschickte; er vergab ihm daher den kühnen Jugendstreich, daß er das Eisen entzwey geschlagen, und sich wider Gottes Ordnung an ihm vergriffen hatte. Acht Tage, dachte er bey sich selbst, willst du ihn noch bey dir behalten, und sehen, wie er sich anläßt; schlägt er aber während dieser Zeit nicht ein, und verursacht dir neuen Verdruß und Schaden, so mag er alsdenn seine Straße ziehen.

Der Meister gab seinem Lehrjungen unterdessen wenig Schmiedearbeit, sondern mehr Haus- und Mägdearbeit zu thun, womit dieser gar nicht zufrieden war. Er muste Holz tragen, es sägen und spalten, Wasser schleppen, Windeln waschen, auskehren, und dergleichen. Zwey Tage ließ er sich diese Beschäftigung gefallen; am Morgen des

dritten Tages aber, als er sein Frühstück, welches in einer Biersuppe und einem Butterbrod bestand, verzehrt hatte, sagte er zum Meister: daß er dergleichen Arbeit nicht gewohnt sey, daß sich solche auch nicht für ihn schicke, und wofern er ihm nicht etwas anders, zum Handwerk gehöriges, wobey er etwas lernen könnte, (denn des Lernens wegen sey er zu ihm gekommen) zu thun gäbe, so müsse er sich einen andern Meister suchen.

„Weist du was, Siegfried! sogredete der Meister, ich merke, du bist ein feiner, starker Bursche, aber du hast einen sehr hitzigen Kopf, und weißt dich noch nicht in die Leute zu schicken: doch, das wird sich schon geben, wenn du klüger und älter bist. Weil ich für jetzt keine andere Arbeit für dich habe, so will ich dich, weil ich eben Kohlen brauche, in den nächsten Wald

ſchicken; da wohnt ein Kohlenbrenner, der mir das Bedürfrige liefert; geh hin und ſag ihm, er möchte mir je eher, je lieber, einige Säcke Kohlen bringen, die gut ausgebrannt und feſt wären, die Straße wirſt du leicht finden, halte dich nur nicht zu lange unterweges auf.“

Dies war eine liſtige Erfindung des Schmidts, woran vielleicht ſeine Geſellen, die unſern Siegfried nicht leiden konnten, einigen Antheil haben mochten; denn auf dieſe Weiſe glaubte er den jungen Schadenfroh gewiß los zu werden, weil er vermuthete, er würde ſich im Walde verirren und vielleicht gar von wilden Thieren, die auf den Raub lauern, gefreſſen werden.

Das wäre nun ſo eine Aufgabe für die Herren Kaſuiſten und Modephiloſophen, zu unterſuchen, woher bey dem Schmidt eine

ſo

so schleunige Veränderung kam, und wie diese Argliſt, welche ihn bewog, den jungen Siegfried, um seiner nur los zu werden, der Todesgefahr auszusetzen, mit seiner gerühmten Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit bestehen könne.

Wir können an unserm geringen Theil auf diese Frage, die denn doch nicht ganz unwichtig scheint, nichts anders antworten, als: daß das menschliche Herz einmal ein räthselhaftes, unerforschliches Ding ist, welches sich in unzählige Krümmungen schmiegt, und oft durch die geringsten Anläſſe bald so, bald wieder anders bestimmt wird, so, daß es oft Gegenstände, woraus sich andre ein großes Gewissen machen, als Kleinigkeiten behandelt, und leichtsinnig darüber hinschlupft. —

Siegfried glaubte indessen nicht, daß

ſein Meiſter, der ſich ſo fromm ſtellte, und täglich wenigſtens zwanzig Lieder aus dem allerneueſten, verbeſſerten Geſangbuche ſang, ihn auf eine ſchändliche Art hintergehen würde. Er gieng getroſt in den nahe gelegenen Wald, und kam an den ihm bezeichneten Ort, fand aber keinen Kohlenbrenner, ſondern vielmehr eine alte, verfallene Hütte; und nicht weit davon eine Höle, wo ein gefährlich, ungeheuer großer Drache reſidirte, der, wenn er zu Hauße war, kein lebendiges Geſchöpf ungefangen, oder ungeſchmauſet vorbeyließ; denn manche vernünftige und unvernünftige Thiere (vernünftige kamen nur wenig und ſelten in dieſen Wald) ſchleppte er lebendig in ſeine Höle, und bediente ſich derſelben zu ſeinem Zeitvertreib.

Von dieſem Drachen, der wenigſtens zwanzig Meilen im Umkreiſe bekannt und ge-

gefürchtet, aber auch von manchen, gegen die er sich, nach der gemeinen Sage, wohlthätig erwies, geliebt war, erzählt die Geschichte, er sey ehedem ein stolzer, mächtiger und grausamer König in den Niederlanden gewesen, habe viel unschuldiges Blut vergossen; seine eigene Prinzessinn, ein Muster der Tugend und Schönheit, hätte er darum hinrichten lassen, weil sie sich weigerte, einen benachbarten Fürsten, der eben so heßlich am Gemüth, als am Körper war, und sich ihr mit Gewalt aufdringen wollte, zu heirathen. Dieser Grausamkeit wegen wäre er in einen Drachen verwandelt und auf immer in den vorerwähnten Wald verbannt worden.

Funfzehntes Kapitel.

Siegfried vermeidet das Unglück, welches ihn durch den Schmidt, oder durch deſſen Geſellen zugedacht war. Er läßt ſich mit dem Drachen in einen heftigen Kampf ein, bezwingt und tödtet ihn, und bekömmt wider alles Vermuthen Hörner, wodurch er feſt und unbezwinglich wird.

Siegfried wuſte nicht, was in der Höle verborgen war; er näherte ſich derſelben, blieb aber doch in einiger Entfernung ſtehen. Der Drache lauſchte darinn, verrieth aber doch durch den ſtarken Dampf und Geruch, den er von ſich gab, ſeine Gegenwart. Auf einmal kam er hervorgeſchoſſen, und gieng auf unſern Helden los, dieſer aber riß ſogleich, vermöge ſeiner ungewöhn-

wöhnlichen Leibesstärke, den ersten Baum, der ihm vorkam, aus der Erde, und warf denselben dem Drachen auf den Leib, welcher sich dergestalt in die Zweige und Aeste des Baums verwickelte, daß er nicht loskommen konnte. Dieses Vortheils bediente sich Siegfried, und riß immer mehr Bäume aus, die er über den Drachen herwarf; endlich kam er auf den klugen Einfall, schlug Feuer an, steckte die Baumlast, unter welcher der Drache lag und keichte, in Brand, und das gefährliche Unthier muste jämmerlich ersticken.

Als das Feuer um sich griff, floß das Drachenfett, wie ein klarer Bach, dahin. Siegfried hatte während seines Aufenthalts zu Hause von einem alten, erfahrnen Jäger gehört, daß das Drachenfett bey vielen Schäden und in vielen Fällen gut sey. Er tauchte also den Finger in das Fett, und

als

als daſſelbe kalt wurde, verwandelte es ſich in hartes Horn. Da er dieſes merkte, zog er ſich aus, und überſtrich mit dieſem Fett den ganzen Leib, ausgenommen zwiſchen beyden Schultern und Achſeln, weil er nicht dahin kommen ſkommen konnte. Hätte er dieſe Stelle ſeines Leibes auch mit dem Drachenfett beſtreichen können, ſo würde er nicht, wie die folgende Geſchichte lehret, auf eine ſo liederliche Art ums Leben gekommen ſeyn.

Seit dieſer Zeit und von dieſer Begebenheit, welche das Gerücht, nachdem er nur gegen einige Perſonen derſelben Erwähnung gethan hatte, bald ausbreitete, bekam unſer Held den Namen: der gehörnte Siegfried. Wo ihm nun eigentlich die Hörner geſeſſen, ob er nur eins oder mehrere gehabt, ob ſie ihn geziert, oder verunſtaltet, geſtärkt, oder geſchwächt, verdroſ-

ſen,

ſen oder gefreut haben, und was ſich weiter über dieſe Materie denken und reden läßt — dieſe Unterſuchung verſparen wir bis aufs folgende Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Wieder etwas von Hörnern, und dem großen Unterſchiede derjenigen Hörner, welche Siegfried hatte, von den übrigen Hörnern. Es wird eine Anekdote erzählt. Geſpräch zwiſchen Mann und Frau.

Wir haben bereits oben im dritten Kapitel dieſes Büchleins im Vorbeygehen erinnert, daß das Horn in der einzelnen, oder die Hörner in der mehrere Zahl, die

die unser Siegfried getragen, sowohl ihrer Bestandtheile, und ihrer ursprünglichen Zusammensetzung, als auch ihres Gebrauchs und ihrer Bestimmung wegen, von denenjenigen Hörnern mannigfaltiger Art sehr verschieden gewesen sey, oder seyn, welche andere Thiere, vernünftige und unvernünftige, auf Gottes weiten Erdboden zu tragen pflegen.

Ueberhaupt giebt es, wie wir in dem angezogenen Kapitel, welches eine besondere Abhandlung über die Hörner enthält, bemerkten, unter diesen harten Naturprodukten, die manchen Thieren statt der Waffen dienen, einen gewaltigen Unterschied. Dies einzige müssen wir noch nachholen, was wir oben zu erinnern vergessen, daß es unter den Hörnern auch sichtbare und unsichtbare giebt, zu welchen letzteren insonderheit die Ehestandshörner gehören, die ein

Geschenk der Frau an den Mann sind, womit dieser oft großen Rebbes und Wucher treibt, als wovon noch vor wenigen Jahren in einer gewissen großer Residenzstadt, wo ein jeder nach seinen eigenen Grundsätzen lebt, (wie die auch beschaffen und gestempelt seyn mögen) und wo man das sechste Gebot nach den herrschenden Leidenschaften erklärt, ein sehr auffallendes Beyspiel zu hören war.

Wir wollen dieses zum Stadtmärchen gewordene Beyspiel des Ehebruchs, oder vielmehr der modischen Galanterie so verblümt, als möglich, vortragen, damit niemand der dabey interessirten Personen dadurch verletzt und in übeln Ruf gebracht werde.

Ein leiblicher Arzt sehr hitziger Natur und verliebter Complexion, der, weil er ein sehr gutes Vermögen, und reichliches Einkom-

kommen hatte, mit dem reichen Mann im Evangelium alle Tage herrlich und in Freuden lebte, vergafte sich in die Tochter eines Secretarius, die an einen berühmten und sehr geschickten Tonkünstler verheirathet war. Er hatte vielfältige Gelegenheit, sie zu sprechen, weil das junge Ehepaar in seinem Hause wohnte; und obgleich der in Liebesränken erfahrne Mann das Liebäugeln des Herrn Doktors mit seiner Frau Gemahlinn merkte, so stellte er sich doch, als wenn ihm nichts davon bekannt sey, und als ob er drüber hinwegsähe. Im Grunde war er auch nichts weniger, als eifersüchtig, und würde nicht flugs zur Ehescheidung oder zu andern harten Mitteln gegriffen haben, wenn er auch erfahren hätte, daß seine Frau zur Veränderung (und wer liebt die Veränderung wohl mehr, als das Weibervolk?) einmal extra gegangen, und ihm sonach, wie der in der Galanterie und feinen Lebens-

art

art unerfahrne Pöbel ſich ausdrückt, unge-treu geworden wäre.

Es kam aber bey dieſem methodiſchen Luſtigmacher (wir ſagen dies nicht, um die edle Muſik herabzuwürdigen, ſondern blos in Rückſicht auf das einzelne Subjekt) noch ein anderer Bewegungsgrund zu der Eiferſucht, die er während dieſes Liebeshandels nicht im Anfange, ſondern erſt in der Folge und bey dem ſtärkern Fortgange deſſelben affektirte, noch ein anderer Bewegungsgrund hinzu, der ihn bewog, aufmerkſam auf das Benehmen des Doktors und ſeiner lieben Frau zu ſeyn, nähmlich der Eigennutz. Seine Einkünfte waren nur mittelmäßig, obgleich hinreichend zum Unterhalt eines ehrlichen Mannes, und ſtanden mit dem Aufwand, den dieſer Tonkünſtler nebſt ſeiner Ehefrau machte, in keinem Verhältniſſe. Er verſchwendete ſein Geld auſſer

dem Hauſe, und ſie ließ, indem ſie ſich zu Hauſe durch Wein, Chokolade, eingemachte Sachen und andere Niedlichkeiten, die den Geſchmack ergötzen und den Beutel leer machen, eine Güte that, und indem ſie auf die Verſchönerung und Vermehrung ihres Putzes und ihrer Kleidung bedacht war, viel drauf gehen.

Einſt, da der Muſikus betrunken nach Hauſe kam, ließ er ſichs gegen ſeine liebe Frau, die immer ſehr freundlich und gefällig gegen ihm war, merken, daß ihm das Liebesverſtändniß, welches ſie mit dem Hauswirth, dem Doktor unterhielt, kein Geheimniß ſey: Die Frau, entweder aus Einfalt, oder aus wirklicher ehrlicher Meinung gegen ihren Mann, geſtand ihm, daß der Doktor ſie ſchon lange mit ſeiner Liebe verfolge, und ſie durch allerley Verſprechungen zu ſeinem Willen bereden wolle, verſicherte aber auch zugleich heilig,

lig, daß sie ihm keine Gelegenheit dazu gegeben hätte. Das ließ sich der Musikus gefallen. Vermöge seines aufgeräumten, lustigen und gutmüthigen Wesens, welches bey ihm, wenn er zu viel getrunken hatte, am stärksten würkte, fieng er an, über die Sache zu scherzen, legte sich darauf zu Bette, und setzte im Traum einen Anschlag auf den Geldbeutel des Doktors fort, den er bereits, als er aus der Gesellschaft Abends nach Hause gieng, auf dem Heimwege entworfen hatte.

Am folgenden Morgen, nach eingenommenen Frühstück, ließ er sich durch den Bedienten erkundigen, ob Madam bereits aufgestanden und zu sprechen sey, worauf er zur Antwort erhielt: Madam sey bereits an ihrer Toillette beschäftigt, und sein Zuspruch würde ihr sehr angenehm seyn. (Es ist bekannt, daß vornehme Leute, sonderlich in

groſsen Städten, nicht in einer Clauſe beyſammen wohnen, auch nicht, auſſer zu gewiſſen Zeiten, in einem Bette zuſammen ſchlafen, ſondern daß ein jeder ſein eigenes Wohnzimmer, ſein eigenes Ameublement, ſeine beſondere Bedienung, und ſein beſonderes Schlafgemach hat. *)

Der Muſikus verfügte ſich alſo, in einen ſeidenen Schlafrock gehüllt, und von dem nach dem neueſten Pariſer Leiſten geformten Perrükenſchöpfer aufs niedlichſte gekräuſelt und zugeſtutzt, in das Schlafzimmer ſeiner Frau, und es hub ſich zwiſchen beyden Eheleuten folgendes Geſpräch an, den Doktor und ſeine brünſtige Liebesneigung gegen die Frau Tonkünſtlerinn betreffend.

Er:

*) S. Asmodis Reiſe durch Deutſchland und einige angränzende Länder; ein Beytrag zur Eheſtandsgeſch. unſrer Tage. 1783.

Er. „Was meinst du, liebe Frau,
„wenn wir den geitzigen und verbuhlten
„Doktor prellten, und ihm unter dem Vor-
„wande, du wolltest ihm zu Gefallen leben,
„ein halb hundert Thaler, oder auch noch
„etwas drüber abnähmen? Der Schlucker
„kanns ja entbehren. Ich brauche Geld,
„und befinde mich gerade jetzt in großer Ver-
„legenheit; — ich habe gestern im Kränz-
„chen bey dem verwünschten Grobhäusern ge-
„waltig verlohren, will's auch, hohl mich
„der Teufel, nicht mehr spielen — was
„meinst du zu diesem Anschlage, Kind-
„chen?

Sie. „Ich hätte in so weit nichts da-
„gegen, mein Bester, denn meine Kasse
„ist auch erschöpft, und wir Frauenzimmer
„haben übermorgen unsre Klubbe. — Aber,
„wie solls nun werden, wenn der Doktor
„für seine Gefälligkeit Gegengefälligkeit,

„und für sein Geld nicht leere Worte, son-
„dern etwas Reelles fordert? Du wirst
„doch nicht verlangen, daß ich mit deinem
„Wissen und Willen einen schlechten Streich
„begehen, und dein Recht einem andern,
„den ich nicht leiden kann, in die Hände
„spielen soll.

Er. „Hm! hm! schlechter Streich
„hin! schlechter Streich her! Weißt du
„denn noch nicht, du närrisches Ding!
„was in der galanten Welt Mode ist, und
„daß man aus der Noth zuweilen eine Tu-
„gend machen muß? Aber, ich will dir
„gleich sagen, wie wir, ohne deine eheliche
„Keuschheit zu verletzen, und doch unsern
„Zweck zu erreichen, die Sache recht ge-
„schickt und listig anfangen wollen. Du
„läst ihn bey der nächsten Unterredung und
„Zusammenkunft merken, daß du Beu-
„telanliegen hast, und deine Kasse sehr
„derangirt ist. Zugleich machst du

„ihm

„ihm, jedoch auf eine entfernte und ver-
„blümte Art, Hofnung, daß du ihm wie-
„der nach seinen Wünschen zu Gefallen le-
„ben wolltest, wenn er dir mit einer Klei-
„nigkeit von sechzig Thalern aushelfen könn-
„te. Läßt er sich in dieser Falle fangen, und
„verspricht es, so bestimmst du ihm bey ei-
„ner zwoten Unterredung (es muß alles Stu-
„fenweise gehen) Art und Zeit, wo dein
„Mann nicht zu Hause seyn wird. Wenn
„er nun zu der verabredeten Zeit auf dei-
„nem Zimmer erscheint, und dir das Geld
„aufzählt, oder einen gültigen Wechsel
„dir in die Hände giebt, so erlaubst du ihm
„einige kleine Vorspiele und Vorübungen,
„welche zum Genuß der höchsten, sinnlichen
„Wollust einladen, und — indem er sich
„nach und nach zu einer ernsthafteren Opera-
„tion anschickt, welche du immer zu begün-
„stigen scheinest, öffne ich plötzlich die Thür,
„welche du nur halb verschlossen hast, und

„nöthige ihn, bey Vermeidung der äuſſer-
„ſten Proſtitution und des Verluſtes ſehr
„vieler fetter Kunden, das Geld oder den
„Wechſel auf deinem Nachttiſche zurückzu-
„laſſen.

Sie. „Was du doch für ein erfindſa-
„mer Mann biſt! ſo laſſe ich mir das Ding
„gefallen. Aber er wird auf mich bitter
„böſe werden, und ſich zu rächen ſuchen.

Er. „Mag er doch! er hat kein Herz
„im Leibe, und iſt froh, wenn er mit heiler
„Haut davon kommt; ſeine Rache wird dir
„nicht ſchaden.“

So welt die jungen Eheleute. Die Frau des Tonkünſtlers, die ſonſt noch ziemlich gut dachte, und in dem Hauſe ihrer Aeltern eine gute Erziehung genoſſen hatte, würde vielleicht nicht in dieſe niedrige, entehrende

de Handlung, und in dieſen Betrug (ſo ſehr auch der alte, verliebte Geck einer ſolchen Strafe für ſeine Thorheit werth war) gewilligt haben, wenn ſie nicht das Geld, welches ſie zu bekommen hofte, dazu angeſpornt hätte. Ihr Mann hatte ihr die Hälfte der klingenden Münze, welche der Doktor auf dem Altar der Liebe opfern würde, verſprochen. Denn was vermag nicht über ein Weiberherz Eigennuß, Geldbegierde und Ehrgeiz, und wie nahe ſind beyde Untugenden, Geldbegierde und Ehrgeiz mit einander verſchwiſtert! Eine muß der andern zur Nahrung und Stüze dienen.

Die Sache geſchahe, wie der Muſikus es mit ſeiner Ehegenoßinn verabredet hatte. Der Sohn Aeſkulaps erſchien, von wollüſtiger Begierde brennend, und mit einem tüchtigen Geldbeutel verſehen, zur beſtimmten Zeit in dem Zimmer der Tonkünſtlerinn.

Madam hatte von ihm siebenzig Thaler verlangt; er legte aber, um desto eher seines Wunsches gewährt zu werden, sechzehn blanke Louisd'or auf den Tisch, welche Madam einstrich. Hierauf hielt sie ihn, indem sie ihm erlaubte, den Vorschmack der Liebe zu geniessen, mit gleichgültigen Gesprächen auf. Endlich warf sie sich, als geschähe es vor Müdigkeit, aufs Sopha. Dieses hielt er für ein sicheres Kennzeichen der gekommenen Schäferstunde, und wollte — — In diesem Augenblick trat der Mann hinein, sahe die besondere Stellung und Unternehmung des Doktors, und redete ihn mit folgenden Worten an, indem er die Thür unvermerkt hinter sich zuschloß:

„Ey, ey, Herr Doktor! ich finde Sie „hier bey guter Arbeit. Sie wollen sich ge„wiß mit meiner Frau eine kleine Motion „machen. Sie hätten mich aber erst fra-

„gen

„gen ſollen, ob ich es zufrieden bin. Ge„hen Sie, machen Sie, daß Sie fort„kommen, oder ich brauche mein Haus„recht.“

Der Muſikus war durch einen Wink ſeiner Frau verſtändigt worden, daß ſie den Vogel, den ſie fangen wollten, bereits im Kefig habe. Er machte alſo mit dem Doktor, der vor Schreck und Beſtürzung ganz ſtumm war, weniger Umſtände, und ließ ihn mit der Verwarnung, dergleichen Unternehmen nicht mehr zu beginnen, zur Stubenthür hinaus.

Niemand war froher, als der Doktor, da er ſich im Freyen ſahe. Ob ihn gleich der Verluſt ſeiner achtzig Thaler in ſchönem, baaren Golde, ohne etwas dafür genoſſen zu haben, ſehr ſchmerzte, ſo tröſtete er ſich doch auf der andern Seite, daß er ohne weiters

tere Ungelegenheit, Proſtitution und Verletzung des Leibes davon gekommen war. Denn, wie leicht war es nicht möglich, daß ihm der beleidigte Ehemann, wenn er in einem hohen Grade eiferſüchtig, choleriſchen Temperaments, und über den unerwartet ſcheinenden Anblick des verliebten Duetts aufgebracht war, Arm und Bein hätte entzweyſchlagen, und ihn obendrein die Treppen hinunterwerfen können, ſo daß es alle Leute im Hauſe inne geworden wären. Erwog alſo mit kaltblütiger Ueberlegung, nachdem er ſich von dem erſten Schreck erholt, und die Thorheit ſeines Unternehmens erkannt und bereut hatte, den Verluſt ſeiner ſchönen, neuen Louisd'or gegen die Gefahr und Beſchimpfung ab, die er ſo glücklich vermieden hatte, und — beruhigte ſich.

Madam hatte indeß vier Louisd'or des empfangenen Geldes künſtlich auf die Seite

ge-

gebracht, und zahlte ihrem Manne die übrigen zwölf hin, die er verlangt hatte. Jetzt that es ihm leid, daß er von dem verbuhlten Arzt nicht mehr gefordert hatte. Er strich, indem er den Kopf schüttelte, zehen von diesen Goldstücken ein, das übrige schob er seiner Frau hin, und sagte: „Meine Liebe, du mußt für diesmal mit dieser Kleinigkeit fürlieb nehmen. Ich denke bald wieder einen neuen Coup zu machen, der, hoffe ich, soll uns, wenn er gelingt, mehr abwerfen.

Siebzehntes Kapitel.

Fortsetzung und Beschluß der historisch-kritischen Untersuchung über Siegfrieds Hörner. Siegfried begiebt sich bey einem Schuhmacher in die Lehre, wird aber des Aufenthalts und Herumziehens in niedern Hütten überdrüßig, und er beginnt, nach höhern Dingen zu streben.

Es ist eine alte Urkunde von Siegfrieds Geschichte, mit Mönchsschrift geschrieben, vorhanden, welche besagt, der Held dieses Buchs habe nur ein Horn an dem Vordertheil seines Kopfs gehabt; dieses sey anfänglich ganz unmerklich klein gewesen, und nach und nach wäre es größer worden, es sey übrigens oben an der Spitze mit einem Knöpfgen versehen, und so weiß gewesen, wie Marmor oder Alabaster.

Da

Da aber andere gleichzeitige Nachrichten dieſer Behauptung widerſprechen, da unſer Held in der alten, vor vielen Jahren gedruckten Geſchichte ſeines Lebenslaufs und in verſchiedenen Gemählden und Kupferſtichen, die uns von ihm zu Geſichte gekommen ſind, mit zweyen Hörnern geſchmückt erſcheint; da ferner alle Thiere, das ſogenannte Einhorn ausgenommen, zwey Hörner am Kopfe haben, und da ſich endlich kein genugſamer, befriedigender Grund angeben läßt, warum die Natur oder das Ohngefähr den edlen Siegfried nur mit einem Horn ſollte begabt, und vor vielen andern ſeines gleichen ausgezeichnet haben: ſo treten wir, nachdem wir Gründe und Gegengründe gegen einander abgewogen, und dabey Geſchichte und Kritik zu Hülfe genommen haben, der Meinung und Verſicherung derjenigen bey, die unſerm Siegfried ein zwiefaches Horn zuſchreiben. Ob er ſich

nun

nun gleich nicht, nach Art der vierfüßigen Thiere, der Schaaf- und Ziegenböcke, der Ochsen und anderer Stößer, seiner Hörner zu seiner Vertheidigung bediente: so war doch ein Theil seiner Stärke und seiner Mannhaftigkeit in denselben verborgen, und sie gaben ihm, beyde in gehöriger Entfernung von einander gestellt, beyde mit einem paar Küchelchen, wie mit Kronen, versehen, ein ehrwürdiges Ansehen. Hätte er aber nun ein Horn gehabt, so würde ihn solches gewiß, wie den Riesen Polyphem sein großes, eines Auge, welches sich mitten auf der Stirn befand, verunstaltet haben. Zwar hatte er die kleine Unbequemlichkeit davon, daß er keinen Hut, auch nicht leicht eine Haarmütze *) aufsetzen konnte, ohne beyde vorher durchbohren

zu

*) Haarmütze ist das deutsche Wort für das französische Perrüke.

zu lassen; allein daran war ihm nicht viel gelegen, weil er sich bey seinen ritterlichen Unternehmungen und Kämpfen eines Helms oder anderer kriegerischen Bedeckungen wider den Anlauf gebrauchte.

„Aber auch der Helm, oder die Sturmhauben, deren er sich nach Beschaffenheit der Umstände bey seinen Abentheuern und Heldenthaten bediente, muste ja eine Oefnung auf beyden Seiten haben, wenn die Hörner drinn passen sollten.“ Allerdings!

„So konnte er denn auch ohne den mindesten Anstoß einen Hut oder eine sogenannte Haarmütze tragen, wenn gleich die Hörner durchgesteckt werden musten.“

Nein; denn der Hut und die Haarmütze gehören zur Kommodität und Galanterie. Beydes muß von einem Ritter, wel-

chen Ehrentitel unser Held nun bald annehmen wird, weit entfernt seyn. Denn der Ritter, der Held und der deutsche Biedermann, sey er Bürger oder Bauer, trägt sein eigenes Haar, und gewöhnlich eine Mütze, die bey dem, der in Ruhe und Frieden leben, den Acker bauen, oder andere stille Geschäfte, wobey kein Blut vergossen wird, treiben kann, aus Tuch, oder Leinwand, oder Sammt, wenn der Inhaber der Mütze etwas reich und vornehm ist, bey dem Krieger und Ebentheurer aber aus einer härteren, undurchdringlichen Materie besteht, welche die Sonne nicht zerschmelzen, der Wind nicht abwerfen, und der Wurm, oder die Motte nicht zernagen kann.

Anfänglich waren unsers Siegfrieds Hörner ganz klein; er fühlte blos auf den beyden Seiten seines Kopfs eine gewisse Härte,

Härte, oder zwey Erhöhungen, die beynahe wie kleine Kugeln, gestaltet waren. Es währte wohl drey Monate, ehe dieselben zur völligen Größe und Reife kamen. Mit ihrem langsam zunehmenden Wachsthum fühlte er auch seinen Muth und seinen Durst nach Heldenthaten wachsen; doch hielt ers für rathsam, es noch einmal bey einem Handwerker zu versuchen, und bey demselben eine Zeitlang zu arbeiten, ehe er seinem eigentlichen Beruf entgegen gienge.

Nachdem er den Drachen getödtet und zur Asche verbrannt hatte, muste er noch eine gute Weile im Walde herumlaufen, ehe er sich herausfinden konnte. Endlich kam er, ganz ermüdet, mit einbrechendem Abend an ein Schaafhirtenhaus, welches ganz allein, ohngefähr einen Flintenschuß entfernt vom Walde lag. Der Schäfer war ein gefälliger, gastfreyer Mann; er bat sich bey

demſelben, nachdem er ihm geſagt hatte, wer er wäre, und wohin er wollte, ein Nachtquartier aus, und erhielt es ohne Bedenken.

Der Schäfer hatte die Schwachheit, daß er beſtändig nach Neuigkeiten forſchte, und ſich, weil er gar zu neugierig und leichtgläubig war, zum öftern etwas aufheften ließ.

Siegfried war ihm daher als ein reiſender Handwerkspurſche, der unterweges, auf der Straße und in Gaſthöfen, viel Neues erfährt, ſehr willkommen, weil er von ihm für den Abend, der ihm oft lang wurde, und für den andern Morgen reichliche Unterhaltung hoffte, und hierinn betrog er ſich nicht.

Als er ſahe, daß ſein angekommener Gaſt ſeine Neugierde zu befriedigen bereit und

und willig war, und als er an ihm überhaupt viel Gesprächigkeit und gefälliges Wesen merkte, gebot er seiner Hausfrau, das Beste, was sie im Hause hätte, zur Bewirthung des Fremden herzugeben, und das Essen fein bald zu bereiten.

Siegfried merkte es seinem freundlichen Wirth bald ab, daß er sich zwar im Nothfall mit den gewöhnlichen Nachrichten, Zeitungsneuigkeiten, Erzählungen von Wetterschaden, oder von verunglückten Personen, und dergleichen begnügte, daß es ihm aber viel Vergnügen machte, etwas seltsames und ausserordentliches zu hören. Er trug daher, weil er keine Ursache hatte, in seine Ehrlichkeit ein Mißtrauen zu setzen, oder zu befürchten, daß er seine ungezwungene Offenherzigkeit mißbrauchen würde, kein Bedenken, ihm dasjenige, was ihm auf seiner bisherigen kurzen Wanderschaft bege-

gnet war, sonderlich das letzte Ebentheuer mit dem ungeheuern Drachen, umständlich und getreulich zu referiren, worüber der Schäfer große Freude und Verwunderung hatte.

Der Schäfer war während Siegfrieds Erzählung, welche durch das aufgetischte Abendessen unterbrochen und nach geendigter Mahlzeit fortgesetzt wurde, ganz Auge, ganz Ohr. Er ließ sich die Begebenheit mit dem Drachen, die allerdings sehr neu, seltsam und wunderartig war, zweymal nach allen ihren Umständen erzählen, um sie ja recht zu behalten, und mit dem Nacherzählen dieser ausserordentlichen Neuigkeit, sobald er in die Stadt, oder zum Edelmann käme, Parade machen zu können.

Wir haben dieses Geschichtlein vom gehörnten Siegfried, wie der Titel besagt,

ſagt, einen Volksroman benamſet, und verſtehen darunter einen ſolchen, der ſich für allerley Leſer, hohen und niedern Standes, ſchickt, der auch für den gemeinen, verſtändigen Mann, der ſich bisweilen durch ſolche Leſereyen die Zeit vertreibt, nicht zu hoch und unwichtig iſt, und woran folglich, wie an einer offnen, gaſtfreyen Tafel, mit verſchiedenen Gerichten beſetzt, jedermann, der Appetit hat, Theil nehmen kann.

Andere mögen vielleicht andere Begriffe und Vorſtellungen mit dieſem Ausdruck verbinden, und ſolchen bald in einem weiteren, bald in einem engern Sinn nehme: uns gnügt es, unſre Meinung mit kurzen Worten darüber erklärt, und zugleich erinnert zu haben, daß wir eben durch dieſen Titel, nicht zur Einmiſchung verachtungswürdiger und abgeſchmackter Albernheiten, dergleichen ſich wohl in andern Volksromanen

finden mögen, wohl aber zur gelegentlichen Erzählung gewisser Kleinigkeiten berechtigt zu seyn glauben, die zwar der Mann von Geschäften und der denkende Kopf, der nur nach interessanten Dingen hascht, überschlägt, die aber doch für eine gewisse Klasse von Menschen, vor welchen die Buchläden so wenig, als vor den Gelehrten verschlossen sind, interessant und unterhaltend seyn können.

Weil demnach manche unsrer Leser begierig seyn möchten, zu wissen, was denn eigentlich der gastfreye Schäfer unserm Siegfried für die merkwürdigen Neuigkeiten, womit er ihn regalirte, zum Abendbrodt aufgetischt habe; so wollen wir gleich mit der Erzählung der ihm vorgesetzten Gerichte aufwarten, ohne uns an jemandes Tadeln oder Einreden, sey dieser jedermann Professor oder Winkelschulmeister, zu kehren, sintemal

temal dergleichen Episoden und Nachrichten vom Essen und Trinken in vielen guten Büchern, z. B. bey dem Vater Homer, im Robinson Crusee, im Sir Carl Grandison und andern ähnlichen Produkten des menschlichen Witzes, vorkommen.

Wir würden dieser Entschuldigung gar nicht bedürfen, wenn es nicht einem gewissen naseweisen und triefäugigen Purschen, der seine Frau, ehe er eine ihn und sie ernährende Bedienung bekam, lange vor der Hochzeit schwängerte, eingefallen wäre, uns die im Emanuel Hartenstein mitgetheilten Nachrichten von Mittags- und Abendmahlzeiten, welche wir zu unsrer Leibesstärkung und Gemütsergötzlichkeit in fremden, gastfreyen Häusern auf der Reise hielten, in den beleidigendsten, niederträchtigsten Ausdrücken als ein groſses, schriftstellerisches Verbrechen vorzuwerfen, und uns dieses gelegentliche Für-

liebnehmen mit guter Leute guter, schmackhafter Bewirthung als eine Betteley anzurechnen.

Wie der Verfasser des Wilhelm Blumenthals, in dessen zweyten Theil diese beleidigende Zurechtweisung in einer besondern, mit Haaren herbeygezogenen Anmerkung enthalten ist, auf einen solchen, einer förmlichen, strafwürdigen Injurie nicht unähnlichen Ausfall gekommen, da wir nie mit ihm in irgend einer Verbindung standen, ihm auch nie einen Stein in den Weg gelegt haben, das wissen und begreifen wir nicht; er wird es ohnstreitig am besten wissen, und mag es, wenn er Ehre im Leibe hat, bey dem gutdenkenden Theil des Publikums verantworten. —

Betreffend also die Abendmahlzeit, womit der Schäfer und die Schäferinn unsern

Sieg-

Siegfried bewirtheten, so wurde zuerst eine frische Schaafmilch, worinn viele Lappen *) waren, aufgetragen. Hierauf kam der zweyte Gang, der in einer Schüssel Spinat mit Setzeyern bestand; auf diesen folgten gebratene und gefüllte Tauben, und den Beschluß machte ein Gericht Krebse, nebst dem, was gewöhnlich zum Nachtisch gegeben wird.

Siegfried ließ sichs recht wohl schmecken, denn er war auf seiner Reise durch den Wald hungrig worden; er glaubte nicht bey einem Schäfer, sondern bey einem vornehmen Manne zu speisen, und bezeugte nicht nur über die Mannichfaltigkeit, sondern auch über

*) Lappen ist ein Ausdruck, dessen man sich in der Mark bedient, um den Rahm, oder die Sahne, die sich auf fetter Milch, sonderlich auf Schaafmilch ansetzt, zu bezeichnen.

über die Schmackhaftigkeit der aufgetragenen Gerichte seine völlige Zufriedenheit.

Der Schäfer hielt sich einen guten alten Landwein, womit er, wenn's etwa Festtag war, seine Familie, und, wenn er Gäste bekam, dieselben zu bewirthen pflegte, und dieser Wein war gewiß besser, als mancher gemischte, ausländische Weine in den Städten, womit die Weinschenker zum großen Nachtheil der menschlichen Gesundheit, welche sie durch ihre Mixturen vergiften, ihren Wucher zu treiben pflegen. Siegfried leerte für sein Theil eine ganze Flasche von diesem Landwein aus, und sein Wirth that zur Gesellschaft ein Gleiches.

Der Schäfer hatte hinter seinem Hause einen hübschen, geräumigen Nutzgarten, worinn aber auch Blumen zur Ergötzung des Auges waren; in denselben verfügten sich

sich nach eingenommener Abendmahlzeit der Schäfer mit seinem Gaste; sie setzten sich beyde unter einer groſsen, blühenden Linde, die am Tage denen, die der Gartenluft geniessen wollten, Kühlung und Schatten gab, und des Abends ihre balsamischen Wohlgerüche über die Lustwandelnden verbreitete. Hier setzte Siegfried die vor Tische angefangene Erzählung seiner Begebenheiten fort; er endigte damit, daß er sich gegen den Schäfer erklärte, wie er zwar eben nicht ruhmsüchtig sey, aber doch wünschte, daß das Ebentheuer mit dem Drachen, den er getödtet hatte, bekannt würde, weil sich viele Leute vor ihm gefürchtet hätten.

„Das hat keine Noth, mein Freund, sagte der Schäfer, darum lasse er sich unbekümmert, morgen, wills Gott, geh ich in die Stadt, und da will ichs schon ausbreiten, was er mir erzählt

zählt hat; es soll bald genug herumkommen "

Weil Siegfried hörte, daß der Schäfer morgen in die Stadt wollte, so bat er ihn, er möchte ihn mitnehmen, denn er gedächte bey irgend einem Handwerker auf Arbeit zu gehen. Der Schäfer fragte, zu was für einem Handwerker er zu gehen gedächte. „Im Grunde, antwortete Siegfried, ists mir gleich viel; ich hätte aber Lust zu einem Schuhmacher, denn der Schmidt, wo ich gewesen bin, hat mir den Appetit zu seinem Handwerke verdorben" „Wohlan denn, erwiederte der Schäfer, der Schuhmacher, wo ich für mich und meine Leute arbeiten lasse, ist ein braver wohlhabender Mann, der seine Gesellen und Lehrpursche, wie seine Kinder, hält; zu dem will ich ihn hinbringen, wenns ihn recht ist." Siegfried war's zufrieden, und ver-

verfügte sich nach geendigtem Gespräch zu Bette.

Am folgenden Morgen, nach eingenommenen Kaffee, zu welchem die gefällige Wirthinn in aller Geschwindigkeit etwas Kuchen gebacken hatte, wandelte der Schäfer mit seinem Gast nach der ohngefähr zwey Stunden von seiner Wohnung entfernten Mittelstadt, und sein erster Gang war zu dem Schuhmacher, wo er unsern Siegfrid als einen Kandidaten des löblichen Schusterhandwerks, der ihn zu seinem Empfehler und Promotor erwählt habe, mit allen anständigen Ceremonien präsentirte. Der neue Ankömmling wurde von dem Meister, von der Meisterinn, von den Gesellen und Lehrpurschen, von den Kindern, von der Kinderwärterinn, von der Hausmagd, kurz, von allem, was in des Schuhmachers Hause lebte und webte, in Augenschein genommen.

Hum-

Hunde und Katzen kamen auch herzugelaufen, und der groſse Sultan, welcher Nachts an der Kette lag, und sonst keinen Fremden ungehudelt ließ, streichelte sich an unsern Siegfried an, als woollte er ihm sein Kompliment machen. Dieses letztere hielt der Schäfer für ein gutes Omen.

Der Schuhmacher versprach sogleich ohne weitere Umstände, den angebotenen Lehrling, der ihm ein so feines und ehrliches Gesicht zu haben schien, bey sich zu behalten, wenn er anders Lust hätte, sein Handwerk zu erlernen, und wenn er sich Notabene in seine Weise schicken könnte. Der Schäfer wurde von Siegfrieds Lehrmeister zu Tische gebeten; man aſs und trank sehr gut, und war vergnügt dabey.

Es fielen während der Mahlzeit mancherley Fragen vor; Siegfried war etwas

zurück-

zurückhaltend, der Schäfer aber deſto offenherziger. Er konnte ſich nicht länger halten, er muſte dem Schuhmacher und den horchenden Geſellen das Ebentheuer erzählen, welches Siegfried vor ein paar Tagen in dem groſſen Walde, den man den Drachenwald hieß, weil der Drache Grinn reſidirte, beſtanden hatte. Drob erſtaunte der Schuhmacher mit ſeinem ganzen Hauſe, und freute ſich, daß er einen ſo mannhaften Purſchen, der ſich bereits in ſo jungen Jahren als einen Held und herzhaften Kerl zeigte, in die Lehre bekäme. Der Schuhmacher, dem dieſe ganze Erzählung und Siegfried ſelbſt, wie ein Wunder war, nahm ſich die Freyheit, ſeinen angehenden Lehrling zu fragen, woher ihm doch dieſer Muth und dieſe auſſerordentliche Stärke gekommen wäre, daß er groſſe Bäume aus der Erde zu reiſſen, und ei-

nen ungeheuern Drachen, vor dem sich Menschen und Thiere fürchteten, zu tödten vermöchte?

Siegfried, der nun eben nicht willens war, dem forschenden Schuhmacher seine Geheimnisse zu entdecken, worunter das Geheimniß des eingesogenen Drachenfettes, der darauf mit seiner Haut vorgegangenen Verwandlung, und seiner werdenden Hörner das Vornehmste war, begann, vermöge seines Witzes und seiner lebhaften Einbildungskraft, sogleich folgenden Roman en miniature aus dem Stegreif zu erzählen, wodurch er die Neugierde seiner aufmerksamen Zuhörer, insonderheit des Schäfers und Schuhmachers, die beyde gleich leichtgläubig waren, befriedigte.

„Ich

„Ich war ohngefähr sieben Jahr alt, so „redete er, als ich ohne Vorwissen meiner Aeltern, die sich überhaupt nicht viel um mein „Thun und Lassen bekümmerten, weil sie auf „den Rath eines klugen Mannes, der in ihrem Hause das Faktotum *) war, für gut „fanden, mich meinem Naturtriebe zu überlassen, mir's einfallen ließ, mit einigen „Bauerkindern in einen Wald zu gehen, der „eine gute Stunde von meinem Geburtsort „entfernt war. Die Bauerkinder sammelten „Holz, und ich gieng unterdessen botanisiren, „weil ich nach meinem flüchtigen Tempera-

*) Ob denn der Schuster und Schäfer das lateinische Wort: Faktotum, verstanden haben mögen? Mein seliger Schulmeister pflegte es durch Hans in allen Gassen zu übersetzen; obs recht übersetzt war, weiß ich nicht.

Anmerkung des Setzers.

„ment bald auf dieſes, bald auf jenes fiel,
„und in allem, worauf ich mich aus Ge-
„ſchmack legte, ſchnelle Fortgänge machte.
„Bey dem Blumen- und Kräuterſammeln
„verirrte ich mich zu weit von der Geſellſchaft,
„ſo, daß ich meine Geſpielen, ich mochte
„ſchreyen, wie ich wollte, nicht mehr errufen
„konnte, und am Ende vermochte ich mich
„nicht mehr aus dem Walde herauszu-
„finden.

„Während der Verlegenheit, worinn
„ich mich befand, ſahe ich auf einmal ein
„langes, hageres Frauenzimmer auf mich
„zukommen, welches eben nichts böſes im
„Sinne zu haben ſchien, denn ihre Miene
„war freundlich und heiter. Aus ihrem
„Weſen, aus ihrer Anrede und aus ihrem
„ganzen Anſtande merkte ich bald, daß es
„eine Fee oder weiſe Frau wäre, von wel-
„cher

„cher Art Leuten ich in meinem Leben viel ge-
„hört, und auch bisweilen in den Historien-
„büchern gelesen hatte.

„Junger Mensch, so redete sie mich an,
„fürchte dich nicht, ich komme, dich zurecht-
„zuweisen und dich zu beglücken. Ich bin bey
„deiner Geburt unsichtbar zugegen und ge-
„schäftig gewesen, und habe seit dieser Zeit
„mein besonderes Augenmerk auf dich gerich-
„tet. Sage an, was wünschest du dir? Ich bin
„im Stande, deinen Wunsch zu erfüllen, und
„du sollst gewiß keine Fehlbitte thun.“

„Ich sagte, ohne mich lange zu besin-
„nen: Wohlan, weil du nach deinem eige-
„nen Geständniß gekommen bist, mich zu
„beglücken, so gewähre mir drey Dinge, die
„mich allein vergnügen können: dauerhafte
„Gesundheit, (Klugheit und Witz schenktest

„du mir ſchon bey meiner Geburt *) aus-
„zeichnende Leibesſtärke, und ein hübſches,
„treues Eheweib.

„Es ſey dir, was du wünſcheſt, gewäh-
„ret, ſprach die Fee, hierauf berührte ſie mir
„mit ihrem bey ſich habenden Zauberſtabe
„das Naſenbein, das linke Ohr und die rech-
„te Schulter, und — verſchwand. Ich aber
„wurde durch dieſe Berührung in wenigen
„Augenblicken an den Ausgang des Wal-
„des verſetzt, ſo daß ich mich mit leichter
„Mühe zu Hauſe finden konnte. Seit die-
„ſer

*) Dies war ein feines Kompliment, welches der galante Siegfried der Zaubergöttinn machte — captatio benevolentiae. Das Frauenzimmer hat ſo was gern, wenn die Sache gleich nicht wahr iſt.

Anmerkung des Herausgebers.

„ser Zeit hat mir, da ich vorher oft Zahn-
„weh, Leibschmertzen bald andere unange-
„nehme Zufälle hatte, kein Finger
„weh gethan, ich bin so gesund,
„wie ein Fisch im Wasser, und meine Lei-
„besstärcke hat auch, seit mir die weise
„Frau im Walde erschien, unglaublich zu-
„genommen; das dritte Geschenck, wel-
„ches ich mir erbat, nehmlich die schöne,
„tugendsame Frau, habe ich in der Zu-
„kunft noch zu erwarten.

So weit der Roman, den es unserm Sieg-fried gelang, der horchenden Tischgesell-schaft, welcher Erzählungen dieser Art Kon-sekt waren, glaubend zu machen. Man staunte ihn an; man bewunderte ihn; man wünschte ihm Glück; — und das Resul-tat von dem allen war auf Seiten des ehr-lichen Schuhmachers, daß er bey sich be-

schloß, den neuen Lehrling recht in Ehren zu halten, und ihm, wie einen Altgesellen, zu begegnen. Er schärfte seiner Ehefrau, seinen Kindern, und seinem ganzen Hausgesinde gleiche Achtung gegen den jungen Siegfried ein, und setzte bey solchem Enschärfen hinzu: „Aus dem kann einmal ein großer, reicher Mann werden, der uns allen etwas zu rathen aufgiebt.“

Daher kam es denn auch, daß Siegfried ein ganzes, volles Jahr bey dem Schuhmacher verharrete, weil er so gut gehalten, und von Jungen und Alten geehrt wurde. Das Schuhmacherhandwerk nebst Pertinenzien, wovon die sogenannten Handwerksgebräuche, wobey eine ganz besondere Sprache herrscht, nicht abzusondern sind, hatte er in weniger, als einem halben Jahre begriffen: während der übrigen Zeit

machte

machte er schon Schuhe und Stiefeln vorräthig, trotz dem besten Gesellen, worüber sich der Meister sehr erfreute.

Als aber das Jahr um war, begann, weil ers nun in niedern Hütten, bey ehrlichen Handwerkern, sattsam versucht hatte, seine Begierden nach ritterlichen Thaten, nach ausserordentlichen Dingen und Begebenheiten, nach Heldenruhm und Beweis seiner Männerstärke, die mit seinen zunehmenden Hörnern wuchs, (sie wuchsen in der Länge und Breite) immer dringender und unwiderstehlicher zu werden; er war daher bedacht, sich einen größeren Wirkungskreis auszusuchen, und Gegenständen nachzugehen, die seiner würdig wären.

Dies einzige verursachte ihm viel Sorge, wie er von dem gutdenkenden Schuh-

macher, der ihn, wie das liebste seiner Kinder hielt, und sich auf seine Gegenwart viel einbildete, auf eine gute Art loskommen sollte. Lange war dies der Vorwurf seiner Gedanken und seiner nächtlichen Träume, ehe er einen festen Entschluß fassen konnte; daher verzögerte sich auch seine Abreise noch ein paar Monathe.

Endlich dünkte es ihn, nach vielen Hin- und Hersinnen, der beste Rath zu seyn, sich seinem rechtschaffenen Lehrherrn ganz zu entdecken, ihm seine Herkunft, seine Erziehung und die auf ihn wartende Bestimmung zu eröfnen; denn so, glaubte er, würde er ihn ohne weitere Umstände reisen, und dem auf ihn wartenden Glück mit theilnehmender Freude entgegenziehen lassen. Wie er gedacht hatte, so geschahe es, ob er sichs gleich als ein großes Hinderniß sei-

ner

ner dermaligen Zweckserreichung bey dem Schuhmacher vorstellte, wenn dieser bey der vorzunehmenden Entdeckung seiner wirklichen Person sich ungläubig und zweifelhaft bezeigen, oder in die Wahrheit seiner Erzählung, die er freylich nicht durch schriftliche Zeugnisse, wenn die sein Lehrherr forderte, dokumentiren konnte, ein Mißtrauen setzen sollte. Denn er glaubte, als er von Hause weggieng, um vor der Hand als Handwerkspursche zu wandern, und sich etwas in der Welt zu versuchen, dergleichen Zeugnisse, sein Abstammen aus altem, königlichen Geblüte betreffend, nicht nöthig zu haben.

Sobald er nun den Entschluß, das Haus seines Lehrherrn zu verlassen, gefaßt, und die dagegen obschwebende Bedenklichkeiten aus dem Wege geräumt

hatte,

hatte, machte er dem Meiſter ſein Vorhaben bekannt, der darüber ganz beſtürzt und ſchwermüthig wurde, und ihn dringend bat, wenigſtens noch ein Jahr bey ihm zu verharren, weil er ſeiner nun einmal gewohnt worden wäre. „Er ſähe wohl ein, ſagte der ehrliche Schuhmacher, daß er nicht viel mehr bey ihm in Handwerksſachen lernen könne; aber er ſey ihm ſo gut, und habe ſo viel Wohlgefallen an ſeiner Perſon und an ſeinem Umgange, daß er ihn, wenn's ſonſt ihm und den lieben Gott gefiele, lebenslang um und neben ſich zu haben wünſchte.“ Indem er dieſes ſagte, ſtanden dem guten Mann, der ein Beyſpiel der alten, deutſchen Redlichkeit war, die hellen Thränen in den Augen.

Siegfried war an ſeinem Theil nicht weniger gerührt, wenn er gleich nicht ſeine innere Rührung durch äuſſerliche Zeichen und inſonderheit durch Thränen an den Tag legte.

Er ſuchte ſeinen Lehrmeiſter zu beruhigen, und ſagte zu ihm, indem er ihn treuherzig bey der Hand faßte: „Seyd nicht mißmüthig, lieber Meiſter, das Schickſal, welches ſich nicht „ändern läßt, will, daß ich reiſe. „Vernehmt bey meinem Abſchiede, daß „ich ein Sohn des Königs Sieghards „aus Utopien bin, daß ich blos, um „etwas zu verſuchen, und die Welt von „verſchiedenen Seiten kennen zu lernen, „mich bey euch ſo lange aufgehalten habe, und daß mein eigentlicher Beruf „dahin geht, durch edle und tapfere „Tha-

„Thaten und mancherley ritterliche Ue-
„bungen, insonderheit durch Bezwingung
„und Ertödtung gefährlicher, schädlicher
„Ungeheuer, durch Befreyung entführ-
„ter, bezauberter und anderer unglücklicher
„Personen, die auf meinen Beystand war-
„ten, meinen Namen groß und berühmt
„zu machen. Habt indessen Dank für
„eure guten Lehren und für alles, was
„ihr mir, solange ich bey euch war,
„von Wohlthaten erwiesen habt; tröstet
„euch über meinen Abschied, und ge-
„habt euch wohl.“

Der ehrliche Schuhmacher stand nach diesem Vortrage seines bisherigen Lehrlings, der ihn freylich ganz unerwartet kam, und dessen Zuverläßigkeit er gar nicht bezweifelte, wie versteinert da. Verwunderung, Erstaunen,

theil-

theilnehmendes Gefühl, und Traurigkeit über Siegfrieds bevorstehenden Abschied jagten sich gleichsam in seiner Seele einander, und er muste einen gewaltigen Kampf ausstehen, ehe er es von sich erhalten konnte, seinem Siegfried den Abschied zu geben, und sich mit ihm zu letzen.

Siegfried aber wollte sich nicht länger aufhalten; er umarmte seinen bisherigen Lehrherrn, und nahm zugleich von den übrigen Hausgenossen, welche diese Scene zu unterbrechen, gekommen waren, kürzlich Abschied. Frau und Kinder weinten. Selbst der eisenfeste, graubärtige Altgeselle wischte sich die Augen; alles war über Siegfrieds Abzug in Bewegung, und der Herr des Hauses, der ehrliche Schuhmacher, von seiner Fami-

lie

lie und von ſeinen Arbeitern umringt, vermochte dem wegeilenden Siegfried nichts, als dieſe Worte nachzuſtammeln: „Glück zu! — Ziehet hin — Gott geleite euch!“ —

Ende des erſten Theils.

Der

gehörnte Siegfried

ein Volksroman.

Zweyer Theil.

von

Christian Wilhelm Kindleben,
der Weltweisheit Doktor und der freyen Künste Magiſter.

Neue, ganz umgearbeitete und ſtark vermehrte Ausgabe.

1783.

Einleitung.

„Ist das Büchlein auch hübsch lustig zu lesen?“ so fragte ohnlängst ein alter Bürger, der einem Bücherantiquar einen alten Roman, Geschichte eines unglücklichen Seefahrers betitelt, unter dem Vorgeben abkaufte, daß er seiner jungen Frau mit diesem Buche die Zeit vertreiben, und insonderheit die langen Winterabende verkürzen wollte. Der Antiquar antwortete: „lustig und traurig,“ wie mans nimmt. „Desto besser,“ antwortete der Bürger, und steckte sein Buch ein, nachdem er lange darinn geblättert, und es hinten und vorne besehen hatte.

Aus der verkehrten Art, wie der Bürger das Buch hielt, merkte der schlaue

Buchhändler, daß der ehrliche Mann nicht lesen konnte, und nahm sich die Freyheit, ihn zu fragen: „Wenn Sie aber, wie mich dünkt, nicht lesen können, guter Freund, wie wollen Sie denn mit dem, was Sie da gekauft haben, Ihrer Frau die Zeit vertreiben?“ „[illegible] mag Sie es denn selbst lesen, erwiederte er, und ich höre zu. Es wäre mir aber doch lieber gewesen, er hätte mir ein Buch verkauft, das sich von selbst lesen läßt, ohne drauf studirt zu haben.“

Diese Frage des einfältigen Bürgers: Ist das Büchlein auch lustig zu lesen? ist bey vielen Leuten, welche Bücher, sonderlich Romane, kaufen, oder von den Bücherverleihern entlehnen, die Hauptsache. Sie fragen nicht nach dem innern Gehalt des Buchs; sie kehren sich nicht an das Urtheil, welches vernünfti-

ge,

ge, uneingenommene Kunſtrichter darüber fällen; ſie ſehen nur obenhin den Titel an, und fragen, ob viel Späße und Schwänke darinn vorkommen, ſollten ſie auch von der niedrigſten Art und recht zur Beluſtigung des Pöbels eingerichtet ſeyn. Doch, man muß einem jeden ſeinen Willen laſſen, und man kann's freylich nicht wehren, wenn der eine dies, der andere jenes in einem Buche ſucht, ohne es darinn zu finden; auch darf ſich der Verfaſſer nicht ärgern, oder ſichs befremden laſſen, wenn mancher mit Vorurtheilen eingenommene Leſer etwas in einem Buche zu finden vermeint, woran der, der es ſchrieb, nicht gedacht hatte.

Das Gepräge der Luſtigkeit, ſofern man darunter eine ausſchweifende Luſtigkeit, durch pöbelhaften Witz und abgeſchmackte Tiraden unterſtützt, verſteht,

wird nun unser Büchlein nicht führen; in diesem zweyten Theil wird dergleichen so wenig als in dem ersten, zu erwarten seyn, denn so weit erstreckt sich, nach unsrer gegebenen Erklärung, die Bedeutung des Worts, **Volksroman**, nicht, daß wir um dieses Titels willen genöthigt seyn sollten, in den Zusammenhang unsrer Erzählung solche Sächelchen einzumischen, welche nur dem Pöbel, (mag es doch vornehmer, oder geringer Pöbel seyn,) und Leuten, die weder Geschmack noch feines Gefühl haben, zur Belustigung und Lungenerschütterung gereichen können.

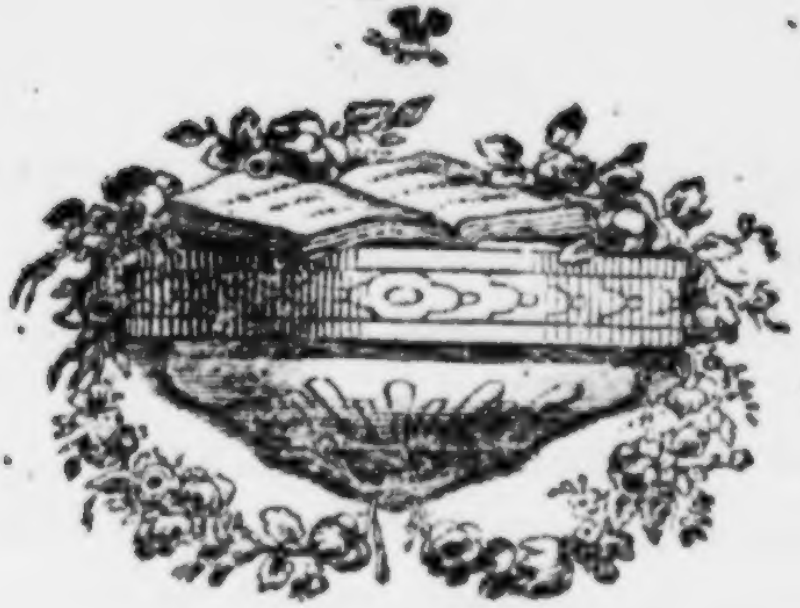
Dagegen wollen wir uns auch in diesem Theil bemühen, allerley Lesern eine anständige Unterhaltung und Zeitverkürzung zu verschaffen; und wenn es uns gelingt, hie und da manche finstere Stirn zu entrunzeln, manche glänzende Thorhei-

ten zu beschämen und in ihrer armseligen Gestalt darzustellen, manchen, selbst unter der gefälligen Maske des Witzes, der Laune und der Einbildungskraft, welches die Hauptingredienzien bey einem Roman sind, an seine Pflicht zu erinnern, und edle Gefühle in ihm zu erwecken, so werden wir uns des Gelingens unsrer Unternehmung und Arbeit freuen, so werden wir glauben, unsern vorgesetzten Zweck erreicht zu haben.

Auf Titel und Namen kömmt es, wenigstens in dieser Rücksicht, gar nicht an, wenn gleich der Titel in andern Betracht eine Sache von großer Bedeutung und Wirksamkeit ist: ob das Buch Siegfried oder Eulenspiegel, Florido oder Blumenthal heißt, ob es in Wittenberg, oder in Weissenfels, wohin jetzt alle große und reiche Buchhändler ihre

Mas

Manuſkripte ſenden, gedruckt iſt, das iſt für den, der es kauft, oder ſich borgt, im Grunde einerley. Wenn das Büchlein nur einem nicht unbeträchtlichen Theil des Publikums gefällt, wenn es, nachdem es die Preſſe verlaſſen, und ſeine Stelle in den Buchläden eingenommen hat, ſeinen Abgang und ſeine Leſer findet, ſo ſind Autor und Verleger geborgen. —



Erſtes Kapitel,

handelt von Häuten. Siegfried beſchließt, ſein Netz an dem Hofe irgend eines Fürſten, oder Königs auszuwerfen, und daſelbſt Lorbeern einzuerndten.

Ob wir gleich groſſe, erklärte Feinde aller unnützen Weitſchweifigkeit ſind: (es giebt Leute, die es in ſolchen er-

seinem künftigen Beruf, die er mit den Bauerjungen in Thälern und Blachfeldern, in Wäldern und Gesträuchen anstellte, ziemlich geschwächt und vermindert; sein schönes Gesicht, welches, nach dem gemeinen Sprichwort, wie Milch und Blut aussah, überzog nach und nach, da er sich zum öftern den brennenden Strahlen der Sonne aussetzte, eine männliche Bräune, und seine Hände nahmen, weil er keine Handschuh trug, ausser an Gallatagen und bey Gevatterständen, da er dergleichen von seiner Jungfer Mitsteherinn geschenkt bekam, in der Folge eben diese braungelbe Farbe an, welche den arbeitsamen Landmann von dem wollüstigen und müßigen Städter unterscheidet.

Diese Zärtlichkeit seiner Haut und seines jugendlichen Körpers gieng nun vollends und auf immer verlohren, als das Fett des überwun-

wundenen, theils durch die zerschmetternde Last der Bäume, die unser Held über ihn warf, theils durch die verzehrende Kraft des Feuers getödteten Drachen in seinen Körper eindrang, und ihn aus einem weichlichen, Frauenzimmern ähnlichen Jüngling zu einem festen, gesetzten und unüberwindlichen Mann machte.

Es ist vielleicht der Mühe werth, zu untersuchen, woher das Fett des getödteten Drachen die besondere Eigenschaft bekommen habe, alles, was damit bestrichen wurde, in Horn zu verwandeln. Der gemeine Mann hält viel auf Drachenfett, und glaubt damit mancherley hartnäckige Zufälle zu heilen. Es ist gut, daß das Fett des Drachen, dem Siegfried den Athem ausblies, ausser dem Portiönchen, dessen sich dieser Held bediente, vom Feuer verzehrt wurde, und daß nichts davon unter die Leu-

te und in die Apotheke kam. Vielleicht hätten manche damit groſsen Mißbrauch getrieben, und ſich ſelbſt unangenehme Zufälle, welche ſie davon nicht erwarteten, bereitet; — manchem wären vielleicht die Hörner nebſt der hornartigen Haut nicht lieb geweſen, und manches junge Frauenzimmer, die von ohngefähr, vielleicht auf den Rath eines Quackſalbers und Marktſchreyers, ſich dieſes Drachenfetts bedient hätte, wäre vielleicht in die Gefahr und Verlegenheit gerathen, keinen Mann zu bekommen, woran doch allen ehrbaren Jungfern und Wittwen ſo viel gelegen iſt.

Forſchen wir nun nach der Urſache, woher wohl dem Fett des Drachen, den unſer Siegfried aus der Welt ſchafte, die Eigenſchaft und Wunderkraft gekommen ſeyn möchte, alles, was damit beſchmiert wurde, nicht allein in hartes Horn zu verwandeln, ſon-

ſondern auch mit ungewöhnlicher Stärke zu begaben;- ſo giebt es darüber mancherley Muthmaßungen. Am wahrſcheinlichſten iſt die Erzählung, die wir aus einem alten, ſelten vorkommenden Geſchichtbuche, worinn aber vieles ausgeriſſen, und vieles gar nicht zu leſen iſt, entlehnen: „Es ſey die ausnehmende Herzenshärte des ehemaligen Königs, der nachher ſeiner verübten Grauſamkeiten und Frevelthaten wegen in einen Drachen verwandelt wurde, vermöge des genauen, unerklärlichen Zuſammenhangs des Leibes und der Seele, auch in ſeinen Körper übergegangen; ſeine Haut ſey ganz ſchwärzlich, hart und undurchdringlich geweſen, und Verletzungen von ſcharfen Inſtrumenten, Meſſerſtichen und dergleichen, hätten ihn nicht verwunden können. Als er nun, zur Beſtrafung ſeines laſterhaften, greuelvollen Lebens, in ein Ungeheuer, welches ſich in Wüſteneyen und verfallenen Mau-

ern aufzuhalten pflegt, verwandelt, und an den Ort, wo er bleiben ſollte, verbannt worden wäre, da hätte er ſeine vorige, gewohnte Härte in ſeinen neuen, thieriſchen Zuſtand mitgenommen, und ſie hätte ſich von dem Augenblick ſeiner Verwandlung an allen Adern, Nerven, Säften und Blutgefäßen ſeines ungeheuern Drachenkörpers mitgetheilt, daher auch ſein ausflieſſendes Fett die Eigenſchaft des Verhärtens angenommen hätte.

Uns dünkt: dieſe Erzählung läßt ſich hören, oder, wie der römiſche Komödienſchreiber, Terenz, ſich ausdrückt: oratio honesta est. Wir wollen ihr alſo, wenn's ſonſt gefällig iſt, einſtweilen Glauben beymeſſen, und zu unſerm Thema zurückkehren.

Siegfrieds Haut unterſchied ſich alſo, nachdem die große, unvermuthete Metamorphoſe

morphöſe im Walde mit ihr vorgegangen war, von den Häuten anderer Menſchen und Thiere dadurch, daß ſie nicht allein hart anzufühlen, ſondern daß ſie auch undurchdringlich und unverwundbar war. Hieraus ſchöpfen wir Anlaß, unſere Leſer, wie die Inſchrift dieſes erſten Kapitels beſagt, mit einigen Betrachtungen, oder Fragmenten (wie mans nennen will) über die Häute zu unterhalten.

Das Wort Haut, und der Begriff, der damit verbunden iſt, hat zuvörderſt zu einigen Sprüchwörtern Anlaß gegeben, wovon wir eins und das andere nebſt Anzeige ihres Sinnes anführen wollen. So ſagt man z. B. einem die Haut, oder das Fell, über die Ohren ziehen, für: jemanden ganz ausſcheelen, oder, ohne alle Nachſicht und Scheuung mit ihm verfahren. Haut um Haut, Haar um Haar ꝛc. iſt auch ein Sprichwort, welches in der Bi-

bel

bel vorkommt, und heißt ohngefähr so viel, als: wenn ich einen beleidige, oder beeinträchtige, so muß ich ihm Genugthuung geben; wenn ich einen vorsetzlich tödte, so muß ich wieder sterben. Ich möchte nicht in dieses Menschen Haut stecken, will so viel sagen: ich möchte nicht an seiner Stelle, in seiner Verlegenheit, in seinen Umständen seyn. Das ist eine ehrliche Haut, pflegt man von einem Menschen zu sagen, der rechtschaffenen biedern Charakters, ohne Falsch und Tücke, dabey aber nicht sehr vorsichtig und aufgeklärt ist. Wenn jemand einen schlimmen Finger, oder einen bösen Fuß bekommt, ohne daß er sich vorher draan gestoßen, oder diesen Theil sonst verletzt hat: so sagt man; das kömmt aus heiler (gesunder) Haut.

Haut, Fell und Leder werden im gemeinen Leben, obgleich sehr unrichtig, als gleichbedeutende Wörter gebraucht; ihr Sinn ist sehr verschieden. Haut sagt man von Menschen und Thieren, Fell wird eigentlich nur von der Haut des Viehes gebraucht; doch hat es die Gewohnheit eingeführt, auch dem Menschen scherzweise oder im Sprichwort ein Fell zuzuschreiben. So sagt man im gemeinen Leben: der hat ein dickes Fell, das heißt: er hat einen harten Sinn, er kann viel vertragen, man muß ihn sehr angreifen wenn ers fühlen soll. Ich werde dir über's Fell kommen, sagt der Vater zu seinem Sohn, oder der Schulmeister zu seinem Schüler, wenn er Lust hat, ihn auszuprügeln. Du garstiges Fell! ist eine gemeine Redart, die man schimpfweise gebraucht. Leder heißt endlich eine jede Thierhaut, wenn sie dem Thiere, todt oder lebendig, abgezogen,

und

und durch den Gerber zum Gebrauch für Schuh- und Handschuhmacher (die an manchen Orten Beutler heiſſen) zugerichtet und zubereitet iſt. Von Leder kömmt abledern, einem todten Vieh die Haut abziehen, welches ein Geſchäft des Schinders oder Scharfrichterknechts iſt, das ſeinem Herrn viel einbringt. Daher pflegt man ſolche Leute, die nun einmal zu einem wohleingerichteten Staat, wie das Podagra und die Heuſchrecken zur beſten Welt gehören, auch **Ableder**, eigentlich **Ablederer** und **Kaltſchlächter** zu nennen.

Man muß dieſe **Ableder**, welche in den meiſten Gegenden Deutſchlands ihrer Beſchäftigungen wegen unehrlich ſind, mit denenjenigen Abläedern nicht verwechſeln, die man in großen, berühmten Handelsſtädten, in **Hamburg**, **Leipzig** u. ſ. w. antrifft, deren Beruf und Gewerbe es iſt, die ankom-

kommenden, oder abgehenden Kaufmannswaaren auf- und abzuladen, wovon ſie denn ihren Unterhalt haben.

Da dieſe Leute, die ihren Namen vom Abladen, wie jene vorhinerwähnte vom Leder, haben, mit den Fuhrleuten, oder eigentlich mit den Fuhrmannsknechten in ſehr genauer Bekanntſchaft und Verbindung ſtehen; ſo darf man ſich nicht wundern, wenn man ſieht, oder hört, daß ſie zur Trunkenheit, Völlerey, Zänkerey und andern Untugenden geneigt ſind, daß ſie ſich als Muſter der Grobheit, und des brüsken, hahnbüchnen Weſens auszeichnen. Man kann übrigens an dem Beyſpiel dieſer Abläder und Konſorten lernen, was nicht allein die Erziehung, ſondern auch die gewohnte Lebensart, und das Gewerbe, die Menſchen- oder Thiergattung, womit man täglich

lich umgeht, für einen groſsen Einfluſs in die Sitten hat.

So wie von Leder abledern kommt: ſo wird von Haut häuten abgeleitet, ein Wort, welches man von Thieren, ſonderlich von Inſekten gebraucht, wenn ſie ihre alte Haut abwerfen, und eine neue bekommen. Von den Krebſen ſagt man in dieſem Falle: ſie mietern.

Es ſey uns erlaubt, hier eine mediziniſche Anekdote einzuſchalten, welche vielleicht dem beobachtenden Arzt und jedem vernünftigen Menſchen, dem ſeine Geſundheit lieb, und der auf ſich ſelbſt acht zu geben, gewohnt iſt, nicht gleichgültig ſeyn mag. Wenigſtens ſind wir überzeugt, daſs in allen Fächern, bey allen Künſten und Wiſſenſchaften, die nur nach und nach zu ihrer Reife und Voll-

kom-

kommenheit gedeihen, sehr viel auf Beobachtungen, genaue, fleißige und richtige Beobachtungen ankommt: folglich werden sie auch in der Arzeneygelehrsamkeit, die vielleicht unter allen Theilen und Gegenständen des menschlichen Wissens den weitesten Umfang hat, nicht ohne Nutzen seyn.

„Ein junger, vollblütiger Mensch von ohngefähr siebenzehn Jahren, der bisher immer gesund und frisch gewesen war, und seit langer Zeit, ausser Kopf- und Zahnweh, welchem auch die gesundesten und robustesten Leute ausgesetzt sind, keine Hauptkrankheit gehabt hatte, fieng auf einmal an, sich übel zu befinden, und über Herzensangst, Seitenstechen, und andere unangenehme Zufälle zu klagen. Der Arzt, den er zu Rathe zog, hielt seine Unpäßlichkeit für versetzte Blähungen, und verordnete ihm auflösende, schleimzertheilende und gelinde abführende

führende Mittel, die ihm zwar einige Erleichterung verſchaften, aber das Uebel nicht gänzlich hoben. Hierauf verordnete ihm der Arzt, weil ſein zunehmendes Uebel, welches ihn gar nicht ſchlafen ließ, auch eine Folge der Vollblütigkeit und heftiger Gemüthsbewegungen ſeyn konnte, einen Aderlaß. Er hatte noch nie zur Ader gelaſſen, und gieng alſo etwas ſchwer dran. Dieſe Operation beförderte zwar ſeinen Schlaf, aber die Herzensangſt und das Drücken im Magen, welches nach derſelben ein paar Tage ausblieb, kam immer wieder, und machte dem Patienten, dem man äuſſerlich die innerlichen Beſchwerden nicht anſah, viel zu ſchaffen.

Endlich rieth der Arzt glücklicher weiſe auf eine Anhäufung von zähen Schleim in den Gedärmen und auf darinn niſtende Würmer, obgleich die gewöhnlichen Symptomen oder Kennzeichen von vorhandenen Wür-

mern

mern nicht bey ihm zu finden waren. Denn er hatte weder Jucken in der Naſe, noch bleiche Farbe; auch lief ihm das Waſſer nicht im Munde zuſammen, und die Uebelkeiten waren ſelten. Der Arzt ließ ihn einige Tage hintereinander wurmtreibende Mittel, ſonderlich den Extrakt des Rheinfahrn-Krauts, einnehmen, und gab ihm darauf ein ſtarkes Purgiermittel ein, welches eine große Menge von großen und kleinen Würmern austrieb, die bey den Arzneyverſtändigen aſcarides und lumbrici heiſſen, denn die Würmer waren von verſchiedener Gattung. Der Arzt bat ſichs von ihm aus, daß er einige von dieſen Würmern in einem reinen, hellen und verſtopften Glaſe, worinn er etwas Waſſer oder Spiritus gieſſen könnte, aufbewahren möchte; denn er wollte das Ungeziefer, welches ſo manche Menſchen tödtet, beſehen, und ſeine Kur ferner darnach einrichten.

Kaum hatten die aufgesammelten noch lebenden Würmer zwey Tage im Glase, worinn klares Wasser befindlich war, gestanden, so bemerkte der Patient mit Verwunderung, daß sie ganz verwandelt waren. Vorher waren sie weiß, ohngefähr in der Gestalt einer Raupe, mit eben solchen Füßen und und schwarzen Köpfen versehen: nun aber hatten sie ihre alte Haut abgelegt, sich ganz zusammengekrümmt, und eine neue Haut angenommen, die von blutrother Farbe war. Uebrigens waren sie ohne Bewegung, und schienen todt zu seyn.

Als der Arzt dieses seltsame Phänomen sahe, wunderte er sich, und meinte: es könnte wohl eine in seinem Blut entstandene Unordnung an der Erzeugung dieser Würmer mit Schuld gewesen seyn, oder doch wenigsten dieselbe befördert haben, welches er aus der rothen Farbe, die sie bey ihrer

Ver-

Verwandlung angenommen hatten, ſchlieſſen zu können glaubte.

Der Patient muſte ſich, aller eingenommenen Arzneymittel ohngeachtet, viele Jahre mit dieſen Inſekten ſchleppen, deren ihm von Zeit zu Zeit eine ungeheure Menge abgieng, und wurde erſt in ſeinem Alter gänzlich davon befreyet.“ —

Da wir nicht ſo glücklich ſind, zu der Zahl der Arzneygelehrten, die, wenn ſie das Ihrige gelernt haben, in allem Betracht Hochachtung und Werthſchätzung verdienen, zu gehören, ſo enthalten wir uns alles fernern Urtheils über dieſe keineswegs erdichtete, ſondern aus eigener Erfahrung geſchöpfte Anekdote, und überlaſſen das weitere Nachdenken über dieſe Krankheitsgeſchichte denen, deren Beruf es iſt, ſich mit Beobachtungen und Ueberlegungen die-

ſer Art, zur Beförderung der menſchlichen Geſundheit, zu beſchäftigen. — —

Die Haut iſt ein weſentlicher, ſehr nützlicher Theil des menſchlichen und thieriſchen Körpers; ſie dient ihm zum Schutz und zur Zierde; ſie verwahrt und bedeckt ihn gegen äuſſere Zufälle, und Verletzungen der Haut bey dem Menſchen pflegen oft andere unangenehme, ſchmerzhafte Empfindungen nach ſich zu ziehen. Daß die Haut Menſchen und Thieren zur Zierde gereicht, erhellet inſonderheit daraus, weil nichts ekelhafter iſt, als der Anblick eines geſchundenen, von ſeiner Haut entblößten Körpers.

Eine feine, weiſe und zarte Haut pflegt inſonderheit an dem ſchönen Geſchlecht bewundert, und von demſelben auf das ſorgfältigſte erhalten und in Acht genommen zu werden. Doch bedienen ſich manche Frauenzimmer,

enzimmer, wie die Geſchichte und Erfahrung lehrt, ſehr ſonderbarer und zum Theil ſchmutziger Mittel, um ihre Haut fein und ſauber zu erhalten, und eben dadurch die Anzahl ihrer Anbeter zu vermehren, welche, wenn ſie es wüßten, weit von dieſen unſaubern Geſchöpfen fliehen, und ein ehrliches reinliches Bauermädchen, von unſchuldigen Sitten ihnen vorziehen würden.

Eine vornehme, adeliche Dame hatte eine Kammerjungfer, welche ſie um ihres ſchmeichelhaften und gefälligen Weſens willen ſehr gut leiden konnte. Dieſe Zofe war mehr häßlich, als ſchön, und glaubte, was an Schönheit ihr abgienge, durch die Weiſe und Feinheit ihrer Haut zu erſetzen; ſie war überhaupt eine affektirte, eitle und verliebte Thörinn; doch ſahe ihre Prinzipalinn über dieſe weiblichen Schwachheiten, die ihr viel-

leicht ſelbſt ankleben mochten, nachſichtsvoll hinweg.

Die Zofe bediente ſich, um ihre Haut, ſonderlich an den Händen, zart und geſchmeidig zu erhalten, folgenden Mittels, welches ihr einſt, da ſie kaum die Kinderſchuhe abgelegt hatte, eine alte Buhlſchweſter, welche dergleichen Schönheitsrezepte in Menge vorräthig hatte, anrieth. Sie beſchmierte, ſo oft ſie Abends zu Bette gieng, ihre Hände und Arme, ſoweit ſolche ſichtbar waren, mit Menſchenkoth, und zog alsdann ihre ledernen Handſchuh drüber. Endlich aber wurde es die Dame inne, da ſie ihr zur Nachtzeit einſt in aller Geſchwindigkeit einen Thee beſorgen muſte; ſie roch den entſetzlichen Geſtank, denn die Zofe hatte nicht Zeit gehabt, ſich zu waſchen, oder hatte es in der Geſchwindigkeit vergeſſen, und am folgenden

Mor-

Morgen bekam sie wegen dieser Sauerey ihren Abschied. —

Es herrscht unter den Häuten, wie unter den Hörnern, sowohl in Ansehung ihrer natürlichen Beschaffenheit, als auch ihres Gebrauchs, eine große Verschiedenheit. Die Menschenhaut, da sie viel feiner und zarter, als die Haut oder das Fell der vierfüßigen Thiere ist, soll auch das weichste und feinste Leder geben. Doch sind die Fälle in unsern Tagen sehr selten, daß Menschen abgeledert, und ihre Häute von den Handwerkern verbraucht werden. Vorzeiten, da noch die Menschenopfer Mode waren, war es unter den barbarischen Völkern nichts seltenes, Menschen, die etwas verbrochen hatten, lebendig zu schinden, welches ohnstreitig der schmerzhafteste, langsamste und martervollste Tod seyn muß. Oft wurden auch unschuldige, sonderlich zur Zeit der wüthen-

den Christenverfolgungen, unter den römischen Kaisern Nero, Heliogabalus und Domitian mit dieser Marter belegt. Vom böhmischen Heerführer Zizka, der sich den Mißbräuchen und Irrthümern der römisch-katholischen Kirche widersetzte, der den päbstlichen Sauerteig aussegen wollte, und sich zum General der Hußiten aufwarf, erzählt man, seine Feinde hätten ihn, nachdem sie ihn in ihre Gewalt bekommen, lebendig geschunden, und seine Haut oder sein Fell, (freylich mag es etwas derb gewesen seyn) über eine Trommel gespannt.

Unter den Thierhäuten sind vielleicht die Kuhhaut und die Bärenhaut die merkwürdigsten; jene, weil sie, ausser ihrem mannichfaltigen Nutzen in der Gerberey, wenigstens in Deutschland, dazu gebraucht wird, daß grobe Verbrecher, die zu einem schmachvollen Tode verurtheilt sind, auf der-

selben

ſelben nach der Gerichtsſtätte hinausgeſchleift werden; dieſe, weil ſie nicht allein von den Kürſchnern, freylich noch mit ihren Haaren und mit ihrem Rauchwerk verſehen, zu Müffen, Mützen und andern Dingen, die dem Menſchen im harten Winter zur Wärme und Bedeckung dienen, verarbeitet, ſondern auch ſonſt in der Wirthſchaft, zum Beyſpiel, in vornehmen Häuſern zum Abwiſchen der Füße, ehe man in die Zimmer geht, gebraucht wird; und hernach iſt die Bärenhaut auch deswegen merkwürdig, weil ſie zu dem bekannten Schimpfwort: **Bärenhäuter**, Gelegenheit gegeben hat.

Dieſes deutſche Schimpfwort kommt eigentlich daher: weil ſich unſre Vorfahren häufig der Bärenhaut, um darauf zu liegen oder zu ſchlafen, bedienten, ſo pflegte man von einem faulen Menſchen, der nicht gern arbeitete, zu ſagen: er liegt auf der Bä-

renhaut, ein ſolcher, von dem Hagedorn ſingt:

„Kriecht in ſein Bett und deckt ſich zu,
Und ſchläft bis an den Morgen.“

Beſonders thaten dies diejenigen gern, die feige Memmen waren, und nicht Luſt hatten, in den Krieg zu ziehen; ſie blieben lieber zu Hauſe auf der **Bärenhaut** liegen. Daher iſt nun das Schimpfwort entſtanden: **Bärenhäuter**, welches folglich, wie man aus dem, was bisher geſagt iſt, leicht abnehmen und beurtheilen kann, nach ſeiner urſprünglichen Bedeutung, einen faulen Tagedieb, einen Taugenichts, einen Müßiggänger bezeichnet; doch wird dieſes alte Schimpfwort heut zu Tage gemeiniglich in einer nicht ſo ſchlimmen Bedeutung genommen, ſondern oft nur ſcherzweiſe gebraucht. So ſagt die Mutter zu ihrem Sohn: du kleiner **Bärenhäuter**!

Bey Gelegenheit der mit ſchwarzen, braunen und weiſen Haaren verſehenen Bärenhaut, die ein Gegenſtand der Kürſchnerarbeit und zu vielen Dingen nützlich iſt, müſſen wir noch ein Sprüchwort beybringen: etwas mit Haut und Haar eſſen, etwas ganz aufeſſen und keine Spur davon übrig laſſen, welches inſonderheit von kleinen Fiſchen, Gründlingen, Stinten u. ſ. w. die durch ihre feinen Gräten den Magen ſchäuern und reinigen, geſagt wird.

Zu den deutſchen Sprichwörtern, zu welchen das Wort Haut Gelegenheit gegeben hat, gehört auch noch dies: ſeine Haut zu Markte tragen, welches ſo viel heißt, als: für ſich ſelbſt einſtehen und Rechenſchaft geben müſſen, etwas auf ſeine eigene Gefahr riſkiren.

Da die drey Naturreiche mit einander in

der

genaueſten Verbindung ſtehen: ſo wird auch den Pflanzen eine Haut zugeſchrieben, und ſie haben wirklich eine, welche das materielle Weſen, woraus ſie zuſammengeſetzt ſind, bedeckt und einſchließt. So haben z. B. die grünen Schoten, (ein trefliches Gericht im Sommer!) eine dünne Haut, oder Schale, die man ihnen abziehen muß, wenn man ſie kochen und verſpeiſen will. Vornehmer Leute Köche und Köchinnen haben freylich dieſe Exkoriation der Schoten, oder grünen Erbsſchaalen nicht nöthig; denn ſie werfen die Schaalen weg, und es werden nur die Erbſen, mit jungen Möhren oder Mohrüben verſetzt, zur Kochſpeiſe gebraucht. Arme Leute hingegen nehmen ſich die Mühe, die Schoten zu enthäuten, und kochen ſie mit, um mit ihrem Gerichte weiter zu langen, und ſatt zu werden.

Auch giebt es unter dem Mittelſtande

gute

gute Wirthinnen, welche, um nichts von dieſer Frucht der Erde verlohren gehen zu laſſen, die Schoten ganz kochen, und ſie nachher, in geſchmolzene Butter eingetunkt, genieſſen, indem ſie ſolche durch den Mund ziehen. Denn die Zubereitung der Speiſen iſt nach Beſchaffenheit der Länder und der Küchen eben ſo verſchieden und mannichfaltig, als der Geſchmack verſchieden iſt. —

So hätten wir denn in dieſem erſten Kapitel Sachen und Gegenſtände von mancherley Art, hiſtoriſchen, moraliſchen, mediziniſchen und diätetiſchen Inhalts abgehandelt, und zu dem allen gab uns die mit Siegfrieds Haut vorgegangene Verwandlung nebſt deſſen Hörnern Gelegenheit; lauter Winke und Fingerzeige für den Kunſtrichter, der dieſes Büchlein durch die Hechel ziehen wird, um, wenn er Luſt und Belieben hat, ſein kritiſches Meſſer zu wetzen. Wir wenden

den uns demnach, nachem über die Materie von den Häuten das Erforderliche beygebracht iſt, zu dem zweyten Kapitel, worinn wir die Geſchichte unſers Helden gebührender- und verſprochener maßen fortſetzen werden.

Zweytes Kapitel.

Siegfried tritt ſeine ritterliche Laufbahn an, und begiebt ſich an den Hof des Königs Gilbalds, wo er ſehr gut aufgenommen wird.

Siegfried hatte ſich in des Schuhmachers Hauſe hübſches Geld geſammelt, denn der Meiſter, der ihn, wie wir oben im erſten Theil dieſer Geſchichte bemerket haben, nicht als einen Lehrpurſchen

und

und Anfänger, sondern wie einen Altgesellen hielt, bezahlte ihm nicht allein seine Arbeit reichlich, sondern machte ihm auch noch auserdem manches Geschenk. Er hatte sich daher, weil er sparsam war, und nicht viel ausgeben durfte, (für seine Vergnügungen sorgte der Schuhmacher, wie für seinen täglichen Unterhalt) etwas zurückgelegt, wovon er seine Reise anstellen, und die damit verbundene Zehrungs- und andere Kosten bestreiten konnte. Denn er wandelte noch immer zu Fuße, und gedachte sich erst, wenn er seiner Bestimmung etwas näher wäre, ein Pferd anzuschaffen, oder sich das seinige, welches der Oberkämmer seines Vaters in Verwahrung hatte, von Hause kommen zu lassen. So lange muste er freylich noch sein Felleisen schleppen, und sich, wo er hinkam, als einen reisenden Handwerksburschen ankündigen, bis ihm eine vortheilhafte Gelegenheit aufstieß, da er mit mehrerem

rerem Anſtande und mit gröſſerer Bequemlichkeit dem Orte, wo ihn ſeine Beſchäftigung und ſein Glück erwartete, zueilen konnte.

Dieſe Gelegenheit, ſein äuſſerliches Proſopon zu verbeſſern, ſein Felleiſen abzuwerfen, und ſeinem Stande gemäſſer zu reiſen, fand er wider Vermuthen, als er ohngefähr zwölf Meilen ſeit ſeiner Entfernung aus des Schuhmachers Hauſe zurückgelegt hatte.

Er kam, nachdem er viele Dörfer und Flecken durchwandert hatte, in eine groſſe volkreiche Stadt, in welcher viele fremde Perſonen ihr Glück ſuchten, und es gröſtentheils fanden, wenn ſie arbeitſam und geſittet waren. Hier gieng er, weil er noch Geld hatte, in einen der anſehnlichſten Gaſthöfe, theils, um ſich daſelbſt ſpeiſen und

träm-

tränken zu laſſen, theils, um etwas neues zu erfahren, was ihn und ſeine künftige Lebensart angienge. Denn er hatte irgendwo gehört, daß ein Reiſender beſſer thut, wenn er in einem vornehmen, oder doch mittleren Gaſthofe abtritt, als wenn er die ſchlechten Kneipen und Wirthshäuſer zu ſeinem kurzen Aufenthalt erwählt, wo man eben deswegen, weil ordentliche und vermögende Leute ſelten, oder gar nicht dahin kommen, gemeiniglich ſchlecht bewirthet, und noch obendrein übertheuert und betrogen wird.

In dieſem Gaſthofe, zum goldnen Löwen genannt, wo unſer Held eingekehrt war, traf er einen reichen Kaufmann aus ſeinem Vaterlande Utopien an, den er ſich erinnerte zu verſchiedenen malen in der königlichen Burg, wo ſein Vater reſidirte, geſehen zu haben. Dem Kaufmann war Siegfrieds Geſicht ebenfalls noch ſehr gut be-

kannt, doch wuſte er nicht, wie man ſprichwörtlich ſagt, wo er ihn hinbringen ſollte. Denn der junge Menſch, der nun in ſein achtzehntes Jahr gieng, hatte ſich ſehr verändert, er war groß und ſtark geworden, und hatte ein ſo männliches Weſen angenommen, daß ihn niemand für ſo jung, als er war, würde gehalten haben.

Seine Hörner behielten (ſo hatte es die Fee zu ſeinem Vortheil und zu ſeiner Bequemlichkeit eingerichtet,) bis auf den Zeitpunkt, da er ſeinen Ritterſtand antreten würde, eine gewiſſe Geſchmeidigkeit, ſo daß er ſie vor und rückwärts biegen, und zur Zeit noch verbergen konnte, wenn es die Umſtände erforderten, und ihm an ſolcher Verbergung etwas gelegen war.

Siegfried und der Kaufmann ſahen ſich lange einander an; endlich unterbrach

Sieg-

Siegfried das Stillschweigen, und sagte zum Kaufmann: „mich dünkt, ich sollte Sie kennen, und wir hätten einander in Utopien bey dem Könige Sieghard gesehen.“ Der Kaufmann, der nun, da er unsern Siegfried reden hörte, keinen Augenblick zweifelte, daß er der Prinz, Sieghardo Sohn sey, bejahete seine Frage, voller Verwunderung, ihn an diesem Orte, in einem solchen gemeinen Aufzuge, anzutreffen, und bezeugte ihm in den ehrerbietigsten Ausdrücken seinen Respekt und seine große Freude, ihn so ganz unerwartet in einem fremden Lande wiederzusehen. Dieser Auftritt war ohne Zeugen.

Siegfried erzählte dem Kaufmann, der sich von seiner Verwunderung noch nicht erholen konnte, mit kurzen Worten seine bisherigen Unternehmungen und Schicksale, und sein jetziges Vorhaben, nach welchem

er auf Ebentheuer ausgienge, und im Begriff wäre, ſich an den Hof irgend eines großen Königs oder berühmten Fürſten zu begeben, um daſelbſt ſeine Mannhaftigkeit und Tapferkeit zu üben, und dereinſt durch ſeine Thaten Ruhm zu erjagen. Er müſſe geſtehen, ſetzte Siegfried hinzu, daß es ihm nach gerade, wenn er nicht bald einen Ruhepunkt fände, an Reiſegeld gebrechen würde; ihm ſey aber nicht bange, er hoffe ſchon, durchzukommen, ſollte er ſich auch zuweilen knapp *) behelfen müſſen.

Der Kaufmann ſagte, nachdem er des Prinzen Begebenheiten und ſein gegenwärtiges

*) Knapp iſt ein altes, deutſches Wort, welches jetzt nur noch der gemeine Mann braucht. Statt deſſen ſagt der Hochdeutſche genau. Ich ſehe aber nicht, warum wir dieſes altdeutſche Wort nebſt andern ähnlichen veralteten

tiges Vorhaben vernommen hatte: „ich „weiß, mein theuerſter Prinz, keinen beſ„ſern Rath für Sie, als, daß Sie, da Sie nun „einmal auf dem Wege ſind, und es Ihnen im „Grunde gleich viel iſt, ob Sie ſich, um „Ihren Zweck zu erreichen, gegen Morgen „oder gegen Abend wenden, ſichs gefallen „laſſen, mit mir in meinem Reiſewagen, „worinn für drey Perſonen Platz iſt, nach „Worms zu reiſen, wo ich ſeit zwey Jah„ren eine Tochter an den königlichen Ober„ſtallmeiſter verheirathet habe, und wo der „weitberühmte König Gibald, ein Herr „von vielen treflichen Eigenſchaften, Hof „hält. An dieſem königlichen Hoflager ver„ſamm-

alteten nicht wieder hervorſuchen, und in unſre hochdeutſche Mundart aufnehmen. Es iſt doch beſſer, ein altes, oder plattdeutſches Wort zu gebrauchen, als ohne Noth zu franzöſiren. —

„ſammeln ſich faſt täglich die vornehmſten
„Herren und Helden des Reichs, Grafen,
„Ritter und Edle, und es werden jährlich
„zum Vergnügen der alten, und zur Uebung
„der jungen Edelleute viel Turniere, Ka-
„ruſſels, Wettrennen und andere Ritter-
„ſpiele gehalten. Inſonderheit nimmt der
„König Gilbald junge, hübſche Männer
„aus guten Häuſern, die ſich zu Helden
„und Kriegern bilden wollen, ſehr gnädig
„auf, unterhält ſie, wenn ſie arm und ge-
„ringen Vermögens ſind, auf ſeine Ko-
„ſten, und verſchaft ihnen mannichfaltige
„Gelegenheit, etwas zu lernen, ſich her-
„vorzuthun, und von ihren Naturgaben
„Gebrauch zu machen. Was Ihre Reiſe-
„koſten und andere Bedürfniſſe betrift, gnä-
„digſter Prinz, ſetzte der Kaufmann hinzu,
„ſo iſt es meine Schuldigkeit, und ich rech-
„ne mirs zur Ehre an, dafür zu ſorgen.
„Darf ich mir über dieſen unmaßgeblichen

„Vor-

„Vorschlag, wobey ich nicht meinen Vortheil,
„sondern lediglich Ihr Bestes suche, Ihre
„Gedanken ausbitten? — —

Unserm Siegfried konnte nichts erwünschter und willkommner seyn, als dieser Vorschlag. Er nahm ihn mit beyden Händen an, und dankte dem Kaufmann für sein gütiges Anerbieten. „Vergessen Sie, lieber Mann, sagte Siegfried, daß ich „Prinz bin; dieser Vorzug, welcher manchem Fürstensohn, der weder Einsicht noch „Verdienste hat, den Kopf schwindeln macht, „hat für mich, sonderlich in der Lage, worinn ich gegenwärtig bin, und bey der Bestimmung, der ich entgegen eile, wenig „zu bedeuten. Wir wollen mit einander „auf einen freundschaftlichen Fuß umgehen, „und mir solls eine wahre Freude seyn, „wenn ich Ihnen künftig Ihre Gefälligkeiten, die mir so sehr zu rechter Zeit kom-

„men, und die ich ſo wenig erwartete, auf „eine befriedigende, meiner und Ihrer würdi„ge Art vergelten kann.

Sobald Siegfried in Geſellſchaft des Kaufmanns, der ihm während des Eſſens erfreuliche Nachricht von dem Wohlbefinden ſeiner Aeltern gab, das Mittagsmahl eingenommen, und beyde auf gut Glück und ungehindertes Reiſen ein paar Flaſchen Burgunder, die der Kaufmann bey ſich führte, geleert hatten, gieng die Reiſe fort. Der Kaufmann hatte ſeinen einzigen Sohn, einen jungen Menſchen von funfzehn Jahren, bey ſich, der zufälliger Weiſe mit dem Prinzen viel Aehnlichkeit hatte, und, worüber ſich dieſer noch mehr verwunderte, auch deſſen Namen führte. Siegfried ließ bey ſeiner Abreiſe ſein Felleiſen bey dem Gaſtwirth mit der Bitte zurück, daß er es doch dem erſten,

armen Handwerkspurſchen, der durch dieſe Stadt durchwandern, und der ihm etwa zu Geſichte kommen würde, geben möchte. Der Gaſtwirth, der viel menſchliches Gefühl hatte, und, ohne Vorwiſſen ſeiner Frau, *) manchen Armen in der Stadt wohl that, verſprach es, bedankte ſich zum voraus im Namen desjenigen, der es bekommen würde, denn es war noch etwas Mundproviſion und Wäſche drinn, und Siegfried trat ſeine Reiſe mit frölichem Herzen an.

Unſre Reiſenden, die mit allem, was zur Bequemlichkeit und Erleichterung der Reiſe gehört, reichlich verſehen waren, ſuchten ſich einander auf die angenehmſte Art die Zeit zu vertreiben, wozu des Kaufmanns

*) Müſſen denn die Weiber alles wiſſen? Daß dich! —,—

Anmerkung des Setzers.

Sohn, der viel Witz, Laune, und gesunde lustige Einfälle hatte, nicht wenig beytrug. Diese Zeitverkürzung war ihnen auch nöthig; denn sie hatten noch einen Weg von sechzig starken Meilen zurückzulegen, ehe sie in Worms ankamen.

Weil aber alles Ding bestimmte Gränzen seiner Dauer hat, und man bey allen Arten des Vergnügens und der Unterhaltung endlich ermüdet, so wurden auch die Erzählungen, Anekdoten, Wundergeschichten, und drollichten, scherzhaften Einfälle, welche sich unsre Reisenden wechselseitig einander mittheilten, lange vorher erschöpft, ehe sie das Ziel ihrer Reise erreichten. Sie tranken mit unter von dem köstlichen, bey sich habenden Rebensaft, der von Galliens Weinbergen herab den lüsternen, deutschen Kehlen, die nach ausländischen Leckereyen, wie unsre Damen nach ausländischen Putz

und

und Backwerk, begierig ſind, zuſtrömt: aber auch dieſe Art des Zeitvertreibs war nicht hinreichend, ihnen die lange Weile zu vertreiben. Denn ſie muſten lange und dicke Haiden durchreiſen, und oft drey bis vier Meilen zurücklegen, ehe ſie ein Dorf oder eine Stadt zu ſehen bekamen.

Endlich gab ihnen, da ſie beynahe durch das Rütteln, welches das Fahren verurſacht, eingeſchlummert wären, das Wort Zeitvertreib ſelbſt, um welchen es ihnen ſo ſehr zu thun war, Stoff zu einer neuen Unterhaltung an die Hand. Dem Prinzen Siegfried, deſſen Sache ſonſt eben nicht Sprachforſchen, Wortkrämereyen und gelehrte Unterſuchungen waren, fiel unter andern, indem er bald dieſem, bald jenem Gedanken nachjagte, und über mancherley Dinge ſeine Betrachtungen anſtellte, das Wort Zeitvertreib auf; es dünkte ihn zu

hart

hart und zu dem Begriff, den es bezeichnen soll, nicht recht passend zu seyn. Er theilte seine Idee so warm, wie sie aus dem Gehirn oder aus dem Grunde der Seele kam, seinen Reisegefährten mit, und dies formirte ein sehr unterhaltendes, nicht unwichtiges, und vernünftigen Männern anständiges Gespräch, welches aber bald durch ihre Ankunft in einem kleinen Städtchen, wo sie zu übernachten gedachten, unterbrochen wurde.

Es war schon gegen Abend, als sie an diesem Ort ankamen. Indeß der Wirth wo sie abgetreten waren, das Abendessen besorgte, und der Kaufmann mit seinem Kutscher im Pferdestall eine ökonomische Unterredung hielt, die auf ihre Reise Bezug hatte, und welcher des Kaufmanns Sohn zuhorchte, vertrieb sich Siegfried die Zeit damit, daß er in einem Buche las, welches er in der Gaststube geöffnet auf dem

Fenster

Fenſter liegen fand. Dieſes Buch war ohngefähr zwey Finger ſtark; es führte den Titel: Vermiſchte und auſſerleſene Seelenſpeiſe für denkende Köpfe, die ihre Kenntniß und ihre Sprache berichtigen wollen. Indem Siegfried in dieſem Buche blätterte, fand er darinn unter andern einen Aufſatz über den Zeitvertreib, worüber er unterweges mit ſeinen Reiſegefährten diſputirt hatte. Dies wunderte und vergnügte ihn ſehr, denn er traf darinn viel Uebereinſtimmendes mit ſeinen Gedanken und Meinungen, und reichhaltigen Stoff zur Widerlegung gegenſeitiger Grundſätze an. Es wird unſere Leſer hoffentlich nicht verdrießen, wenn wir ihnen dieſen Aufſatz, zwar nicht von Wort zu Wort (denn er war wenigſtens zwey gedruckte Bogen lang) aber doch nach einem getreuen und zuſammenhängenden Auszuge mittheilen.

Drittes Kapitel.

Etwas vom Zeitvertreib und den mannichfaltigen Arten deſſelben. Ein Intermezzo.

„Die meiſten Menſchen denken ſich den abſtrackten Begriff, der mit dem Worte Zeit, wozu die Griechen zwey Wörter haben, verbunden iſt, nur dunkel, oder haben vielmehr ſehr verworrene, unrichtige und widerſprechende Vorſtellungen davon.

Das griechiſche Wort Chronos (wir führen dies nur zum Behuf der in dieſer Sprache unerfahrnen Leſer an) bedeutet Zeit überhaupt, oder das beſtändige, pünktliche Aufeinanderfolgen von Sekunden,

Mi-

Minuten, viertel- und halben Stunden, ganzen Stunden, Tagen, Monaten und Jahren, daher auch in der heidnischen Fabellehre der Saturn, Jupiters Vater, der die Zeit vorstellt, und mit einer in sich gekehrten, gekrümmten Schlange, welche ein Sinnbild der bis ins Unendliche fortlaufenden Zeit ist, abgebildet wird, auf Griechisch Kronos heißt. Kairos hingegen bedeutet eine bequeme, gelegene, etwas zu thun und zu wirken, vortheilhafte Zeit insonderheit. Daher die Redensart: sich in die Zeit schicken, oder der Zeit wahrnehmen, soviel anzeigen will, als: sich den jedesmaligen Umständen, worinn man lebt, gemäß verhalten, kein Sonderling seyn, und von den vorkommenden Gelegenheiten zu seinem und anderer Vortheil Gebrauch machen. Es kömmt diese Redart unter andern in der Bibel, in den Briefen des Apostels Paulus, vor, und der

griechiſche Ausdruck, der Zeit dienen, wenn man ihn nämlich nach den Worten überſetzt, ſcheint uns ſehr nachdrücklich zu ſeyn, und viel zu denken zu geben; wenn man anders Wörter und Begriffe gehörig zu analyſiren und zu entwickeln gewohnt iſt.

In dem Hauptbegriff Zeit ſind die Unterbegriffe des Aufeinanderfolgens, Währens und ununterbrochenen Fortgangs von einem Perioden zum andern enthalten, als wovon ſich der gemeine Mann auſſerdem, was ihn ſeine tägliche, ſinnliche Erfahrung lehrt, ſelten eine deutliche Vorſtellung machen kann.

Die Zeit und deren Eintheilung ordnet und beſtimmt die menſchlichen Geſchäfte nebſt ihrer Verhältnißmäßigen Belohnung, und es iſt warlich für manchen Menſchen,

der

der sein bestimmtes Tagewerk hat, keine geringe Verlegenheit, nicht zu wissen, und auch nicht erfahren zu können, wie es an der Zeit ist, welcher Fall, ob er sich gleich nicht alle Tage und überall zuträgt, doch nicht unter die Unmöglichkeiten gehört. Dieses Nichtwissen und Nichterfahrenkönnen muß auch dem Müßiggänger, der die Zeit verdirbt, oder, nach einem gemeinen, deutschen Ausdruck, um die Ohren schlägt, und, nach einem englischen, tödtet, nicht gleichgültig seyn. —

Doch wir wollen uns hier in keine biblischen, exegetischen und metaphysischen Untersuchungen oder Speculationen einlassen, um den dem Worte Zeit anhängenden Begriff auseinanderzusetzen, denn dieses würde freylich für manchen Leser zu trocken, für machen auch vielleicht zu unerheblich seyn, so wichtig die Sache an sich selbst ist. Wir

wollen vielmehr über den ſogenannten Zeitvertreib, über **Wort** und **Sache**, über beyder großen unzählichen Mißbrauch, und über die verſchiedene Art und Weiſe, wie ſich die Menſchen die Zeit vertreiben, unſre Gedanken ſagen, ohne das, was uns **Wahrheit** iſt, andern aufdringen, und unſre individuelle Ueberzeugung in anderer Leute Köpfe, die entweder grade und offen, oder verſchoben und verſchloſſen ſind, mit vergeblichem Bemühen hineinzwingen zu wollen.

Es iſt ſchon lange, ſeit unſrer Urgroßväter Zeiten, in Oſten und Weſten, in kultivirten und unkultivirten Gegenden Mode geweſen, ſich die Zeit zu vertreiben, oder die Zeit auf mancherley Art zu vertändeln, und wird auch wohl, ſo lange die Welt ſteht, (welches denn noch ein hübſches Weilchen dauern kann) ſo Mode bleiben. Freylich

vertrieben ſich unſre Urälterväter und Urältermütter die Zeit auf eine ganz andre, und (wir müſſens nur geſtehen) reellere, ſolidere Art, als wir: denn ſie laſen z. B. Sonntags, wenn ihnen die Zeit lang wurde, in der Bibel und andern Erbauungsbüchern, ſangen andächtige, geiſtreiche Lieder, oder ſprachen mit einander — nicht von Stadtneuigkeiten — nicht von des Nachbars Gretchen und deſſen Hauswirthſchaft, nicht von ihrer Obrigkeit und den Fehlern ihrer einzelnen Mitglieder; ſondern der Inhalt ihres Geſprächs war entweder das, was ſie in der Kirche, in der Vor- und Nachmittagspredigt, Gutes gehört hatten, oder eine unſchuldige Erinnerung und Erzählung deſſen, was ihnen in ihrer Jugend, an dieſem oder jenem Ort, mit dieſen oder jenen Menſchen, begegnet war.

Schon dies, daß unſre Vorfahren län-

ger, als wir lebten, mehr und ſtrenger, als wir arbeiteten, weniger, als wir ſchliefen, ſich auch ſeltener luſtig machten, und überhaupt viel eingezogener, als ihre ſpäteren Nachkömmlinge, lebten, ſchon dies macht, ſowohl in der Art, als auch in dem Werth und in der Dauer des Zeitvertreibs, wenn wir den unſrigen mit dem ihrigen vergleichen, einen großen, gewaltigen Unterſchied.

„Kann Zeitvertreib auch einen Werth haben, oder gränzt er nicht vielmehr nahe an Zeitverluſt, wofern er nicht mit demſelben ganz einerley iſt?“

Ehe wir dieſe Frage beantworten, und uns über die Sache ſelbſt, wovon hier die Rede iſt, weiter einlaſſen, wollen wir zuvor über das Wort: Zeitvertreib, unſre Meinung ſagen, und ſolche anderer

vernünftigen Männer Prüfung unterwerfen.

Zeitvertreib ſetzt nicht blos Muße, Freyheit von Geſchäften, und Langeweile, ſonden dieſes voraus, daß uns die Zeit zu einer beſchwerlichen, niederdrückenden, unerträglichen Laſt wird, daß wir ſolche als ein wirkliches und gefährliches Uebel anſehen, welches wir uns je eher, je lieber, es koſte was es wolle, es geſchehe, auf welche Art es wolle, vom Halſe ſchaffen müſſen. Denn wir ſuchen nichts zu vertreiben, was uns nicht Mühe und mancherley Beſchwerden verurſacht, und wovon wir nicht Schaden, Unheil und Gefahr beſorgen. So vertreibt der Arzt Krankheiten, der geübte Phyſiker mittelſt gewiſſer Stangen, ſchwere Gewitter, und der geübte Held den ihm zu mächtig werdenden, auf ihn eindringenden Feind. Und dieſes Vertreiben ſelbſt iſt doch allemal

mit gewiſſen Mühen, Gefahren und Beſchwerlichkeiten verbunden.

Man könnte dagegen einwenden, daß man gleichwohl von Waaren und verkäuflichen Dingen, die doch nichts unangenehmes wären, zu ſagen pflegte: man vertreibe ſie. Es iſt wahr: Sachen, die man feil hat, Waaren und dergleichen, ſind an ſich nichts Unangenehmes; denn ſie bringen Brodt: ſie werden aber alsdenn unangenehm, wenn man ſie behalten muß, wenn man ſie nicht los werden kann. Folglich kann dieſe Einwendung unſre Behauptung nicht aufheben.

Hieraus ziehe ich den Schluß, daß das Wort Zeitvertreib ſehr übel gewählt, daß es ein hartes, unſchickliches, und zu dem Begriff, den es eigentlich bezeichnen ſoll, gar nicht paſſendes Wort iſt. Wahr iſts

frey-

freylich, daß viele Leute bey ihren Zeitverkürzungen (Zeitverkürzung ſollte man ſtatt Zeitvertreib ſagen, weil ſich dieſes Wort beſſer zu der Langenweile und zu der Redart ſchickt: die Zeit wird mir lange!) ſo ſeltſam, ſo ängſtlich, ſo eilfertig, ſo mühſam anſtellen, daß man an ihnen ein ſolches Treiben, eine ſolche unnütze und unnöthige Geſchäftigkeit wahrnimmt, woraus man ſchlieſſen muß: es ſey ihnen nichts unangenehmer, drückender, verhaßter, forttreibenswürdiger, als die Zeit, die an ſich ſchon ſo flüchtig und dahinrollend iſt, daß man es kaum inne wird, die ſich ſelbſt, ohne fortgetrieben zu werden, gleich einem ſchnellen Strom forttreibt, oder fortwälzt.

So wahr und durch tauſend Erfahrungen beſtätiget dies iſt: ſo kann doch das, was einige wenige Thoren thun; (möchten es auch im Verhältniß hundert ſeyn) nicht zum

Maaßſtabe desjenigen dienen, was viele andere vernünftige Leute thun, oder doch thun ſollten.

Denn das kann ſich doch kein vernünftiger Mann, der den Werth der Zeit und die Unwiederbringlichkeit ihres Verluſtes kennt, im Ernſt vorſetzen, ſie im eigentlichen Verſtande mit Gewalt zu vertreiben, alles ſein Dichten und Trachten nur darauf zu lenken, daß ihm, indem er ſich in allerley Tändeleyen und Nebendingen, die ihn von ſeinem Beruf und Zweck weit abführen, verwickelt, der allmählige Verluſt, das ſchleichende Verſchwinden der Zeit unmerklich werde.

Aber Zeitverkürzung, ſobald ſie auf eine anſtändige, zweckmäßige, des Menſchen würdige und ihm nützliche Art geſchieht, iſt einem jeden erlaubt, deſſen beſondere Umſtände und Verhältniſſe dieſe Zeitverkürzung, die-

dieſe Erholung fordern. Weg alſo mit dem Zeitvertreib!

Ob es erlaubt ſey, ſich die Zeit zu verkürzen, daran dürfen wir wohl nicht zweifeln, weil der fleißigſte und arbeitſamſte Menſch, wenn er gleich immer etwas für ſich zu thun findet, doch Zeit zur Erholung von ermüdenden Geſchäften, Zeit zur Sammlung neuer Kräfte und zur Vorbereitung zur künftigen Arbeit braucht. Und dieſe Zwiſchenräume, die er nun zu ſeiner Erholung braucht, muß er doch womit ausfüllen, weil ſein unermüdet geſchäftiger Geiſt ihn einmal nicht ruhen läßt. Indem er alſo dieſe Zwiſchenräume nicht durch bloſſes Stillſitzen, ſondern durch Spazierengehen, durch Eſſen und Trinken, durch Geſpräche und Erzählungen, durch ein unſchuldiges Spiel, oder auf eine andere ſchickliche Art ausfüllt, ſo verkürzt er ſich die Zeit, und dieſe Zeit-

verkürzung, wodurch weder dem Leibe, noch der Seele geſchadet, ſondern beyden vielmehr gedient und genutzt wird, iſt nicht allein erlaubt, ſondern ſie iſt auch Pflicht.

Nun können wir auch die vorhin aufgeworfene Frage ſicher und ohne Weitläuftigkeit beantworten: „Kann Zeitvertreib einen Werth haben?“ Zeitvertreib an und vor ſich, in der rechten, eigentlichen Bedeutung dieſes Worts, wie wir ſie vorhin beſchrieben haben, hat keinen Werth, ſondern Unwerth und Schaden bey ſich; Zeitverkürzung hingegen, ſo wie wir ſie eben bezeichneten, die nach ihrem Zweck, nach des Menſchen Bedürfniß, und nach dem Wohlſtande eingerichtet iſt, hat allerdings ihren Werth, denn ſonſt würde ſie nicht, wie wir bereits erinnert haben, Pflicht ſeyn.

Nun giebt es aber, nach der verſchiedenen Denkungsart der Menſchen, auch ſehr verſchiedene Arten und Gattungen des ſogenannten Zeitvertreibs, oder, richtiger zu reden, der Zeitverkürzung, welche derſelben allen Werth benehmen, und die, nach dem ſtarken Ausdruck des Engländers, recht darzu eingerichtet ſind, die Zeit zu tödten. Es giebt unanſtändige und ungeſittete, es giebt aber auch ſchädliche und gottloſe Zeitverkürzungen.

Der eine verdirbt die Zeit, indem er glaubt, ſie zu verkürzen und auf eine angenehme Art hinzubringen, durch Leſung ſchändlicher, auf die Beförderung des einreiſſenden Sittenverderbniſſes, dem jeder vernünftige, gutdenkende Mann aus allen Kräften ſteuern ſollte, abzielender Bücher, welche zwar durch ihren äuſſerlichen Reiz, durch den darinn herrſchenden luſtigen Ton

und

und wohlgewählten Ausdruck, wie die Sirenen durch ihren melodiſchen Geſang, anfänglich bezaubern, die Vergiftung aber, welche ſie bey ſich führen, erſt hinterher ſpüren laſſen. Der, der ſolche verführeriſche, unreine Bücher ſchreibt, und der, der ſie lieſet, mit Beyfall und Wohlgefallen lieſet, ſind beyde gewiſſermaſſen gleich ſtrafbar, und der eine, wie der andere, ſowohl in Anſehung ſeines Verſtandes, als auch ſeines Herzens, zu beklagen.

Ein anderer, der der Spielſucht in einem hohen Grade ergeben iſt, weil ſein kleiner eingeſchränkter Verſtand ſich auf keine beſſere Art zu beſchäftigen und die Zeit zu verkürzen weiß, opfert ſeine müßigen Stunden dem Kartengemiſche, oder andern Spielarten auf, die nicht allein der Geſundheit ſchädlich ſind, welche man doch durch jede Zeitverkürzung befördern ſollte, ſondern

auch

auch den Beutel erschöpfen und nicht selten zu den größten Zänkereyen und zu den unversöhnlichsten Feindschaften Gelegenheit geben.

Ein Spieler von Profeßion, der recht gefliessentlich darauf ausgeht, andern Leuten das Geld abzunehmen, der nicht allein ganze Stunden, sondern wohl ganze Tage und Nächte beym Spiel verdirbt, um, wenn er etwa einmal verlohren hat, doppelt zu gewinnen, — ein solcher Spieler ist in meinen Augen, nächst dem boshaften Verführer der Unschuld, das verachtungswürdigste Geschöpf auf Gottes Erdboden, und die Obrigkeit sollte in der That auf dergleichen Müßiggänger, (denn im Grunde sind sie doch nichts anders, weil sie nichts nützliches thun) ein wachsames Auge haben, und ihren Ausschweifungen und Betrügereyen Grenzen seßen.

Doch

Doch dieſer Gegenſtand iſt zu wichtig, als daß wir ihn hier erſchöpfen, und all das Elend beſchreiben könnten, welches die unbeſonnene Spielſucht, die bey manchen Leuten und in manchen Städten und Ländern epidemiſch iſt, nach ſich ziehet. Es wird ſich ſchon eine andere Gelegenheit finden, mehr darüber zu ſagen, und dieſe Art der Zeitverkürzung, die gewiß unter vielen die nachtheiligſte und thörichtſte iſt, denen, die daran ihr Vergnügen finden, zu verleiden.

Es iſt noch eine große Reihe von thörichten, ungeſitteten, laſterhaften, und gemeinſchädlichen Zeitverkürzungen übrig, die wir hier anführen könnten, wenn wir nicht befürchten müßten, zu weitläuftig zu werden. Wir wollen daher nur noch des unbefugten, liebloſen und unüberlegten Richtens und Läſterns erwähnen, wodurch der gute Name des Nächſten verletzt, und ſehr oft ſein Fort-

kom-

kommen in der Welt gehindert wird. Viele glauben ſich, weil ſie nichts anders zu thun wiſſen, durch dergleichen Gewäſch und Verunglimpfung ihrer Nebenmenſchen, die Zeit zu vertreiben; ſie urtheilen in ihren müßigen Stunden, in der Geſellſchaft anderer Verläumder, über dieſen und jenen, den ſie oft kaum den Namen nach kennen, bekümmern ſich um Dinge, die ihnen nichts angehen, rügen Fehler und Gebrechen, die ſie ſelbſt an ſich haben, äuſſern über andere Unglücksfälle, welche ſie ſelbſt treffen können, ihre verwegene Schadenfreude; und gemeiniglich werden ſie durch die Beſchuldigung fremder Perſonen ihre eigenen Ankläger, und ſchaden durch ihre liebloſen, verkleinernden Urtheile ſich ſelbſt, indem ſie andern zu ſchaden glauben.

Zeitverkürzungen von dieſer Art ſetzen nicht allein einen ſchwachen Verſtand und einen

nen verdorbenen Geſchmack, ſondern auch ein verderbtes Herz voraus; ſie können denen, welche zu ihnen ihre Zuflucht nehmen, unmöglich wahres Vergnügen und wirkliche Erholung verſchaffen, und ſie ſind auſſerdem für die menſchliche Geſellſchaft, welcher das Unternehmen und ſelbſt der Zeitvertreib jedes einzelnen Mitglieds nicht gleichgültig iſt, von den nachtheiligſten Folgen.

Ueberhaupt verräth es wenig Einſicht, wenig Urtheilskraft, und einen groſſen Vorrath von ſchlechten Geſinnungen, wenn jemand nicht weiß, wie er die Zeit hinbringen ſoll, wenn er oft und faſt beſtändig über Langeweile klagt, und daher auch mancherley nichtsbedeutende Dinge, auf kindiſche Tändeleyen, und unerlaubte anhaltende Zerſtreuungen verfällt, die ihn zu keinem ernſthaften Gedanken kommen laſſen.

Die Zeit iſt edel; — ſie ward, uns als ein koſtbares Geſchenk, zum Wirken und Thätigſeyn, zum Nutzen für uns und andere, von Gott gegeben — die Zeit flieht, und dieſe Flüchtigkeit der Zeit macht, wenn wir ihrer nicht wahrnehmen, wenn wir die Hände in den Schooß legen, und unſre beſten Stunden gedankenlos verträumen, unſer kurzes Lebensziel gleichſam noch kürzer; — der Verluſt der Zeit iſt, wenn ſie einmal verfloſſen, ungebraucht verfloſſen iſt, unwiederbringlich, und kann durch Perus geſammelte, aufgehäufte Schätze nicht zurückgekauft werden. —

Wer dieſe Vorſtellungen recht überlegt und bey ſich haften läßt, der wird nicht leicht über Langeweile klagen, der wird ſich immer auf eine nützliche, wenigſtens unſchädliche Art zu beſchäftigen, und ſelbſt ſeine Zeitverkürzungen und Erholungsſtunden ſo abzuwar-

ten und einzutheilen wiſſen, daß daraus weder für ihn, noch für andere irgend ein Nachtheil entſtehe, ſondern daß ſie ihm zum wirklichen Vergnügen und Vortheil gereichen mögen.

Viertes Kapitel.

Siegfried langt nebſt ſeiner Reiſegeſellſchaft glücklich in Worms an; vor ſeiner Ankunft aber begegnet ihm ein kleiner Unfall. Er wird durch des Kaufmanns Schwiegerſohn, den Oberſtallmeiſter, dem Könige Gilbald vorgeſtellt, der ihn ſehr huldreich empfängt, und ihn bittet, bey ihm zu bleiben.

Als Siegfried nebſt ſeinen Reiſegefährten ohngefähr noch ſechs Meilen von Worms

Worms entfernt war, kamen ſie durch ein groſſes Dorf, wo eben eine Kindermörderinn mit dem Schwerdt hingerichtet wurde. Die Menge und das Getümmel des Volks, welches zum Zuſehen gekommen war, verurſachte, daß die Pferde ſcheu wurden, und Miene machten, durchzugehen. Der Kutſcher konnte ſie nicht bändigen; man eilte ihm aber zu Hülfe, und verhütete, indem man ſie aufhielt, ein groſſes Unglück. Sobald Siegfried die Wildheit und das Ausreiſſen der Pferde gewahr wurde, ſprang er eiligſt aus dem Wagen, und verrenkte ſich den rechten Fuß, den er, weil der Sprung ſehr übel gerieth, leicht hätte zerbrechen können. Zum Glück war ein Wundarzt im Dorf vorhanden, der ihm den Fuß wieder einrenken, und durch einen geſchickten Verband ferneren unangenehmen Zufällen vorbeugen konnte. Sowohl dieſer Umſtand, als auch das plötzliche Ausreiſſen der Pferde, wobey

ein Rad an des Kaufmanns Wagen zerbrochen war, verurſachte es, daß ſie ſich bis den folgenden Tag in dieſem Dorfe, worinn drey Edelleute wohnten, aufhalten muſten.

Der Wirth des Gaſthofs, wo unſre Reiſenden eingekehrt waren, und wo ſie eine ſehr gute Herberge fanden, war ehedem Prediger in der Gegend von **Worms** geweſen, und hatte wegen wiederholter Sprünge über die in **Luthers** Katechismus und in den ſymboliſchen Büchern vorgezeichneten Schranken des ſechſten Gebots ſein geiſtliches Amt eingebüßt. Da er Geld hatte, ſo pachtete er in dieſem Dorfe ein adeliches Gut, und wurde ein Landwirth; an welcher Lebensart er ſchon als Prediger (denn er ſtand einer Landgemeine vor) viel Vergnügen gefunden hatte. Als der Gaſtwirth im Dorfe, ein ſehr begüterter Mann, mit Tode abgieng, heirathete er deſſen hinterlaſſene, jun-

ge

ge Wittwe, die auch aus geiſtlichem Saamen gezeugt war, ſetzte einen andern in ſeinen Pacht, und trat die neue Wirthſchaft an, worinn er ſich ſehr gut zu ſchicken wußte, ſo daß er vielmehr Nahrung und Zulauf, als ſein Vorweſer, bekam. Denn er war höflich und beſcheiden gegen jedermann; er wußte einem jeden nach ſeinem Stande zu begegnen, und er war auch gegen arme, geringe Leute freudlich und liebreich, wenn ſie gleich wenig bey ihm verzehrten.

Bey dieſem Gaſtwirth hatte ſich unter dem Siegel der Verſchwiegenheit ein verliebtes Paar eingemiethet, deſſen beyderſeitige Anverwandten in ihre Verbindung nicht willigen wollten, weil die Großväter beyder Familien einen alten Groll aufeinander hatten, der ſich auch auf ihre Söhne fortpflanzte. Die Liebenden waren daher heimlich entwichen, und gedachten ſich an dieſem Orte kopuliren zu laſſen.

Nichts ist seltsamer, gewissermaßen lächerlicher, gewissermaßen aber auch, wegen der daraus entstehenden Folgen, trauriger, als dergleichen langwierige Uneinigkeiten und Feindschaften zwischen den Vätern gewisser Familien, wodurch ihre Kinder, die an jenen Feindschaften keinen Theil nehmen, und oft gar nichts davon wissen, durchaus verhindert werden sollen, ihrer Neigung zu folgen, und sich einen Mann, oder eine Frau nach ihrem Geschmack zu nehmen. Dergleichen bey alten, verdrüßlichen Graukörfen selten bezwingbarer Eigensinn ist der Quell so vieler gezwungenen und unglücklichen Ehen, welche denen, die sie stiften, und denen, die ihren Nacken unter dieses Joch biegen, am Ende gleich lästig werden, und die menschliche Gesellschaft an ihrem Flor und erwünschten Fortgange hindern.

Es war dieses hochadeliche Pärchen, welches

ches ſich im Gaſthofe zum wilden Mann, (denn es war noch ein anderer von geringerer Bedeutung im Dorfe) wo Siegfried und der Kaufmann zur Herberge waren, einquartirt hatte, ein Pärchen von beſonderer Art, von ſehr verſchiedenen Meinungen, Geſinnungen und Grundſätzen. Er, ein geweſener Major von mittleren Jahren, gutem offenen Verſtand, reiner Herzensgüte, deutſchem, biedern Weſen, und feiner Bildung, aber dabey ſtolz, auf ſeine erlangte Einſichten und tugendhaften Fertigkeiten, und ziemlich affektirt; ſein Name hieß Adelskron. Sie, eine verwittwete Freyfrau von Ziegenhaar, ohngefähr zwanzig Jahr alt, war im höchſten Grade eitel, von ſich und ihrer Schönheit eingenommen, der franzöſiſchen Galanterie und Luſtigkeit ergeben, und zu allen damit verbundenen und daraus entſpringenden Ausſchweifungen geneigt, von deren wirklichen Begehung ſie aber durch ihre

vernünftige und rechtſchaffene Tante zurückgehalten wurde.

Der Gaſtwirth hatte dieſen Kandidaten des Eheſtandes ein Zimmer neben demjenigen eingeräumt, wo Siegfried, und der Kaufmann nebſt ſeinem Sohne abzutreten und ſich aufzuhalten, angewieſen waren. Eine überaus dünne Wand ſonderte beyde Zimmer von einander ab, ſo daß man, was in der einen Stube geſprochen wurde, leicht in der andern hören, und wenn man genau aufmerkte, verſtehen konnte. Reiſende nehmen jede Art des Zeitvertreibs oder der Zeitverkürzung mit, die ihnen auf ihrem Wege aufſtößt, und dürfens freylich damit ſo genau nicht nehmen, weil auf Reiſen einmal nicht die Bequemlichkeit in aller Abſicht zu erwarten ſteht, die man zu Hauſe genießt. So machte es Siegfried. Während der Zeit, daß der Kaufmann nebſt ſeinem

nem Sohne im Dorfe umherſchlich, und der bärtige Kutſcher, der ehedem Soldat geweſen war, den horchenden Bauern in der Gaſtſtube die auſſerordentlichen Begebenheiten des ſiebenjährigen Krieges nebſt ſeinen dabey bewieſenen Heldenthaten erzählte, beſchäftigte ſich Siegfried, der ſeines kranken Fußes wegen das Zimmer hüten muſte, damit, daß er den immer lauter werdenden Unterredungen des adelichen Brautpaars zuhorchte; er merkte endlich, daß der Inhalt ihres Geſprächs dieſer war: was man ſich eigentlich von der Liebe für einen Begriff zu machen habe. Die junge Wittwe, der es bey allen ihren Leidenſchaften und Unternehmungen nur ums Vergnügen, um den ſogenannten Zeitvertreib zu thun war, ſchien von der Liebe ſehr ſeichte, modiſche und gar zu ſinnliche Vorſtellungen zu haben. Der Herr von Adelskron wollte ſie durch ſeine Philoſophie bekehren, und ſie von ihren

Thorheiten heilen; dies war eine groſse Unternehmung, wobey er viel zu beſtreiten und zu überwinden fand; denn es hatte ihr ein junger Offizier, der in Paris geweſen war, und ihr gleichſam Unterricht in franzöſiſchen Sitten, Thorheiten und Gaukeleyen gab, das Köpfchen vollends ſchwindlicht gemacht, daſs es brauſete und ſtürmte, und nicht leicht ernſthaften Vorſtellungen, die auf ihre Sinnesbeſſerung abzielten, Raum gab. Sonſt hatte ſie eben kein ſchlechtes, verdorbenes Herz, ſondern war nur durch den Umgang mit rohen, leichtſinnigen, im Genuſs der Weltluſt erſoffenen Leuten verführt und von ihren ehemaligen guten Grundſätzen abgeführt worden.

Das Geſpräch des adeligen Brautpaars, welches vielleicht keinen ſo nahen Beobachter deſſen, was unter ihnen vorgieng, vermuthete, wurde für unſern Siegfried immer

mer intereſſanter; er zog ſeine Schreibtafel hervor, und merkte ſich daraus, um den Kaufmann während der noch übrigen Reiſe mit dieſer Materie unterhalten, oder es bey andern Gelegenheiten brauchen zu können, folgende Hauptſachen an.

Fünftes Kapitel.

Abermals ein Intermezzo. Fragment eines Dialogs über die Liebe und was dem Dinge, welches man von Alters her ſo benamſet, anhängig iſt.

Der Herr von Adelskron. — Aber, gnädige Frau, Sie ſcheinen mich gar nicht zu verſtehen, und mich aus einem ganz unrechten Geſichtspunkt zu beurtheilen.

Die

Die Freyfrau von Ziegenhaar. Sie ſind ein wunderlicher Heiliger, mein lieber Adelekron. Solche philoſophiſche, platoniſche Liebhaber, wie Sie, dächt ich, müßt es wenig auf dieſem Erdrunde geben. So lange gehen wir nun ſchon, obgleich auf eine entfernte Art, und in allen Ehren mit einander um, und jetzt, da wir gar beyſammen wohnen, da wir unſrer ehelichen Verbindung ſo nahe ſind, ſtellen Sie ſich noch immer, als ob Sie mich nicht liebten, als ob alles das, was Sie ſeit jenem merkwürdigen Abend für mich fühlen, bloße, reine, von aller Sinnlichkeit abgeſonderte Hochachtung wäre. Sagen Sie mir, ſeltſamer Mann, wie reimt ſich das?

Der Herr von A. Darf ich Sie fragen, gnädige Frau, was die Liebe iſt? Mich dünkt, hierüber ſind mir noch nicht einig.

Die Frau von Z. Was die Liebe iſt? — Die ſchöne Frage!

Der Herr von A. Ey, ich muß ja wiſſen, was für einen Begriff Sie mit dieſem Worte verbinden, um denſelben, wenn ich ihn nach meiner Philoſophie falſch, oder doch fehlerhaft und unvollſtändig finde, ergänzen und berichtgen zu können. Denn Sie zeichnen die Liebe, wie ich merke, mit ſo leichten Zügen; Sie reden in einem ſo nachläßigen, leichtſinnigen Ton von ihr, daß es mir ein wenig verdächtig vorkommt, und ich möchte Ihnen nicht gern eine Liebe für die andere geben.

Die Frau von Z. Giebt es denn mehr als eine Liebe? Ich dächte, ſie wäre überall eben die, die ich in Geſellſchaften und bey andern Gelegenheiten kennen gelernt habe; eine Sache, die ſich beſſer empfinden,

als beſchreiben läßt. Die Liebe beſteht, nach meinem Urtheil, in einer Gleichheit des Geſchmacks, in einer Vereinigung zum Vergnügen, zum frohen Lebensgenuß; ſie iſt ein gewiſſer Kitzel des Herzens, den ein Blick wirket, und ein Nichts wieder zerſtöret. Die Liebe iſt das Band und das Triebwerk der menſchlichen Geſellſchaft; ſie flattert frey und ungebunden von einem Gegenſtande zum andern, und hat die Einſamkeit verlaſſen, um mit großem Geräuſch Vergnügen und entzückende, berauſchende Sinnenluſt auf ihren Flügeln herumzutragen. Sehen Sie, mein Herr, ſo denke ich von der Liebe! Was däucht Ihnen zu dieſem offenherzigen Glaubensbekänntniß?

Der Herr von N. Von dieſer ganzen Beſchreibung verſtehe ich kein Wort. Vielleicht haben ſie dieſelbe, (nehmen Sie mir's nicht ungnädig) irgend einem franzöſiſchen

Witz-

Mißling, der kein Philoſoph und Menſchenkenner war, abgeborgt.

Die Frau von Z. Es fehlt nicht viel, Sie beleidigen mich und machen mich böſe.

Der Herr von A. Sie glauben alſo in der That, daß dies die Liebe iſt?

Die Frau von Z. Ob ich es glaube? Allerdings; in der galanten Welt kennt und duldet man keine andere: doch, wir wollen uns mit einander vergleichen; uns einer ſolchen Kleinigkeit wegen zu zanken, wäre Schulfüchſerey. Sagen Sie mir alſo, was machen Sie ſich für einen Begriff von der Liebe?

Der Herr von A. Der Begriff, den ich davon habe, läßt ſich nicht gut ausdrücken. Die Liebe, ſo wie ich ſie mir denke,

wohnt

wohnt nicht auf den Lippen, sie kann nur empfunden werden; und, ohne Sie zu beleidigen, gnädige Frau, vermuthe ich, daß sie selten in Ihrer galanten Welt zu finden ist; denn sie setzt eine Seele voraus.

Die Frau von Z. Ach, ich merke schon, Sie wollen mir jenes altfränkische, längst aus der Mode gekommene Ding anpreisen, welches blos von Geheimnissen, von Thränen und Seufzern und von der lieben Langeweile lebte; jenen Tyrannen unsrer züchtigen Großmütter, denen eine zehnjährige Treue noch zu wenig war. Dieser alte Schlendrian ist auf ewig aus der Gesellschaft verbannt; nach der heutigen Mode werden dem Amor nur im Vorbeygehen ein paar Weihrauchskörnchen zugeworfen. Wir haben seine Pfeile, die ehedem tödtlich waren, entzwey gespalten, und so leicht, als die Federn gemacht, womit sie beflügelt sind.

Sie

Sie dringen nicht mehr ins Herz; sie reizen und kitzeln es nur. Folgen Sie mir, Adelskron, lassen Sie Ihre philosophischen, kunstmäßigen Begriffe von der Liebe, womit Sie in keiner artigen Gesellschaft durchkommen, fahren; richten Sie sich nach der Mode, die ist weit bequemer und vorzüglicher, als Ihre trockene Philosophie. —

Der Herr von A. Ich der Mode folgen? Ich sollte meine vernünftigen, geprüften und bewährten Grundsätze fahren lassen? Das kann ich nicht.

Die Frau von Z. weil Sie nicht wollen, weil Sie keinen Rath annehmen.

Der Herr von A. Im Ernst, gnädige Frau, ich bedaure Sie.

Die Frau von Z. Wen? mich?

Der Herr von A. In der That, Sie!

Die Frau von Z. Ey mein lieber Adelokion, Sie ſcheinen mir ſehr zum Mitleid aufgelegt. Bis dieſe Stunde habe ich mir geſchmeichelt, daß ich dieſes traurige Gefühl noch nicht erregen könne.

Der Herr von A. Und ich geſtehe, ich wiederhole Ihnen, daß ich Sie im Ernſt bedaure; denn unterſuchen Sie nur einmal die Quelle und den Werth des Glücks, das Sie mir ſchildern, ſo werden Sie finden, daß es in Ihrem Kopfe, in Ihrer Einbildung, und nicht in Ihrem Herzen liegt. Dieſer ſchwärmende Leichtſinn, dieſes Getümmel, dieſer Strudel, in welchen alle Ihre Sinne ſich werfen, ſind nichts, als ein fieberhafter Taumel, ein bald verfliegender

Rauſch

Rauſch, der Ihren Geiſt beunruhigt und herumtreibt, ohne ihn jemals zu befriedigen. Mitten unter Ihren rauſchenden Feſten, unter Ihren glänzenden Ausſchweifungen, jagen Sie dem Vergnügen nach, und finden es nicht. Warum laufen Sie ſo weit? Die gütige Natur hat es in ſeinem rechten Maaße neben Sie hingelegt; allein, Sie greifen nach einem Schatten, wenn Sie bey dem Witz das ſuchen, was nur das Herz gewähren kann.

Die Frau von Z. Hilf Himmel! ich glaube, Sie predigen! Vortreflich, mein Herr! doch hat Ihre Standrede mich nicht überzeugt; denn dieſer Zuſtand, worinn ich mich befinde, ſcheint mir angenehm, und was ſie für einen Traum halten, iſt für mich ein fühlbarer Genuß.

Der Herr von A. Deſto ſchlimmer für Sie.

Die Frau von T. O so laſſen Sie mir wenigſtens das Vergnügen, zu glänzen und zu gefallen. Es iſt meinem Geſchlecht ſo nöthig, als das Leben; und ich wollte eben ſo gern der Schönheit entbehren, als die Gewalt derſelben auf einen einzigen einſchränken. Werfen Sie einmal einen Blick in das Herz eines Frauenzimmers, und urtheilen Sie, was für eine Wonne ſie berauſchen müſſe, wenn die ſchmachtenden Augen eines ſchimmernden Kreiſes auf ſie allein gerichtet ſind; wenn ſie auf hundert Zeugen ihrer Allmacht Liebe, Verdruß oder Zufriedenheit ausgieſſen kann. Kaum öfnet ſie den Mund, ſo hallt ein Lobſpruch zurück; kaum wirft ſie einen Blick, ſo mahlt die blaſſe Furcht, oder eine glühende Hofnung ſich auf den Geſichtern: ſie kann ein Gewitter erregen, oder dem Donner das Stillſchweigen gebieten, und wenn ſie alle Leidenſchaften aufwühlet,

wenn ſie alle Herzen in Flammen ſetzt, ſo bleibt das Ihrige in einer ſtolzen Ruhe.

Der Herr von A. Das Ihrige bleibt in Ruhe! Was für eine ſchöne Ausſicht zeigen Sie uns! Wie? die lebhafteſte Zärtlichkeit — — — —

Die Frau von Z. O Sie halten ſich bey jedem Wörtchen auf; wollen Sie zanken? Ich habe Ihnen geſagt, daß die Freude zu glänzen, unter die Bedürfniſſe des Frauenzimmers gehöret.

Der Herr von A. Nun, ſo glänzen Sie; ich habe nichts dagegen, und laſſen Sie mich andere Wollüſte ſuchen, die Ihrer Seele unbekannt ſind; wenig Geräuſch, aber deſtomehr Liebe, einige Reizungen, ein offenes, tugendhaftes Herz! — mehr brauche, mehr wünſche ich nicht.

Die Frau von Z. Dergleichen Muſter ſind ja auch in meiner Welt anzutreffen.

Der Herr von A. Was? Liebe unter ihnen?

Die Frau von Z. O ja, Sie dürfen nicht daran zweifeln.

Der Herr von A. Ich verſtehe Sie; Sie meinen jene flatterhafte, kavaliermäſſige Liebe, der Sie vorhin eine ſo ſeltſame Lobrede gehalten haben. Mein gnädige Frau, ich habe einen ganz gemeinen Geſchmack, und Ihre Liebe iſt zu vornehm, um in meine Bruſt einzukehren. Ich kann Ihren prächtigen Lehren nicht folgen, und da ich, wenn ich einmal liebe, mein ganzes Herz hingeben will, ſo muß ich auch ein ganzes Herz dagegen erhalten. Ich haſſe ſo ſehr, als Sie, das arkadiſche Getändel, aber noch

mehr haſſe ich das anſtößige Geräuſch. Ich begnüge mich mit dem, was ehrbar iſt, und wenn man mich auch noch ſo ſehr darum tadeln ſollte; ich muß die Perſon, die ich liebe hochſchätzen, oder ich höre auf, ſie zu lieben.

Die Frau von Z. Glauben Sie denn, daß ich der Hochachtung entſage?

Der Herr von A. Bey Ihnen und in dem Zirkel, wo Sie bisher geweſen ſind, hat dieſes Wort eine ſehr ſchwankende Bedeutung. Unter uns geſagt, Sie verſchenken Ihr Zutrauen und Ihre Hochachtung oft an Leute, auf denen man anderswo nicht viel hält.

Die Frau von Z. Sie wollen mich zum Unwillen reizen; aber es ſoll Ihnen nicht gelingen. Ich will meinen An-

ſchlag durchſetzen. Machen Sie nur, daß wir bald Eheleute werden. — Ein näherer Umgang wird auch unſern Geſchmack näher vereinigen.

Der Herr von A. Meinen Sie das? An mir ſolls nicht liegen, daß unſere eheliche Verbindung, nach den Ceremonien der Kirche, beſchleunigt werde. Möchten Sie nur ernſthafte Ueberlegungen anſtellen, und möchten Sie bald die wahre Liebe, die in der genauen Uebereinſtimmung der Gemüther und Neigungen und in dem Vergnügen an des andern Vollkommenheiten beſteht, wodurch der Wunſch der genaueſten Vereinigung mit dem verliebten Gegenſtande eben ſo dringend, als nothwendig gemacht wird, kennen lernen!

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung und Beschluß der im vierten Kapitel abgebrochenen Erzählung von Siegfrieds erfolgter Ankunft an König Gilbalds Hofe, und von seiner Vorstellung durch den Oberstallmeister.

Sobald Siegfried nebst seinen Reisegefährten in Worms angekommen war, (er nahm auf des Kaufmanns dringendes Ersuchen sein Absteigequartier bey dessen Schwiegersohn) war er darauf bedacht, sich Kleider machen zu lassen, wozu ihm der Kaufmann das nöthige Geld vorschoß, um mit dem erforderlichen Anstand vor dem König Gilbald und dessen Hofleuten erscheinen zu können.

Nachdem er ſich einige Tage von den Beſchwerlichkeiten der Reiſe erholt, und dasjenige, was zu ſeinem Anzuge erfordert wurde, beyſammen hatte, ließ er ſich durch des Kaufmanns Schwiegerſohn, den Oberſtallmeiſter, **Rupert von Wichmannshauſen** genannt, dem Könige **Gilbald** vorſtellen, der ihn, da er ſeine Herkunft erfuhr, überaus gnädig aufnahm, und ihm ſogleich eine Stelle unter ſeinen Hofjunkern anwies, damit er nebſt ihnen den gehörigen Unterricht in allem, was ein junger Edelmann wiſſen muß, und in allen zu ſeinem künftigen Stande und Beruf erforderlichen Uebungen genieſſen möchte. Er wurde auch an demſelbigen Tage, da er bey dem Könige Audienz hatte, zur Tafel gezogen, und es wurde ihm von ſämtlichen Hofleuten viel Ehre erwieſen.

Einer von dieſen Hofleuten, der bey dem

dem Könige ſehr wohl gelitten war, fragte ihn, woher es doch käme, daß er ſich ſo weit von ſeinem Vaterlande entfernt hätte, da er doch, wie er vernommen hätte, der einzige Prinz und ſein Herr Vater bereits ein alter Herr wäre. Siegfried antwortete: die Begierde nach Ebentheuern, mannhaften Thaten und ſeltſamen Begebenheiten habe dieſes verurſacht, und er hätte von Jugend auf, einen großen Trieb bey ſich verſpürt, fremde Länder zu ſehen, und ſich in der Welt etwas zu verſuchen; auch hätte er in der kurzen Zeit ſeiner bisherigen Wanderſchaft, ſeitdem er aus ſeines Vaters Hauſe ſich entfernt hätte, manches erfahren, welches vielleicht nicht einem jeden begegnen möchte.

Dieſe Aeuſſerung machte den König Gilbald nebſt den Hofleuten, die an ſeiner Tafel waren, nach den Erzählungen ſeiner

Schick-

Schickſale und Unternehmungen lüſtern, und er wurde erſucht, die Geſellſchaft mit dem, was ihm bisher begegnet war, zu unterhalten.

Siegfried konnte dieſer Aufforderung nicht widerſtehen. Er erzählte alſo umſtändlich ſeine bisherigen Begebenheiten, von ſeiner erſten Ausflucht und von ſeinem kurzen Aufenthalt in des Schmidts Hauſe an, bis zu ſeinem Ausgange aus dem Hauſe des ehrlichen Schumachers und zu ſeiner darauf erfolgten Reiſe nach **Worms**, wohin er anfänglich nicht gedacht hätte, und wobey er durch den Kaufmann, ſeinen Landsmann, wider Vermuthen gefördert, und ſo freundſchaftlich unterſtützt worden wäre.

Er vergaß bey dieſer Erzählung nicht, zu erwähnen, wie der Schmidt, zu dem er ſich zuerſt nach ſeiner Auswanderung aus

ſeiner Aeltern Hauſe begeben, aufgehetzt von ſeinen gottloſen Geſellen, Böſes mit ihm im Sinne gehabt, und ihn in den großen Wald geſchickt hätte, in der Meinung, er ſollte darinn umkommen; ſein guter Genius aber, oder vielmehr ſeine Schutzgöttinn, die ihn unſichtbar begleitete, hätte ſolch Unglück von ihm abgewendet, und ihm Glück gegeben, den ungeheuern Drachen zu bezwingen, der ihm zu Leibe gewollt hätte. Er ertheilte hierauf der horchenden und neubegierigen Geſellſchaft, die ſolche Mannichfaltigkeit von einem jungen Menſchen, wie er, nicht vermuthete, Nachricht, wie es mit der Ueberwindung und Ertödtung des Drachen zugegangen, und was ihm aus deſſen Fett für ein groſſer Vortheil zugewachſen ſey.

Als Siegfried ſeine Erzählung, worüber ſich jeder, der ſie hörte, verwunderte, geendigt hatte, faßte der König Gilbald

nebſt

nebſt ſeinen Höflingen noch viel mehr Hochachtung für den jungen Siegfried, weder zuvor, und gab ihm gleich eine Befehlshaberſtelle unter ſeinen Hofjunkern, weil ihrer keiner ſich ſo viel verſucht und bereits ſo viel Ruhm erworben hatte, als er. Indeß wohnte Siegfried auf des Königs Geheiß den beſtimmten Unterweiſungsſtunden und ritterlichen Uebungen bey, und brachte es in kurzer Zeit ſo weit, daß er keines Unterrichts weiter bedurfte.

Siegfried hatte bey der Erzählung ſeiner Begebenheiten, als er das erſtemal bey dem Könige zur Tafel war, unter andern eines Schutzgeiſtes und einer Schutzgöttinn erwähnt: dieſes waren für die horchenden Höflinge, die gröſtentheils gut katholiſch waren, böhmiſche Dörfer. Inſonderheit waren dieſe Ausdrücke dem anweſenden orthodoxen Hofprediger aufgefallen, und dieſer nahm ſich

nach

nach aufgehobener Tafel die Freyheit, über dieſe Gegenſtände, wovon er zwar keinen rechten Begriff hatte, die er ſich aber doch dunkel als irrige, abergläubige, dem Lehrbegriff der römiſch-katholiſchen Kirche zuwiderlaufende Vorſtellungen dachte, mit unſerm Siegfried ein Wörtchen im Vertrauen zu reden. Siegfried wußte ſich in die Zeit zu ſchicken, er ſtellte ſich, als ob er den Ermahnungen und Zurechtweiſungen des ehrwürdigen Hofpaters Gehör gäbe, und verſprach, da er ſich nun in einem chriſt-katholiſchen Lande und an einem dergleichen Hofe befände, folgſamer, als irgend einer, gegen die Geiſtlichkeit zu ſeyn, keine Meſſe zu verſäumen, und, ohne weitere Unterſuchung und Bedenken, mit völliger Gefangennehmung ſeiner rebelliſchen Vernunft, ſteif und feſt zu glauben, was die Kirche glaubt, und zu glauben befiehlt. Durch ſolche Verſicherung verurſachte er dem Hofpa-

ter,

ter, der gern Proſeliten machte, und von der Bekehrungsſucht angeſteckt war, groſſe Freude.

Ueberhaupt ließ der Hofprediger, der unter vielen ſchlechten Kanzelrednern in der dortigen Stadt und Gegend, als ein guter, populairer und erbaulicher Prediger bekannt war, der ſeine Naturgaben fleißig exkolirte, als Siegfried bey des Königs Tafel ſeine abentheuerlichen Begebenheiten erzählte, keins von deſſen Worten auf die Erde fallen. Beſonders war es ihm merkwürdig, daß die böſe, mörderiſche Abſicht, mit welcher der Schmidt unſern Siegfried in den Wald ſchickte, für ihn wider alles menſchliche Vermuthen einen ſo guten und glücklichen Ausgang gehabt hätte.

Er hielt dieſe wunderbare Begebenheit in ſeinen Gedanken, ob er gleich von einer Men-

ge luſtiger Höflinge umringt war, (denn er war gewohnt, zu abſtrahiren) mit der nicht minder wunderbaren Geſchichte Joſephs, der in Aegypten verkauft, und bald hernach zum großen Herrn erhoben wurde, zuſammen, und formirte aus dieſer Vergleichung eine vorläufige Diſpoſition zu ſeiner künftigen Sonntagspredigt, zu welcher er unſern Helden, weil er durch ſeine Erzählung dazu Gelegenheit gegeben hatte, feyerlich einlud.

Noch hatte Siegfried keine Meſſe gehört und keiner chriſtlichen Predigt beygewohnt, denn ſeine Aeltern und Vorfahren lebten noch im Heydenthum, weil die vom den Jeſuiten zur Bekehrung der Utopier ausgeſandten Apoſtel, mit ihren beweglichſten Vorſtellungen nicht vermocht hatten, ihre ſteinernen Herzen zu erweichen. Denn dieſe verſchmitzten Kerle ſchienen ihnen alte

Betrüger und ſeine Spionen zu ſeyn, die, unter dem Vorwande der Glaubensreinigung, das Land zu erforſchen gekommen wären, daher ſie ſich auch, ohne ihr Netz nach Bequemlichkeit ausgeworfen und ihren Zweck, der vielleicht mehr, als einer, ſeyn mochte, erreicht zu haben, von dannen packen mußten.

Am nächſtfolgenden Sonntage hielt der Hofprediger ſeine an der königlichen Tafel unter dem Geklirre der Gläſer und dem Geſumſe der Hofwürmer prämeditirte Predigt über Siegfrieds und Joſephe verglichene und verbundene Geſchichte; dieſe Predigt, bey welcher der ganze Hof, unſern Siegfried nicht ausgenommen, zugegen war, fand, ohngeachtet ihres ſimpeln, ungekünſtelten Tons, allgemeinen Beyfall, und wurde auf ausdrücklichen Befehl des Hofes, zu Beförderung gemeiner Erbauung gedruckt.

Da von der längſt vergriffenen zwieſachen Auflage dieſer Predigt, die man gewiſſermaſſen eine Kaſualpredigt nennen mag, weil und in ſo fern ſie durch Siegfrieds Erzählung und Begebenheiten veranlaſſet wurde, ein Exemplar, obwohl ziemlich ſchmutzig, in unſere Hände gekommen iſt, ſo wollen wir dieſelbe, weil ſie eben nicht zu lang iſt, unſern Leſern mit heilen, unter welchen es hoffentlich doch einige geben wird, denen Predigten überhaupt, und gedruckte Predigten inſonderheit nicht aneckeln. Man beliebe ſich aber beym Leſen zu erinnern, daß dieſe Kanzelrede nicht das Werk eines geiſtlichen, hoch daherfliegenden Stutzers aus dem vierten oder fünften, oder achten Jahrzehend des jetztlaufenden und bald verſtrichenen achtzehnten Jahrhunderts, ſondern eines Mannes iſt, der ſo redete, wie's ihm ums Herz war, und der gern allen allerley werden wollte.

Siebentes Kapitel.

„Predigt über das Wunderbare in den menſchlichen Schickſalen, als einen Anlaß zur Verehrung deſſen, der ſie regiert, am Sonntage nach Oſtern 1421 in der königlichen Schloß- und Domkirche gehalten von dem Hofpater **Auguſtin**, Benediktiner Ordens, Magiſter Theologiae, u. ſ. w.“

„Der liebe Gott, der ſeine Luſt hat an unſerm Wohlergehen, ſey uns gnädig, und mache uns alle fromm und ſelig, Amen.

Lieben Freunde in dem Herrn. Ich habe, wie ihr euch deſſen hoffentlich erinnern werdet, heute vor acht Tagen von den Miß-

bräuchen und groſsen Schäden gepredigt, welche eine verkehrte, unzeitige und unbeſonnene Neugierde nach ſich zieht, und euch gezeigt, wie das Maulaufſperren und verwegene Forſchen nach Neuigkeiten zur Sünde werden kann. —

Es hat aber jedes Ding in der Welt ſeine gute und ſeine ſchlimme Seite, je nachdem mans braucht und anwendet. Selbſt das Gift, welches Menſchen und Vieh tödtet, thut, in geringem Maaß eingenommen, bey vielen Krankeiten und Leibesgebrechen vortrefliche Wirkung. So iſts auch mit der Neugierde; ſie ſchadet und nützt, je nachdem man ſie gut oder verkehrt anwendet.

Seht, meine Freunde, ich bin auch in dieſen vergangenen Tagen neugierig geweſen, und daß ichs war, das ſetzt mich heute in den Stand, euch eine gute, erbauliche Predigt

zu halten, und euch etwas von dem, was ich gutes, neues gehört habe, mitzutheilen.

Es iſt nämlich ein junger Geſell, eines Königs Sohn aus **Utopien**, bey uns angekommen, ſeinen Antlitzes, guter Bildung, und wie ich merke, auch von guter Gemüthsart. Dieſer junge Menſch, der ſich bey uns zum Ritter bilden will, damit er einſt, wenns erfordert wird, in den Streit ziehen, und für ſein Vaterland fechten könne, hat uns viel neue Mähr von ſeiner Reiſe mitgebracht. Ich lernte ihn vor einigen Tagen an der Tafel unſers guten und weiſen Königs kennen. (denkt nicht, ihr Bärenhäuter, die ihr dort unten hinter den Weiberſtühlen lauſcht, daß ich dies aus Praleren ſage) Es iſt dieſer junge Held unter andern, da er kaum ſeine Wanderjahre angetreten hatte, von ſeinem Meiſter, einem Grobſchmidt, bey dem er das Handwerk erlernen wollen, in einen großen,

unſi-

unſichern, von wilden Thieren bewohnten Wald geſchicket worden, unter dem Vorwande, Kohlen zu beſtellen; im Grunde aber hat der gottloſe Mann die Abſicht gehabt, der junge Geſell, der mit ſeinem Vornamen Siegfried heißt, ſollte von den wilden Thieren zerriſſen werden: denn er hatte ihm etwas nicht nach ſeinem Sinn gemacht, und er wollte ihn gern los ſeyn.

Aber hört, meine Lieben, wie der allwaltende Gott, der inſonderheit der Reiſenden und Verlaſſenen Schutzpatron iſt, dem armen Schelm aus der Bredouille half. Es wohnte in dieſem Walde ein ungeheurer Drache, der weit und breit gefürchtet war; dieſer wollte ſich über den guten Jungen hermachen, und ihn zu ſeinem Frühſtück ſchmauſen; aber nicht alſo! Der liebe Gott gab dieſem Siegfried Gnade, daß er ſich ein Herz faßte; er verlieh ihm Kraft und Stärke,

daß er den ungeheuern Drachen tödtete. Wie dies nun eigentlich zugegangen, das würde hier zu erzählen zu weitläuftig seyn. Vielleicht läßt er seine Begebenheiten einmal in Druck ausgehen; da könnt ihrs denn alle zu lesen kriegen.

Doch ich wollte euch nicht blos eine Neuigkeit erzählen; sondern ich wollte euch auch deren Mittheilung, nach meiner Amts- und Gewissenspflicht, nützlich machen. Merket also, was ich sage, und behaltets in einem feinen, guten Herzen.

Der Mann, der diesen vornehmen Jüngling aus mörderischen Absichten in den Wald schickte, hatte natürlicherweise Böses mit ihm im Sinn: Gott aber, der über die Menschen wacht, verwandelte dieses Böse in Gutes, und schenkte ihm einen glücklichen Ausgang aus dem Walde; er der allein mäch-

mächtig iſt, half dieſen Siegfried, der ſich auf ſeine allmächtige Helferskraft verließ, ſiegen; er errettete ihn aus der Noth und augenſcheinlichſten Lebensgefahr: — ſein Name ſey dafür gelobet!

Viel Aehnlichkeit hat dieſe Geſchichte des jungen Siegfried mit der Geſchichte des in der Bibel vorkommenden Joſephs, den ſeine Brüder aus Neid in die Sklaverey nach Aegypten verkauften, wo der liebe Gott ihn zum großen Manne machte, und folglich das von ſeinen nächſten Blutsfreunden ihm zugedachte und beſchiedene Böſe in lauter Gutes verwandelte. Darum ſagt David im dritten Pſalm: Erkennt doch, daß der Herr ſeine Heiligen, ſeine Vertrauten, ſeine Lieblinge, wunderlich führet.

Ich werde euch das heutige Sonntags-

evangelium, welches ich zu meiner dermaligen Absicht nicht brauchen kann, zwar verlesen, weil ihr einmal an diese Ordnung gewöhnt seyd; ich will aber nach dessen Verlesung einen besondern, schicklichen Text aus der Geschichte Josephs zum Grunde legen, und so wohl diese Geschichte, als auch die Begebenheit Siegfrieds; der nun vor euren Augen als ein lebendiges Muster von Gottes wunderbarer Errettung aus Noth und Gefahr herumwandelt, zu eurer Bekehrung und Erbauung anzuwenden suchen. ꝛc.

Text: 1 B. Mose.

Joseph sprach zu seinen Brüdern: Ihr gedachtets böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, daß er thät, wie es jetzt am Tage ist, zu erretten viel Volks.

Die-

Dieſe wenigen Texteswerte, meine Lieben, brauche ich euch nicht weiter zu erklären; ihr verſtehet ſie von ſelbſt. Aber das will ich thun, euch lehren, was darinn enthalten iſt, und was für eine Wahrheit wir zu unſrer Erbauung daraus herleiten können, nämlich:

Das Wunderbare in den menſchlichen Schickſalen, als ein Anlaß zur Verehrung deſſen, der ſie regieret.

Dieſes, Freunde, ſey der Gegenſtand meiner Betrachtung und eurer Aufmerkſamkeit.

Zuerſt wollen wir unſere Andacht mit dem Wunderbaren in den menſchlichen Schickſalen unterhalten, und

Hernach zeigen, wie ſolches uns ein ſtarker Anlaß und Ermunderungsgrund

zur

zur herzlichen Verehrung desjenigen sey, der die menschlichen Schicksale lenkt und regieret.

Erster Theil.

Das Wunderbare in den menschlichen Schicksalen ist also der Gegenstand unsrer Betrachtung, zu welcher wir durch die ältere Geschichte eines Josephs, und durch die neuere eines Siegfrieds veranlasset werden. Wunderbar pflegen wir dasjenige zu nennen, was sich nicht alle Tage, sondern nur selten zuträgt, was für den, der es sieht oder hört, etwas neues, merkwürdiges und ausserordentliches ist, und was daher die Aufmerksamkeit der Menschen nach sich ziehet. Unter dem Schicksal, wovon die alten Heiden sehr falsche und verkehrte Begriffe hatten, verstehen wir alles, was dem Menschen von seiner Geburt an bis an sei-

nes

nes Lebens Ende hienieden, ohne sein Zuthun und oft ohne sein Erwarten, begegnet, Gutes und Böses durcheinander.

Dieses alles geschieht nicht von ohngefähr, wenn's gleich in unsern Tagen, wie in den vorigen Zeiten, Spötter und Freygeister genug giebt, welche die unvermeidliche Nothwendigkeit des Schicksals behaupten, und der Meinung sind, es gehe alles in der Welt ohne eine höhere Leitung und Einwirkung seinen Gang fort; der liebe Gott bekümmere sich nicht um die Handlungen und Begebenheiten des Menschen, und er könne seinem Verhängniß nicht entgehen, er möchte übrigens leben, wie er wolle.

Da giebts auch manche Irrgeister; die bilden sich gewisse Schutzgeister, oder Schutzgötter und Schutzgöttinnen ein, von denen

sie

ſie auf ihren Wegen und Stegen vor jedem Unfall und vor aller Gefahr bewahrt würden; dies iſt Aberglaube, und wenn man ſich auf ſolche vermeinte Schutzgeiſter verläßt, und darüber des lieben Gottes vergißt, ſo plumpt man öfters ins Unglück hinein, und begehet eine groſſe Sünde.

Ja, werdet ihr ſagen, Herr Pfarrer, ſind nicht unſre Heiligen, zu deren Verehrung wir nach den Vorſchriften der Kirche angewieſen ſind, ſolche Schutzgeiſter und Schutzpatronen, deren abgeſchiedene Seelen uns unſichtbar umgeben, und uns warnen, wenn uns irgend ein Unglück bevorſteht? — Darinn habt ihr zwar nicht unrecht, lieben Brüder, aber hütet euch, daß ihr der Sache nicht zu viel thut, daß ihr die Verehrung der Heiligen, die doch Menſchen, wie ihr waren, nicht zu weit treibet. Denn wenn ihr den lieben Gott nicht zum

Freun-

Freunde habt, wenn ihr dem nicht durch eure Gesinnungen und durch euer Leben gefallet, so können euch alle Heiligen mit ihrer Fürsprache nichts helfen. Ihr wisset, unser König Gilbald ist ein sehr guter Herr; seyd ihr aber ungehorsam und widerspenstig gegen ihn gewesen, und habt ihn wider euch aufgebracht, so würden gewiß, bevor ihr mit ihm ausgesöhnt wäret, alle eure Bitten um irgend eine Gnadenbezeugung, die ihr von ihm zu erlangen hoftet, vergebens seyn, wenn euch auch alle seine Hofleute unterstützen und bey demselben vertreten sollten.

Das Wunderbare in den menschlichen Schicksalen leuchtet nun insonderheit aus der Geschichte Josephs und aus den Begebenheiten unsers jüngst angekommenen Siegfrieds hervor, deren ich im Eingange erwähnt habe. Joseph hatte einen merkwürdigen Traum gehabt, worinn ihm geweissagt

wur-

wurde, er würde der glücklichste, der ansehnlichste unter seinen Brüdern werden, und diese würden genöthigt seyn, sich vor ihm zu demüthigen Dies erregte ihren Neid und ihren Unwillen, und um seiner los zu werden, und die erwähnte Prophezeihung zu Schanden zu machen, verkauften sie ihn als einen Sklaven an vorüberreisende Kaufleute, die ihn mit nach Aegypten schleppten. Es konnten aber die Böſewichter, Josephs Brüder, Gottes gnädige Absichten nicht hindern. Denn was er einmal über die Seinen beschließt, das führt er herrlich hinaus. Jene glaubten, sie hätten ihn zu seinem Unglück und Verderben nach Aegypten geschaft, es geschah aber zu seinem Glück, denn Potiphar machte ihn zu dem vornehmsten und ansehnlichsten Mann in seinem Königreiche, und ließ öffentlich vor allem Volk vor ihm her ausrufen: Das ist der, den der König will geehrt haben.

Daher

Daher konnte nun Joseph auch seinen Brüdern so dreist unter die Augen sagen, wie in unserm Text zu lesen ist: Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott hat es gut gemacht, daß er thät, wie es jetzt am Tage ist, zu erretten viel Volks. Denn Joseph hatte nicht allein dem ägyptischen Könige Pharao seinen Traum ausgelegt, sondern auch während der von ihm vorherverkündigten Theurung solche kluge und haushälterische Anstalten getroffen, daß eine große Menge Volks, die sonst hätte Hungers sterben müssen, gesättigt und beym Leben erhalten wurde. Am Ende wurde er noch der Versorger seines alten, rechtschaffenen Vaters und seiner ganzen Familie. Waren also Josephs Schicksale nicht wunderbar? Muß es nicht einem jeden auffallend und merkwürdig seyn, wenn er sieht oder von andern hört, daß aus einem Bettler ein Edelmann, und aus einem

Sklaven ein groſſer, vornehmer Herr worden iſt?

Eben dieſes Wunderbare, welches uns zum Preiſe und zur Verehrung Gottes führt, finden wir nun auch in den Begebenheiten des jungen Menſchen, Siegfried genannt, der vor wenig Tagen bey uns angekommen iſt. Menſchen gedachten es böſe mit ihm zu machen; das war der Schmidt nebſt ſeinen Geſellen, die ihn in den Wald ſchickten, damit ihn der Drache, oder ſonſt ein Unthier umbringen möchte. Aber Gott hat es gut gemacht; er ſtand ihm bey, daß er den Drachen beſiegen und ſich aus dem Walde, worinn er wie ein verirrt, verlohren Schaaf herumlief, glücklich herausfinden konnte. Dadurch hat er nun den Grund zu ſeinem Ruhm und zu ſeinem Glück gelegt: denn er hat vor vielen andern ſeines Gleichen einen groſſen Vorſprung. Das iſt auch nicht umſonſt

ſonſt und von ohngefähr geſchehen, daß er grade zu uns, an unſers Königs Hoflager, gekommen iſt, denn er hätte ja ſeinen Lauf auch anderswohin richten können. Der liebe Gott kann noch einen großen Mann aus ihm machen, und durch ihn dem Hauſe unſers Königs großen, vielfältigen Nutzen ſchaffen. Ich ſage dies im Geiſt der Weiſſagung; und der, der im Himmel wohnt, gebe ſein Fiat, ſein vollkräftiges Amen dazu, das heißt: ja, ja, es ſoll alſo geſchehen. *)

Auch dies, ihr Lieben, gehört zum Wunderbaren in den menſchlichen Schickſalen, daß

*) Der gute Vater wußte oder bedachte wohl nicht, daß dieſe letzteren Worte in einem lezeriſchen Katechismus ſtehen.

Anmerkung des Setzers.

Gott es in dieſer Welt den Frommen oft ſehr übel gehen läßt, indeß der Gottloſe gemeiniglich alles vollauf hat, und alle Tage herrlich und in Freuden lebt. Für heute erlaubt mir die Zeit nicht, euch darüber eine befriedigende Auskunft zu geben; ich verweiſe euch daher auf den 79ſten Pſalm, wo Aſſaph von dieſer kritiſchen Sache viel ſchönes und tröſtliches ſagt; den könnt ihr hübſch zu Hauſe nachleſen, wenn ihr anders eine Bibel habt; ich, der Hofprediger, gebe euch die Erlaubniß dazu.

— Wir ſchreiten demnach ohne weitere Vorrede zum zweyten Theil, worinn wir noch kürzlich zu zeigen haben, daß das Wunderbare in den menſchlichen Schickſalen uns die bequemſte Gelegenheit und die ſtärkſte Ermunderung zum Lobe und zur Verehrung desjenigen giebt, der ſie lenkt und regieret.

Zweyter Theil.

Zwar fehlt es uns nicht an Gelegenheiten und Veranlassungen, Gott, den Herrn zu verehren, und uns seiner guten und gnädigen Leitung zu ergeben. Denn er erzeigt uns täglich so viel Wohlthaten, daß wir sehr schlecht gesinnt und ganz unempfindlich seyn müßten, wenn wir ihm dafür nicht dankten, ihn, als den Urheber alles Gutes, innigst verehren, und uns mit freyer Hofnung, er werde uns künftig noch mehr Gutes thun, noch mehr Ungemach und Schaden von uns abwenden, ganz und völlig ihm ergeben wollten.

Aber der Mensch bedarf nun einmal, als ein schwaches, fehlervolles Geschöpf, Erweckung und Aufmunterung zum Guten, und die findet er insonderheit darinn, wenn er bey sich überlegt, daß Gott seine Vertrau-

ten, die im Glück und Unglück feſt an ihm halten, zwar wunderlich, aber doch ſeliglich führt.

Und da darf er nur auf ſeine eigene Erfahrung acht geben; die wird ihn ſchon aus ſeinem vergangenen Leben vieles lehren, was ihn zu einer vernünftigen und herzlichen Gottesverehrung leiten kann. Sieht er gleich in ſeinen Begebenheiten und Schickſalen nichts Auſſerordentliches: ſo wird er doch viel Unerwartetes und Wohlthätiges und einen ſolchen Zuſammenfluß von beſondern Umſtänden und Vorfällen darinn antreffen, den er nicht anders, als wunderbar, nennen kann. Nimmt er nun vollends anderer Leute Erfahrungen und Beyſpiele zu Hülfe, ſo wird er völlig von dem wunderbaren Gange der menſchlichen Schickſale, aber auch von der höhern Leitung derſelben überzeugt, und eben dadurch kräftig ermuntert, den guten Gott innigſt

innigſt zu lieben und zu verehren, der alles, was uns in der Welt begegnen mag, zu unſerm Beſten lenket.

Ich ſpreche ungern von mir ſelber; denn Leute, die ſolches thun, verrathen gemeiniglich viel Stolz und Eigenliebe, und man pflegt ſie im gemeinen Leben Prahler und Ruhmredige zu nennen. Wenn ſolches Sprechen von mir ſelbſt aber zu eurer Belehrung gereicht, wenn ihr aus meinem Beyſpiel etwas Gutes lernen könnt, ſo mags wohl angehen. Rühmte ſich doch der Apoſtel Paulus in ſeinem zweyten Sendſchreiben an die Korinthier. Und weſſen rühmte er ſich? etwa ſeiner Gelehrſamkeit? ſeiner Rednergabe? ſeiner Verdienſte um das Wohl der chriſtlichen Kirche? ſeines Eifers für die Ehre Gottes? — Gehorſamer Diener! ſeiner Schwachheit, ſeiner Ohnmacht rühmte er ſich, weil, wie er ſich aus-

drückt, die Kraft Christi in ihm wohnte.

Ich bin in meiner Jugend, (ich muß es euch nur gestehen, denn was hilft das Heucheln?) ein gottloser Bube gewesen; ich war immer oben naus; ich wollte mich keiner Ordnung und Zucht unterwerfen; ich wollte, als ein naseweiser Pursche von zwölf Jahren, alles besser wissen, als meine Vorgesetzten; ich trotzte meinen Aeltern und Lehrern, und achtete ihrer Ermahnungen und Züchtigungen nicht: — aber, da kam der liebe Gott, der dem Dinge lange so zugesehen hatte, und dachte: harre du gottloser Schalk, ich will dich schon kriegen, du sollst mir bald das pater peccavi sagen; er warf mich aufs Krankenbette, und bedeckte meinen Leib, wie einst den frommen Job, über und über mit Schwären, daß ich schier hätte vergehen mögen, vor allen Schmerzen

und

und Beſchwerlichkeiten meines Siechthums. Das war noch nicht genug: er nahm mir frühzeitig meine Aeltern, ſteckte mir das Häuschen, worinn ich wohnte, und welches mir aus ihrer Verlaſſenſchaft zugefallen war, durch ſeinen Bliß vom Himmel über den Kopf an, und ließ mich überhaupt in mancherley Noth und Armuth gerathen, ſo daß ich mir mein Brod unter wildfremden Leuten ſauer erarbeiten und ſchier erbetteln mußte.

Da vergieng mir nun die Luſt zum Studieren; ich wurde kirre, denn der liebe Gott, der das Böſe nicht ungeſtraft läßt, hatte mir ein Hartes erwieſen; ich fieng an, in mich zu gehen, und mein voriges wüſtes Leben zu bereuen; ich that Buße, ich beſſerte mich. Drauf ſchickte es der liebe Gott durch allerley mir gänzlich unbekannte Mittel und Wege, daß ich mein angefangenes Lernen auf

Schulen und Universitäten, ohne einen Heller Geld zu haben, fortsetzen, und auf einen tüchtigen Priester losstudiren konnte. Nun hatte ich zwar mit der Gotteshülfe ausstudirt; ich wußte aber, als ein armes Waiselein, weil der Gesellen bey unserm geistlichen Handwerke zu viel waren, nicht, wohin ich mich wenden sollte, um vor der Hand mein Unterkommen zu finden. Da war's, als ob mir einer ins Ohr flüsterte: gehe nach Worms, dort wirst du dein Plätzchen und dein Auskommen finden. Der ehrliche Todtengräber, Gott hab ihn selig! (viele unter euch werden ihn noch gekannt haben) Vater Gaist, nahm mich liebreich auf, und bestellte mich zum Informator seiner Kinder. Da mußte es sich nun so wunderlich fügen, daß mein ältester Zögling bey unserm lieben König Kammerbediente, und ich durch diesen, weil er sich sehr beliebt machte, bey Hofe bekannt wurde. Diese Bekannt-

kanntſchaft bahnte mir den Weg, zu dem Amte, welches ich jetzo bekleide. —

Ob nun gleich in dem allen, was ich euch bisher von meinen eigenen Schickſalen und Begebenheiten erzählt habe, nichts auſſerordentliches und ganz ungewöhnliches iſt: ſo werdet ihr doch, wenn ihr klug und aufmerkſam ſeyd, den Finger und die Leitung Gottes nicht verkennen, der mich armen Wurm zu dieſer geiſtlichen Würde erhoben hat. Ich werde wenigſtens für mein Theil, ſo oft ich darüber nachdenke, ſo oft ich mich meiner liederlichen Jugendſtreiche und deſſen, was darauf erfolgt iſt, nebſt meiner nachherigen Bekehrung und Wiederaufnehmung in des Vaters Schooß erinnere, zum Lobe und Preiſe Gottes, der am Ende alles wohl macht, und das Böſe, wie bey dem Joſeph und Siegfried in lauter Gutes verwandelt, ermuntert, und ſehe mich ge-

nö-

nöthigt, ehrfurchts- und anbetungsvoll auszurufen: Wunderlich iſt Gottes Schicken, wunderbarlich iſt ſein Rath! wen er herrlich will erquicken, das beweißt zuletzt die That. — Seht, Freunde, ſo ſonderbar laufen oft die menſchlichen Schickſale durch einander; ſo läßt Gottes Verhängniß den, den anfänglich Dornen und Diſteln ſtachen, endlich auf Roſen gehen: Joſeph wird nach überſtandenem Drangſal ein Herrſcher über Aegypten, der nächſte nach dem Könige, und Siegfried nach beſiegter Gefahr, ein Ueberwinder, ein Ertödter des Drachen; ſollten uns dergleichen Beyſpiele nicht zur Verehrung Gottes leiten? — Ja, gebt Gott die Ehre, Amen.“

Achtes Kapitel.

Siegfried findet beym Spatzierengehen eine Biestasche, welcher Fund ihm sehr angenehm und vortheilhaft ist.

Siegfried ob er gleich nichts weniger, als Misantrop, oder ein mürrischer, unleidlicher Feind der menschlichen Gesellschaft und anständiger Zeitverkürzungen war, hatte doch, wie denn jeder Mensch in verschiedenen Dingen seinen ganz eigenen Sinn und Geschmack hat, die besondere Weise, daß er, weil er über alles, was ihm auf seinem Wege aufstieß, wenn er schon in keinem Philanthropin erzogen war, nachzudenken pflegte, Selbstgespräche und einsame Spatziergänge liebte, wo er seine Be-

Betrachtungen ungehindert anſtellen und fortſetzen konnte.

Er ſuchte ſich deswegen zu ſeinem Luſtwandeln gemeiniglich ſchattigte, waldigte Gegenden, die von der Straße abgelegen waren, aus, und unterhielt ſich bald mit ſich ſelbſt, mit ſeinen Schickſalen und ſeiner künftigen Beſtimmung, der er ſich nun immer mehr näherte, bald mit andern Dingen, die er um und neben ſich ſahe, ſonderlich mit den neuen, zum Theil ſehr poſſirlichen und abentheuerlichen Gegenſtänden, die ihm in Worms und inſonderheit bey Hofe täglich vor Augen ſchwebten.

Einſt führte ihn ſein Gang (er pflegte dieſe Spatziergänge ſeiner Geſundheit wegen in den Frühſtunden anzuſtellen) in ein anmuthiges Tannenwäldchen, welches eine ſtarke halbe Stunde von Worms ſeitwärts

auf

auf einer Anhöhe lag, und welches recht dazu gemacht ſchien, einſame Unterhaltungen zu begünſtigen, und ſchwermüthigen Perſonen Nahrung und Stoff zu einer melancholiſchen Wolluſt zu geben. Denn Traum und Schmerz (ſo nahe grenzen Freude und Leid an einander) führen auch zuweilen, wenn man ihnen nachhängt, eine Art des Vergnügens und der zeitverkürzenden Unterhaltung bey ſich, welche der, der ſich in dieſem leidenden Zuſtande befindet, um alle ſinnlichen Freuden und rauſchenden Beluſtigungen der frölichen und in ihrer Frölichkeit trunkenen Welt nicht weggeben würde.

Dies erinnert uns an einige poetiſche Fragmente, welche vor mehreren Jahren an einer in dem Thiergarten zu B** befindlichen Bildſäule angeſchrieben gefunden wurden, folgenden Inhalts:

Sie

„Sie iſt nicht werth ſo eine Welt wie
dieſe,
Daß man ihr eine Thräne weihe.

Vermuthlich hatte dieſe Zeilen ein Unglücklicher aufgezeichnet, den ſein Mißgeſchick ſchwermüthig und unwillig machte. Es kam ein anderer dazu, dem es wahrſcheinlich wohl gieng, oder der doch wenigſtens ohne ſonderliches Leiden war, und ſchrieb dieſe Worte darunter, welche den vorigen gleichſam zur Antwort, und dem, der ſie ſchrieb, zur Belehrung dienen ſollten:

„Zu gut, mein Freund, für deine
ſchlechte Thräne,
Bleibt ſie dennoch die beſte Welt.“

Der andere kam wieder, und las dies, worauf er gleich ſchriftlich erwiederte:

„Freund kenneſt du den Werth der
Thräne,
Du gäbſt gleich Welten für ſie hin.“

Hier-

Hierauf kam ein dritter, ein sogenannter bon-vivant, der vielleicht alle Tage herrlich und in Freuden lebte, und den keine Noth drückte, hinzu, sahe und las all' dies Geschreibe, und fügte dem Geschriebenen folgende Sentenz bey, die sich recht gut hören läßt, ob sie gleich etwas freygeisterisch, oder deistisch klingt:

„Euch, Thoren dieser besten Welt,
Dem einen, dem sie nicht, dem andern, dem sie wohl gefällt,
Euch geb ich diesen Schluß zu fassen:
„Wem sie gefällt, der bleibe hier,
„Und wem sie nicht gefällt, der kann sie ja verlassen.
Was mich betrift, ich bleibe hier"

Die Herren Kritiker von Profeßion, welche oft die geringfügigsten Dinge zum Gegenstand ihres Zeitvertreibs und ihrer ge-

lehrten Hechelenen machen, haben sich damals, als diese Reime bekannt und in die öffentlichen Zeitungen eingeruckt wurden, heftig gestritten, und manch Buch Papier drüber verschrieben; ob die letzteren Worte: „was mich betrift, ich bleibe hier“ Worte des letzten, hinzugekommenen Verfassers, der den beyden ersten, welche er Thoren dieser besten Welt zu nennen beliebt, den Text las, oder vielmehr ein witziger, drolligter Einfall des lustigen Zeitungsschreiber wären. Dieser letztere hätte den Streit leicht entscheiden können, weil er allem Vermuthen nach der erste gewesen war, der jene Reime im Thiergarten zu Gesicht bekommen, und abgeschrieben hatte. Er fand aber sein Vergnügen an den Zänkereyen der Gelehrten, wovon einer bey einer gewissen Gelegenheit, dieser komischen und unerheblichen Streitsache wegen, dem andern, der die letzten Worte dem Zeitungsschreiber zueignete,

eignete, ein groſſes, volles Weinglas an den Kopf warf, daß die Stücken umher ſprangen, und ſich männiglich über dieſen gelehrten Eifer, der die Layen nicht ſehr erbauen kann, wunderte.

Siegfried bekam, indem er in dem vorhin angeführten Tannenwäldchen einſam und betrachtungsvoll vor ſich hingieng, von ohngefähr eine ſchöne Briefraſche zu Geſichte, welche mit grünem Sammt überzogen, und mit Silber beſchlagen war; auch war ſie mit ſilbernen Treſſen eingefaßt, und hatte vermuthlich einem vornehmen Herrn zugehört, der ſie ungern vermißte.

Siegfried wunderte ſich, wie dieſe Brieftaſche hieher kam. Sie lag an der Seite unter einer groſſen Linde, und fiel, weil die Sonne ſich in dem ſilbernen Beſchlag ſpiegelte, ſtark in die Augen. Er

nahm ſie auf, öfnete ſie, und fand darinn verſchiedene Papiere und Briefſchaften, womit er ſeine Neugierde beſchäftigte. Als er verſchiedenes darinn geleſen hatte, welches ihm des Aufhebens und der weiteren Bekanntmachung würdig ſchien: ſo beſchloß er bey ſich ſelbſt, ſobald er nach Hofe käme, dem Könige, der ein großer Freund ſolcher Neuigkeiten war, und Geſchenke dieſer Art, wenn ſie ihm unverhoft kamen, nicht verachtete, die gefundene koſtbare Schreibtafel, die er für ein Meiſterſtück hielt, zu verehren.

Er ſetzte ſich, um die darinn enthaltenen Papiere zu durchlaufen, auf einen mitten im Walde befindlichen Stein, der ſehr breit war, und auf welchem weiland, wie das allgemeine Gerücht ſagt, des König Hildebalds Urgroßvater, als der erſte gekrönte Herrſcher in Worms, da er aus einer ge-

wonnenen Feldschlacht zurückkam, sein frugales Mittagsessen verzehrt, und gleich nachher, weil ihn Müdigkeit anwandelte, sein behagliches Mittagsschläfchen gehalten hatte.

So verzehrte einst unser großer Glaubensreiniger, Doktor Luther, auf einem Stein, der noch heut zu Tage in der Dübenschen Heide zwischen Wittenberg und Leipzig zu sehen ist, sein Mittag- oder Abendbrodt, als er von Dresden zu Fuße zurückkehrte, wo er sich von seinem gnädigsten Churfürsten, der ihm wohlwollte, das Geld zu seiner Doktorpromotion, welches er nicht aufbringen konnte, geholt hatte.

Siegfried stieß, indem er in den gefundenen Papieren, worinn viel drollichtes Zeug stand, blätterte, unter andern auf folgende sonderbare Ankündigung:

Avertissement.

NB. Es hatte diese Brieftasche, wie man nachher erfuhr, und aus dem unten angeführten Buche *, erhellt, ein fürwitziger und neugieriger Bedienter aus der Nachbarschaft von Worms seinem Herrn halb aus Eigennutz, um sich dadurch zu bereichern, halb aus Neugierde gestohlen, und sie in dem Tannenwalde, wo ihn sein Weg durchführte, aus der Tasche verloren. Die vorhin erwähnte Ankündigung lautet also:

„Es liegen zwey lesenswürdige und nütz„liche Traktate zum Drucke fertig. Der erste „ist

*) Siehe Die gestohlne Brieftasche; ein Zeitvertreib für alle, die es lesen wollen, und keine Misanthropen sind. 1783.

„iſt eine Probe von der Wiſſenſchaft der
„Schneider und Perrükenmacher für Manns-
„perſonen, wie auch der Manteaumacher
„und Haarverſchneider für Frauenzimmer,
„welche durch ihre neuerfundenen ungeheu-
„ren Moden verurſachen werden, daß un-
„ſer Adel und andere vornehme Leute bey-
„derley Geſchlechts, weil das Schönſeyn
„einmal aus der Mode gekommen iſt, und
„manche Dienſtmagd beſſer ausſieht, wie
„manche adeliche Dame, von nun an ein
„ganz garſtiges Anſehen bekommen werden,
„um ſich vom Pöbel, wie es recht und bil-
„lig iſt, zu unterſcheiden. Dabey befindet
„ſich ein unmaßgeblicher Vorſchlag, wie,
„um den inländiſchen Handel und die einhei-
„miſchen Manufakturen emporzubringen,
„zum wenigſten alle drey Monate neue Mo-
„den können eingeführt werden, um unſerm
„Adel behülflich zu ſeyn, ſeine Güter viel
„geſchwinder, als gewöhnlich, durchzubrin-

„gen Diesem Vorschlag ist noch ein Ent-
„wurf einer Bittschr ft'an das Parlament
„angehängt, daß niemand einige Kleider,
„Arten von Seide, Stoffe, Perüken,
„Haare, Kopfzierrathen, von welcher Gat-
„tung und Mode sie seyn mögen, länger,
„als diese bestimmte Zeit, tragen dürfe,
„damit die Leute so oft, als möglich, in
„neuen Gestalten und Gesichtern erschei-
„nen.

„Dabey sollen sich die, welche dergleis
„chen Sachen verfertigen, es zur Lehre die-
„nen lassen, niemals der Natur oder Be-
„quemlichkeit zu folgen, sondern sich zu be-
„mühen, den Damen und vornehmen Leu-
„ten ein so gräßliches Ansehen, als nur mög-
„lich ist, zu geben.

NB. „Handwerksleute, Kramer, und
„überhaupt Personen vom Mittelstande ha-
„ben

„ben die Freyheit, wenn es ihnen gefällt,
„eine Mode ein halb Jahr lang beyzubehal-
„ten, Schneider, Perükenmacher aber und
„dergleichen ausgenommen. Diese werden
„dahin angewiesen, vornehme Leute alle
„Monate mit einem neuen Geschmack in
„Versuchung zu führen.

„Der andere Traktat ist ein neuer Ent-
„wurf auf Subskription, unsern Adel und
„unsre vornehmen, galanten Leute von bey-
„den Geschlechtern in ein neuentdecktes Land
„unter den Nordpol zu versetzen, wo sie die
„Glückseligkeit geniessen sollen, in dem ei-
„nen halben Jahre die Sonne nicht zu se-
„hen, in dem andern halben Jahre zu schla-
„fen; und zwar sollen sie auf guten, halt-
„baren Reisewagen dorthin geschaft werden.

„Die Ursachen und Veranlassungen zu
„diesem Entwurfe sind, weil hier zu Lande

„die Tage unſerm groſſen Adel nicht lang ge„nug zum Schlafen, und die Nächte zu „kurz zum Schwärmen ſind; in der daſigen „Gegend aber das ganze Jahr hindurch nur „ein Tag und eine Nacht iſt.“

Der vorige Beſitzer dieſer Ankündigung ſcheint nicht zu der Zahl der darinn erwähnten Modenarren und ſchwärmenden Müßiggänger gehört zu haben; denn ſonſt hätte er wohl dieſes Papier, welches eine Satyre auf den Adel und andere Vornehmen enthält, des Leſens und Aufhebens würdig gefunden. So viel iſt ausgemacht, daß die meiſten Vornehmen, ſonderlich die vom weiblichen Geſchlechte, den gröſten Theil ihrer unwiederbringlichen Zeit und die reizendſten Auftritte der ſchönen Natur verſchlafen, und einen andern vielleicht eben ſo groſſen Theil ihres Lebens verſpielen, oder vertändeln. Zu den Gottheiten, denen am meiſten von

ihnen

ihnen geopfert wird, gehört gewiß die Mode und der leidige Zeitvertreib.

Siegfried eilte diesmal geschwinder, als sonst, in seine Wohnung zurück, denn er war auf den Mittag bey dem König zur Tafel geladen, wo er seinen bey sich habenden Fund anzubringen gedachte. Er stellte sich zur Tischzeit im königlichen Speisesaal ein, wo bereits verschiedene Grafen und andere vornehme Personen versammelt waren. So bald der König ihn ansichtig wurde, rief er ihn, ehe man sich zur Tafel setzte, zu sich; denn er hatte sein Wohlgefallen an ihm und an seinem beherzten biedermännischen Wesen. Er fragte ihn unter andern, wie er seinen Vormittag zugebracht hätte. Siegfried gab dem Könige von seinem vormittägigen Geschäften genaue Rechenschaft, und erzählte ihm, wie er in der Frühstunde bey seinem gewöhnlichen Spatziergan-

ge

ge im Tannenwäldchen eine kostbare Briefstasche gefunden hätte, worinn allerley Papiere und Briefe, größtentheils von besonderem, lustigen und satyrischen Inhalt, anzutreffen wären.

Der König war neugierig, diese Briefstasche zu sehen, und fragte, ob er sie nicht etwa bey sich hätte? Siegfried zog sie sogleich aus der Tasche hervor, und überreichte sie auf einem silbernen Teller dem Könige mit diesen Worten: „Darf ich mich unterstehen, Ew. Majestät mit dieser Kleinigkeit unterthänigst aufzuwarten?“ Der König nahm das kleine Geschenk lächelnd an, und sagte: „nun, nun, mein lieber Junker, wir wollen sehen, wie wir's wieder gut machen.“ Zugleich nahm er die sämtlichen darinn enthaltnen Papiere heraus, und überreichte sie seinem anwesenden Hofpoeten, der zugleich, nach damaliger Sitte, den

Hof-

Hofnarren machte, mit dem Befehl, er möchte gleich nach der Tafel diese Papiere durchlaufen, Abschrift davon nehmen, um die Originalien wieder in des Finders Hände zu liefern; und was er darinn des Reims würdig fände, das möchte er auf eine geschickte Art in Verse bringen, und, wenn er damit fertig wäre, bey der Tafel vorlesen. Zum Behuf dieser Arbeit, zur Erweckung der Laune und der zu solcher Reimerey erforderlichen Begeisterung sollte ihm der Kellermeister eine Flasche alten Rheinwein reichen: indeß dürfte er sich nicht übereilen.

Vergeblich rief der schwitzende Hofdichter, indem er sich an diese saure Arbeit machte, und die gefundenen Briefe nebst andern kleinen, dabey vorhandenen, launigten Aufsätzen in Reime zwingen wollte, den Apoll nebst allen neun Musen um Beystand und

Be-

Begeisterung an; er blieb diesmal unerhört: vergeblich verschlang er ein Glas Wein nach dem andern, zerkäuete ein halb Dutzend Federn, und schob seine schwarzgelbe Nachtmütze, die der Tabacksrauch durchräuchert hatte, von dem rechten aufs linke Ohr; vergeblich warf er sich bald in diese, bald in jene Lage, und rückte seinen altväterischen Drehstuhl hin und her; — das wollte ihm alles nichts helfen. Er brachte zwar einige lederne oder wässerichte Reime, wie manns nennen will, zu Papiere; er muste aber bald den ganzen Kram ins Feuer werfen, weil er wohl einsahe, daß er dergleichen verunglückte Verse nicht vor den Ohren des Königs und seiner lauschenden Höflinge ablesen durfte.

Acht Tage schon hatte der geängstete Hofpoet und Hofgaukler, der sich vielleicht in einem ärgern Drange, als Werther, tragi-

schen

schen Andenkens, bey seiner Lotte und bey dem Vorsatz des Erschiessens, befand, über dieser Arbeit gebrütet; er hatte die vor ihm liegenden Briefe und Ankündigungen, von denen er wünschte, daß sie nebst ihrem Finder nie ans Tageslicht gekommen wären, beynahe auswendig gelernt, und sichs dabey bultsauer werden lassen; aber es wollte immer nichts herauskommen. Es war, als wenn ihn ein böser Geist besässe, und am Denken, Behalten und Reimen hinderte. Denn kaum hatte er einen hübschen, schicklichen Reim erwischt, so entfiel derselbe schon wieder durch ein unglückliches Verhängniß seinem Gedächtnisse.

Wer diesen armen Schelm in solchem ängstlichen, und haglichen Zustande sahe, wie sein Kopf und seine Finger vergeblich arbeiteten, und nichts hervorbringen konnten: der glaubte eine kreissende Frau zu sehen, deren Zeit

zur

zur Geburt zwar herannahet, deren Leibesfrucht aber, wenn gleich die Wehemutter: Komm, du schöne Freudenkrone, bleib nicht lange ꝛc. und andre schöne Gebetlein aus Kubachs Gebetbuch oder Schmolkens Gesangbuche betet, nicht eintreten will.

Der König, dem die Zeit wegen der dem Hofpoeten aufgetragenen Arbeit lang wurde, (es waren nun schon einige Tage verstrichen) ließ sich bey ihm erkundigen, ob er nicht bald fertig wäre; er wußte nicht, was er zu dem Bedienten sagen sollte; endlich ließ er sich krank melden, und versicherte, daß seine Unpäßlichkeit eine natürliche Folge der Anstrengung wäre, mit welcher er bisher an den Versen, die der König verlangte, gearbeitet hätte.

Zuletzt aber konnte der arme Sünde sei-

ne Schwachheit und Ohnmacht, etwas geſcheutes zu Markte zu bringen, nicht länger verberge; er ſchrieb zwar ſothane Geiſtesſchwäche und Geiſtesarmuth, wodurch er dem Befehl des Königs zu genügen, verhindert wurde, dem leidigen Satanas zu, und gab vor, daß er bezaubert oder behext wäre; aber dieſe Entſchuldigung half ihm nichts: der König, der bald und pünktlich bedient ſeyn wollte, ergrimmte in ſeinem Zorn ob des Hofpoeten Zaudern, ſchalt ihn, als er, um Rechenſchaft zu geben, vor ihn kam, einen Ignoranten und faulen Tagedieb, jagte ihn fort, und ſetzte einen andern, der vorher Leinweber und Kalkant geweſen war, an ſeine Stelle.

Ueberhaupt iſts ſo ein eigen Ding um das Dichtervölklein und um deſſen Begeiſterung. Jener Dichterling, dem's auch nicht gelingen wollte, ſchalt die neun Mu-

ſen Hurem, die ſich ihre Gunſtbezeugungen nicht abbetteln, ſondern mit klingender Münze, blank und baar bezahlen lieſſen, und die nicht werth wären, daß man ihnen ein gutes Wort gäbe. Vorzeiten wurde die edle Dichtkunſt durch elende Reimer entweihet, die ſich fälſchlich für Dichter ausgaben, und weder natürliches Dichtertalent, noch Geſchmack und Kultur hatten; und heut zu Tage entehrt ſie mancher ſeynwollende Dichter, der ſich über alles erhaben dünkt, durch ſchwärmenden und ſtrozenden Unſinn, rechnet ſichs wohl gar zur Ehre und zum Verdienſt an, nicht verſtanden zu werden. In den älteren Zeiten, da die deutſche Dichtkunſt gleichſam noch in der Wiege lag, waren die vornehmſten Gegenſtände, womit ſich die Verſemacher beſchäftigten, entweder nichtsbedeutende Kleinigkeiten, ſinnloſe und abgeſchmackte Tändeleyen, daher auch die Anagrammen, Chronodiſtichons,

Quo-

Quodlibets, und wie die Sächelchen, die-
se Produkte des verdorbenen Geschmacks,
alle heissen mögen; oder es waren Hoch zei-
ten, Kindtaufenschmäuse, Geburts- und
Namenstage, Trauerfälle, Beutelanliegen,
die ihr unter der Asche glimmendes poetisches
Feuer in Bewegung setzten, und ihnen, wie
der gemeine Mann sich ausdrückt, manch
fettes Maul, nebst andern Vortheilen, zu-
wege brachte.

In unsern erleuchteten Zeiten werden
hingegen statt jener läppereyen und verun-
glückten Witzeleyen Gegenstände von ganz
anderer Art besungen; über jene Produkte
der Alten muste man lachen, und über vie-
le der unsrigen möchte man weinen. Denn
es giebt unter uns Männer von Einsich-
ten, denen die Natur Talent und Geschick
verlieh, die aber solche edle Naturgaben,
die sich mancher gern um vieles Geld erkau-

ſen möchte, ſchändlich mißbrauchen, und ſich nicht ſcheuen, die ſchmutzigſten Gedichte, mit den ſchönſten Verzierungen geſchmückt, in die Welt hineinzuſchreiben, vor denen nicht allein die Unſchuld, ſondern auch das Laſter ſelbſt, wenn es noch nicht ganz verwildert, und zu tief geſunken iſt, erröthen muß.

Der neue Hofdichter, Namens Kilian, hielt in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofſtaates ſeine poetiſche Antrittsrede, wovon wir, um unſre Leſer mit der Versart dieſes Mannes, der in einem hitzigen Fieber die ſogenannte Dichterwuth bekommen hatte, bekannt zu machen, nur den letzten Abſchnitt, oder das Epiphonem herſetzen wollen:

„Ich will von deinen milden Gaben,
Mein König nur drey Dinge haben:
Daß

Daß ich von Deiner Tafel frey
Mit Speiß' und Trank verſorget ſey;
Daß ich unfern von Deinem Throne
Hübſch einſam und gemächlich wohne,
(Du kleideſt, hoff ich ſicherlich,
Auch ohne meine Bitte mich:)
Und daß, wenn ich im Dienſte ſterbe,
Mein einzger Sohn mein Plätzchen erbe,
Der jetzt noch in die Schule geht,
Und ſchon ſein Wort Latein verſteht;
Es iſt ein hübſcher, muntrer Knabe,
Hat ſchwarze Haare, wie ein Rabe;
Der wird ſich Deiner Gnade freun,
Mit Leib und Seel' der Deine ſeyn,
Er wird auf tauſend ſchöne Sachen,
Wenn Du befiehlſt, ein Reimchen machen,
Dir tauſendfaches Glück erflehn,
Und Deines Hauſes Ruhm erhöhn."

Wirklich war dieſer neue Hofdichter um einige Grade klüger und im Versmachen geübter, als der vorige; denn die Reime floſſen ihm oft, wenn er heitern Gemüths war, wie Waſſer. Inſonderheit hatte er in dem Reimen aus dem Stegereif eine groſſe Fertigkeit; die ſogenannten Impromptüs, die der franzöſiſche Witz erfand, und der deutſche Leichtſinn, wie Frankreichs Sitten und Kleidermoden, nachäffte, glückten ihm ſehr. Hier ſind ein paar ſolche poetiſche, oder gereimte Einfälle des Herrn Kilian zur Probe:

Auf einen Lehrer, der die Hofjunker, die man auch Kadetten nannte, in der Geſchichte und Erdbeſchreibung unterrichtete, und Murner hieß:

Murner lehret die Kadetten,
Freuen würden alle ſich,

Wenn

Wenn ſie ſolche Lehrer hätten,
Munter, ſo wie ich.

Auf einen Podagriſten.

Viel Hünerfleiſch, viel Frauenliebe,
Die machen jetzt dein Auge trübe,
Und deinen Fuß zur Folterbank;
Du biſt von vielen — Trinken krank.

Auf einen neu ordinirten, oder friſch geweiheten jungen Prieſter.

Viel Glück zu deinem Predigtamt,
Zu welchem du nunmehr geſchritten;
Sey beym Ermahnen geiſtbeflammt,
Und komm auf deiner Freunde Bitten
Bald in ein größer Gotteshaus,
Und lehre dann die Chriſten Sitten,
Und übe ſie getreulich ſelber aus.

Auf einen alten Trompeter, der an einem kleinen Ort zugleich Nachtwächterdienste verrichtete.

Du weckst uns früh zu unsrer Plage,
Und wirst vielleicht am jüngsten Tage
Auch unsers Schlafs Verstörer seyn
Und Jung und Alt zusammenschreyn.

Auf einen lustigen Musikanten.

Wenn uns die vollen Gläser winken,
Wenn wir vergnügt zusammen trinken,
So geigst du uns ein Stück dazu,
Du alter Lustigmacher, du!
Wirst du wenn wir im Tode schweigen,
Uns auch ein Trauerliedchen geigen?
Du sollst vom überbliebnen Wein
Der nächste Herr und Erbe seyn.

Neuntes Kapitel.

Des Königs Gilbald einzige Tochter, Florigunda, wird von einem menſchlichen Ungeheuer in Drachengeſtalt verführt, und der ganze Hof dadurch in Trauer verſetzt. Siegfried verſpricht, ſie zu erlöſen, legt bey einem Turnier, welches bey einem benachbarten Fürſten gehalten wird, ſeine erſten Ritterproben ab, und wird darauf feyerlich zum Ritter geſchlagen. Es kommt auch zur Abwechſelung eine Geſpenſtergeſchichte vor.

Des König Gilbalds Familie beſtand auſſer ſeiner Gemahlinn, Tugendreich, aus dreyen Söhnen, Erdmund, Genſerich und Wibald, wovon der älteſte in ſeinem zwölften Jahre zum Thron-

folger erklärt wurde, und einer einzigen Tochter, Florigunda genannt, an welche die Natur ihre Gaben und ihre Reize gleichsam verschwendet hatte. Brüder und Schwestern hatte er nicht. Von seinem Hofe entfernt lebten in einsamer Unthätigkeit noch einige Seitenverwandten, mit denen er aber nicht zufrieden war.

Die Prinzeßinn Florigunda wurde nicht allein ihrer auszeichnenden Schönheit und ihrer ganz vorzüglichen körperlichen Reize wegen, sondern auch um ihrer Leutseligkeit und um ihrer sanften, stillen Tugenden willen von jedermann geliebt und bewundert; wer sie sahe, der freute sich über sie. Insonderheit war sie bey ihrem Vater eine mitleidige und gefühlvolle Fürsprecherinn der Unglücklichen und eine Wohlthäterinn der Armen. Denn sie setzte einen großen Theil des Geldes, welches zu ihrem Vergnügen

und

und zu verschiedenen kleinen Ausgaben bestimmet war, zur Unterstützung der Dürftigen aus. Sie lebte übrigens sehr einfach und war mehr der stillen, leicht herbeyzuschaffenden, als den prachtvollen, kostbaren und rauschenden Ergötzlichkeiten ergeben. Von ihrem Stande und von ihrer hohen Geburt war sie so wenig eingenommen, daß sie oft wünschte, im Mittelstande geboren zu seyn.

Einige Meilen von **Worms** hielt sich in einer wüsten abgelegenen Gegend, wo ehedem eine Vestung gewesen war, ein menschliches Ungeheuer auf, welches, wie das Gerücht sagte, weil er mit seiner eigenen Mutter Unzucht getrieben, und seinen Vater, der ihn darüber strafen wollte, ermordet hatte, in einen Drachen verwandelt worden war. Damals waren überhaupt die Verwandlungen noch Mode, und es wun-

dert

dert uns, daß nicht irgend ein deutscher Ovid die Verwandlungen dieses Zeitalters beschrieben und für die Nachkommenschaft aufbehalten hat.

Dieser Drache, dessen Residenz man gewöhnlich den **Drachenstein** nannte, war insonderheit nach schönen Frauenzimmern lüstern, und suchte sie in der ganzen umliegenden Gegend auszuspüren. Doch machte er sich nicht leicht an gemeine Frauenzimmer, sondern stellte vielmehr den vornehmen nach, von denen er hier eine, dort eine entführte, und bey sich gefangen hielt, um sie zu seiner viehischen Wollust zu mißbrauchen. Doch beobachtete er auch hierinn einen Unterschied, und ließ manche Entführte, deren Tugend ihm rein und bewährt schien, unangetastet, so, daß er sich blos an dem Anblick ihrer Reize und an ihrer Gesellschaft vergnügte.

Schon

Schon in seinem vorigen Zustande, da er noch Mensch und Fasaneninspektor war, hatte er sein innigstes Wohlgefallen an schönen Weibsbildern; die Befriedigung seiner groben Sinneslust war sein Hauptgeschäft, und kostete ihn das meiste Geld. Er war ein Beyspiel von dem Verderben, welches eine schlechte, vernachläßigte Erziehung anrichtet, und sein Vater muste am Ende für diese Vernachläßigung büßen.

Als er in einen Drachen verwandelt war, behielt er die Freyheit, alle vier Wochen, jedoch nur auf einen Tag wieder Menschengestalt und Menschensinn anzunehmen, damit er sein Unglück, welches er sich durch sein lasterhaftes Leben bereitet hatte, desto stärker fühlen möchte. Es war ihm aber auch vergönnt, seine Drachengestalt, noch ehe der Tag vergieng, wieder anzunehmen, wenn er dabey Vergnügen oder Nutzen fand,

mehr

mehr und länger Drache, als Menſch, zu ſeyn.

Schon lange hatte er bey ſeinen Herumſtreifen in Städten und Dörfern die Prinzeſſin Florigunda beobachtet, und ein Auge auf ſie gehabt; und ſchon lange hatte er den verwegenen Entſchluß gefaßt, ſie zu entführen; er wußte aber noch nicht recht, wie er es anfangen ſollte, weil ſie ſelten allein war, und einer ihrer Bedienten das Geheimniß hatte, ſeine etwannigen Angriffe und Unternehmungen auf die Prinzeſſinn zu vereiteln; Endlich, nachdem er ihr lange genug aufgelauert hatte, ſahe er ſie an einem heiſſen Sommertage gegen die Abendzeit in einer ſchattigten Lindenallee des königlichen Schloſſes ſpatzieren gehen, und glaubte, daß es nun Zeit wäre, ſein Vorhaben auszuführen.

Plötzlich schoß das Ungeheuer aus der Luft, worinn es schwebte, denn es war ein geflügelter Drache, auf die in einsame Betrachtungen vertiefte Prinzeßinn los, und führte sie durch die Luft hoch über das Gebirge hinweg, so, daß man seinen Schatten über eine Viertelmeile auf dem Gebirge sehen konnte. Als diese Entführung geschahe, war es, als ob die ganze Burg in Feuer stünde. Jedermann war auf diese Erscheinung aufmerksam, aber niemand wußte, was sie bedeuten sollte, denn es hatte keiner der Entführung, bey welcher sich der Drache nicht säumte, zugesehen. Der Bediente der Prinzeßinn, den der Drache als seinen Widersacher und als den Zernichter seiner Anschläge erkannte, war damals, als dieses Unglück geschahe, nicht zugegen.

Als die Zeit des Abendessens kam, und der von seinen Verrichtungen zurückgekommene

mene Bediente, den sie am liebsten um sich hatte, sie zur Tafel rufen wollte, war sie nirgends zu finden, welches bey dem Könige, den schon seit einigen Tagen ein Unglück ahndete, grosse Sorge und Bekümmerniß verursachte. Die Prinzessinn hatte sich bey einbrechender Nacht, ob gleich die Bedienten überall, um sie zu suchen, herumgeschickt wurden, noch nicht eingefunden; dies vermehrte die Sorge des Königs und seiner Gemahlinn, welche dergleichen unvermuthete Entfernung von ihrer Tochter gar nicht gewohnt war, wollte sich nicht zufrieden geben, denn sie glaubte, wie der König, sie müste auf irgend eine Art zu Schaden gekommen und ihr etwas Böses begegnet seyn.

Das königliche Ehepaar wartete von einem Tage zum andern, ob es nichts von der weggekommenen Prinzessinn sehen oder hören würde; aber alles Warten und

alles

alles Wehklagen über ihren Verluſt war vergeblich.

Hierauf wurden Boten in verſchiedener Herren Länder, nach allen vier Weltgegenden ausgeſchickt, welche die verlorne Prinzeßin ſuchen ſollten. Als aber auch dieſe zurückkamen, ohne etwas ausgerichtet, oder von dem Aufenthalt, von dem Leben, oder Tode der Prinzeßinn erfahren zu haben, verordnete der König eine allgemeine Landtrauer, und befahl ſeinen ſämmtlichen Pfarrern und Seelſorgern, zu ihrem Andenken und wegen ihres ſo ſchmerzlichen Verluſtes, worüber ſich jeder treue Unterthan betrübte, eine Troſt-Leichen- und Gedächtnißpredigt zu halten; denn Gildald hielt es für ausgemacht, daß Florigunda auf irgend eine Art ums Leben gekommen ſeyn müßte.

Der Hofprediger weigerte ſich aber, indeß alle übrige Pfarrer zu der von ihnen erforderten Predigt willig, und bey ihrer Ablegung geſchäftig waren, dem Befehl des Königs, ſo gemeſſen er war, ein Gnüge zu leiſten. Der König ließ ihn deswegen vor ſich kommen, und fragte ihn: „warum wollt ihr meiner unglücklichen Tochter, die gewiß todt iſt, keine Gedächtnißpredigt halten? und warum ſeyd ihr der Einzige, der ſich meinem Befehl widerſetzt? Wißt ihr, daß ich König bin, und daß es nur von mir abhängt, euch ohne weitere Umſtände eures einträglichen *) Amts zu entſetzen?“ Der König

*) einträglich: das ſagte der König gewiß nicht umſonſt, denn er wußte wohl, daß die Herren Geiſtlichen gemeiniglich am meiſten darauf ſehen, ob die Wolle ihrer Schaafe hübſch ergiebig und einträglich iſt, ob ſie viel draus löſen können.

Anmerkung des Setzers.

König ſagte dies mit vielen Zeichen des Unwillens. Hierauf erwiederte der Hofprediger: „Ew. Königliche Majeſtät wolle nicht ohne Urſache zürnen, und ſich meine Entſchuldigungsgründe gnädigſt gefallen laſſen. Iſt es mir erlaubt zu reden?“ Der König ſprach: „Redet!“

„Ich will zwar, dies führte der Hofpater zu ſeiner Entſchuldigung an, wegen der plötzlichen Hinwegnehmung oder Entfernung der Prinzeßinn eine Troſtpredigt zur Beruhigung aller derjenigen halten, denen dieſer Verluſt wirklich nahe gehet. Aber eine eigentliche Leichen- oder Gedächtnißpredigt zu halten, erlaubt mir meine Einſicht, mein Amt und mein Gewiſſen nicht. Denn ein dunkles Gefühl von dem, was geſchehen kann, oder geſchehen iſt, eine gewiſſe mir unerklärbare Art der Einſprache ſagt mir, daß die königliche Jungfrau ſich zwar gegen-

wärtig in einem unglücklichen Zuſtande befindet, daß ſie aber noch lebt, daß ſie auch ſobald noch nicht ſterben, ſondern daß der, der im Himmel über ihr und unſer aller Leben wacht, zu ſeiner Zeit einen Mann erwecken wird, dem der Ruhm und das Glück aufbehalten iſt, ſie aus ihrer Gefangenſchaft zu befreyen.“

Dieſe Worte des Hofpredigers begunten dem niedergeſchlagenen Könige das Herz ein wenig leichter zu machen, und ſeine faſt gänzlich verloſchene Hofnung, Florigunda wiederzuſehen, aufs neue zu beleben. Er redete mit dem ehrwürdigen Pater viel freundlicher, weder zuvor, ließ ihm ein Glas Wein einſchenken, und ſagte zu ihm: „So gehet denn hin und handelt nach eurem Gewiſſen; ich will euch an der gewiſſenhaften Ausrichtung eures Amts nicht hinderlich ſeyn. Wollte Gott, daß ihr wahr redetet! Wenn das eintrift,

was ihr mir gesagt habt, wie es die Folge lehren wird: so will ich euch zum obersten Aufseher über alle Geistlichen in meinem Lande, über alle Beneficien und Pfarreyen, die zu meinen Staaten gehören, machen, und euer Jahrgehalt ansehnlich vermehren.“

Der Hofprediger, der wirklich in seinem Herzen gar nicht zweifelte, daß die weggekommene Prinzeßin noch am Leben sey, ob er sich gleich sonst eben keines Wahrsagergeistes zu rühmen wußte, hielt an den bestimmten Tage nicht über den vorgeschriebenen, sondern über einen selbsterwählten Text seine Trostpredigt, worinn er den Zuhörern zwar viele Thränen entlockte, aber auch viel zu ihrer Aufrichtung und Beruhigung beytrug, indem er öffentlich von der Kanzel sagte: „Härmt euch nicht, meine Freunde, über den so schnellen Verlust unsrer geliebten Prinzeßinn Florigunda, und zerbrecht

euch nicht die Köpfe drüber, wo sie hinge-kommen ist: — sie wird zu rechter Zeit schon wieder zu uns kommen; ich bin überzeugt, daß die tugendhafte Königstochter noch am Leben ist, und ich wünschte, daß ich euch diese meine feste Ueberzeugung, deren Gründe ich euch für itzt nicht mittheilen kann, einprägen könnte.

Der Hofprediger wurde wegen dieser Predigt und wegen der willkührlich vorgenommenen Veränderung des Textes von dem Generalvikar, oder Generalsuperintendenten zur Rede gesetzt, dieser berief sich aber auf die ihm gegebene Einwilligung des Königs, und der Oberaufseher der geistlichen Hirten konnte ihm weiter nichts anhaben.

Unterdessen hatten die übrigen Pfarrherrn ihre Leichen- und Gedächtnißpredigt auf die verunglückte Prinzessinn gehalten, denn

der

der König wollte seinen einmal gegebenen Befehl nicht zurücknehmen, und er hatte überdies von dem, was ihm der Hofprediger in Ansehung des Lebens der Prinzeßinn und ihrer bevorstehenden Errettung gesagt hatte, keine befriedigende Gewißheit.

Einige witzige Köpfe machten auf diesen Widerspruch Satyren, daß der eine Pfarrer von heiliger Stätte versicherte: die Prinzessinn sey todt, und er stehe deswegen an diesem Orte, um das Andenken ihres Todes bey seinen Zuhörern zu erneuern, und denselben zu beklagen; und daß ein anderer Priester dagegen frey und öffentlich behauptete: er sey überzeugt, daß die holde Prinzeßinn, der Liebling und Augapfel ihrer Aeltern, noch lebe. Diese Satyren, welche zum Theil sehr beissend waren, liessen sie in öffentlichen Druck ausgehen; es wurde auf die Entdeckung der Verfasser eine Belohnung gesetzt;

einer derſelben, ein junger Rechtsgelehrter, der noch keine Bedienung hatte, wurde auch wirklich erwiſcht und gefänglich eingezogen: Das Kriminalkollegium verdammte dieſen jungen Springer wegen des an der ehrwürdigen Geiſtlichkeit begangenen groben Muthwillens ohne Barmherzigkeit zum Scheiterhaufen; aber des Königs Gnade milderte dies ſtrenge Urtheil, welches vermuthlich ein Schüler oder Nachkömmling des alten, griechiſchen Geſetzgebers, Drako, diktirt hatte, und verwandelte die dem Inquiſiten zuerkannte Todesſtrafe in eine zehnjährige Gefängnißſtrafe. „Ihn entſchuldigt, ſagte der König zum Präſidenten des Kriminalgerichts, ſein Unverſtand und ſeine Jugend.“ Das mußte ſich der Herr Präſident, der ein ſtarker Eiferer für das väterliche Geſetz und ein Erzfeind aller witzigen, ſatyriſchen Schriften war, freylich mit aller Demuth ge-

gefallen laſſen; denn der König litte keine Widerſprüche.

Der Charakter dieſes Kriminalpräſidenten war ſehr ſonderbar und eben ſo poßierlich, als ſein Name poßierlich und auffallend war. Er hieß Zettel von Lutzendorf am Eckſtein. Man ſagt: ſein Vater ſey ein Kohlenbrenner geweſen, und er habe ſich, nicht durch Verdienſte und hervorſtehende Talente, wovon er blutarm war, ſondern durch Heyrathen und durch andere krumme Wege zu dieſer Ehrenſtelle und zu der damit verbundenen adelichen Würde emporgeſchwungen. Er lebte, ob er gleich ſehr reich war, aus Geiz überaus eingezogen, und wenn er ja wohin kam, ſo war er gemeiniglich das Geſpötte der Geſellſchaften, gröſtentheils, ohne es zu merken, oder dadurch in ſeiner phlegmatiſchen Gemüthsruhe geſtört zu werden.

Das ſonderbarſte und widerſprechendſte in dieſes Mannes Charakter beſtand darinn, daß, ob er gleich ein eifriger Katholick, groſſer Verehrer der Heiligen und fleißiger Kirchengänger war; ob er gleich, ſobald jemand etwas wider die reine Lehre vorbrachte, gleich von Scheiterhaufen und andern gräßlichen Todesarten redete, dennoch diejenigen nicht leiden konnte, welche die reine römiſch-katholiſche Lehre verkündigten: es waren ihm alle Schwarzröcke ſammt und ſonders verhaßt; er gab auch ungern und äuſſerſt ſelten dieſen Herren Audienz. Nur dann nahm er ſie freundlicher und liebreicher auf, ſetzte ihnen auch wohl zur Noth ein Glas Wein vor, (dieſes geſchahe aber nur bey vornehmen Geiſtlichen) wenn ſie eine luſtige, weltliche Miene annahmen, und in weltlicher Kleidung zu ihm kamen.

Er wuſte ſich ſelbſt von dieſem Haß ge-

gen

gen die Geiſtlichen, die von ſeinen Glaubensbrüdern ſo hoch geehrt, und von vielen vergöttert wurden, keinen Grund anzugeben, als dieſen: es wäre ihm dieſe Grille angeboren; ſein verſtorbener Vater wäre auch dieſes Sinnes geweſen; und er pflegte dieſe große Abneigung vom geiſtlichen Orden, ſelbſt wenn er aufgeräumt war, ſein charakteriſtiſches Paradaxon zu nennen. Die Geiſtlichen wußten an ihrem Theil nicht, wie ſie mit ihm dran waren; indeß ergriffen die meiſten unter ihnen die klügſte Parthey; ſie machten ihm Komplimente auſſer der Kirche, ſagten ihm die Wahrheit in der Kirche, wenn er zugegen war, und lieſſen ihn laufen.

Zu dem Widerſprechenden in ſeinem Charakter kam noch dieſes hinzu, daß, ob er gleich dem Geiz und der Habſucht in einen hohen Grade ergeben war, er dennoch groſſe Geldſummen im Spiel verſchwendete, deſſen

ſen ohngeachtet, daß er gemeiniglich unglücklich ſpielte; und wenn er auch ſein Geld in Hofnung, zu gewinnen, ans Spiel wagte: ſo hätte ihn doch ſein häufiger Verluſt zurückſchrecken und aufmerkſam machen ſollen, da ſonſt andere Geizhälſe nicht leicht ihren Geldbeutel ſolchen Gefahren und unſichern Hofnungen auszuſetzen pflegen.

Auſſerdem machte er ſich bey ſeinem Präſidentenamt und bey der ihm anvertrauten Verwaltung der Gerechtigkeit verſchiedener Ungerechtigkeiten ſchuldig, die endlich, wenn ſie gleich ſeine Kollegen und gleichgeſinnten Anhänger zu unterdrücken ſuchten, vor die Ohren des Königs kamen, und den König, der ein Feind aller Ungerechtigkeit war, veranlaßten, auf das Benehmen dieſes Präſidenten genauer Acht zu geben. Er wurde unter andern, da er verſchiedene Landgüter beſaß, mit den Unterthanen des einen

Dorfs

Dorfs in einen Prozeß verwickelt, welcher vor der königlichen Regierung geführet wurde; weil er aber selbst bey dem Kollegium, welches die Regierung ausmachte, Sitz und Stimme hatte, so wußte er bey der strafbaren Nachläßigkeit seiner Kollegen, welche mit ihm der Meinung waren: ein Edelmann und ein vornehmer Mann müsse gegen einen einfältigen Bauer allemal gewinnen und Recht behalten, die Sache so einzuleiten, daß er selbst in diesem Prozeß das Definitifurtheil sprach, und die Bauern nach vielen aufgelaufenen Kosten den Prozeß verloren.

Die Bauern waren aber mit diesem Urtheilsspruch der Regierung, von dem sie bald durch die Kinder des Präsidenten erfuhren, daß er dessen Verfasser sey, nicht zufrieden; sie giengen grade zum Könige, und baten, nachdem sie ihm den Vorfall erzählt hatten,

um Hülfe und Schutz wider die offenbare Ungerechtigkeit.

„Seyd ihr sonst mit eurem Gutsherrn, ausser diesem Vorfall, zufrieden?“ fragte der König die Abgeordneten der Landgemeine. Diese antworteten: Ach nein, gnädigster König! „er plackt und schiert uns, wo er weiß und kann, und es fehlt nicht viel, er zöge uns das Fell über die Ohren.“ „Ihr möchtet ihn also wohl gern los seyn?“ redete der König weiter. „Ey wohl, erwiederten die Bauern, doch möcht es immer seyn, wie es wollte, wenn er uns nur nicht schaden könnte.“ „Das will ich schon verhindern, erklärte sich der König, gehet nur nach Hause, und wartet eures Ackerbaus und eurer Viehzucht; ich will eure Sache aufs genaueste untersuchen lassen; wenn ihr Recht habt, so sollt ihr auch Recht behalten, und hat euch der Präsident ungerecht gethan,

so

ſo ſoll er dafür geſtraft werden: denn ein Unterthan, er mag vornehm, oder gering, Edelmann, oder Bauer ſeyn, iſt mir ſo lieb, als der andere, wenn er ſeine Schuldigkeit thut.“

Mit dieſem Beſchied entließ der König die Bauern, welche voller Freude über die Gnade und Herablaſſung des Königs ihre Straße zogen, und, als ſie nach Hauſe kamen, munter und froh wieder an ihre Arbeit giengen.

Nach geſchehener ſtrengen Unterſuchung, wozu eine unpartheyiſche Kommiſſion niedergeſetzt wurde, fand ſichs, daß die Bauern Recht hatten; und ſobald die Kommiſſion hievon an den König pflichtmäßigen Bericht erſtattet hatte, wurde der ungerechte Präſident ſeiner Ehrenämter entſetzt, und auf ſeine Güter verwieſen, wo

er

er aus Gram und Verdruß über ſeine verlornen Einkünfte und über die durch ſeine Dimißion ihm wiederfahrne Beſchimpfung in kurzer Zeit ſtarb, und, weil er weder Frau noch Kinder hatte (zwey Weiber hatte er durch ſeine üble Begegnung unter die Erde gebracht, und die dritte Frau zu heirathen, verhinderte ihn der Geiz,) ſein anſehnliches Vermögen lachenden Erben hinterließ.

Sin Tod verurſachte nicht allein viel Zänkerey unter den Erben ſeiner Verlaſſenſchaft; denn ſein Teſtament war eben ſo ſonderbar, verworren und widerſprechend, als ſein im Leben bewieſener Charakter, ſondern veranlaßte auch ſonſt viele Unruhen. Man hätte ihn ſchon, da er noch lebte, wegen verſchiedener wunderlicher und ſeltſamer Dinge, die er vornahm, und weil er oft zur Nachtzeit herumwandelte, für einen Zauberer

herr und Hexenmeiſter gehalten; und jetzt, da er todt war, gieng in dem ganzen Dorfe, worinn ſein Erbbegräbniß war, und wohin er aus ſeinem Liebligsgute **Lutzendorf**, zehn Meilen weit, nach ſeinem Ableben geſchaft wurde, die Rede, daß er ſpukte, oder umgienge. Der eine wollte ihn in den mittägigen und mitternächtlichen Stunden, welches, nach der gemeinen Sage, die Stunden der Geſpenſtererſcheinungen ſind, bald in dieſer, bald in jener Geſtalt, bald als einen Reuter ohne Kopf, bald als einen trächtigen Mauleſel, bald wie ein groſſer Affe oder Bär geſtaltet, und auf dem adelichen Hofe herumwandelnd, geſehen haben; der eine Bauer klagte ſogar bey dem königlichen Beamten, das Geſpenſt, der verſtorbene Präſident, unwürdigen Andenkens, habe ihm zur Nachtzeit die Fenſter eingeworfen, und ſeine hochſchwangere Frau ſey vor Schreck aus dem Bette gefahren, habe ſich erkältet,

und vor Aerger und Zusammenfahren über diese nächtliche Beunruhigung, das böse Fieber bekommen. Der Bauer war so einfältig, daß er von dem Amtmann verlangte, er sollte den entseelten Nachtwandler dafür abstrafen, und, weil er gehört hätte, daß er bannen könnte, ihn in irgend eine wüste, entfernte Gegend hin verweisen, wo er bleiben müste, und wo er die Lebenden weiter nicht beunruhigen könnte.

Dieser Vortrag des Bauers war sonderbar genug. Der Amtmann ließ ihn seiner Sonderbarkeit wegen von seinem Schreiber aktenmäßig protokolliren; weil sich aber des Beamten Gerichtsbarkeit, der an diesem Orte ausser der Landwirthschaft auch die Besorgung der Rechtspflege hatte, nicht über die Todten erstreckte; so konnte er dem klagenden Bauer vor der Hand keinen andern Bescheid und keine andere befriedigende Satisfa-

tisfaktion geben, als daß er ihm verſprach, von dieſer Sache mit dem erſten Poſttage an die königliche Regierung zu berichten, und ſich von derſelben, weil er über die Verſtorbenen nicht zu richten, oder zu befehlen habe, Verhaltungsbefehle auszubitten.

Es kam auf den Bericht des Amtmanns von der Regierung ein gemeſſener Befehl an denſelben des Inhalts zurück: „er ſollte die „Gemeine dahin anweiſen, ſich bey Ver„meidung einer achttägigen Gefängniß- oder „von ihm, dem Beamten, zu beſtimmen„den Geldſtrafe alles ferneren Geſchwätzes „über den verſtorbenen Präſidenten und deſ„ſen mittägige, oder nächtliche Erſcheinung „zu enthalten.

„Dem Pfarrer daſigen Orts habe er im Namen des Königs und ſeiner Regierung „anzubefehlen, ſeiner Gemeine ſowohl in

„besonderen, öffentlichen Vorträgen, als auch „bey häuslichen Zusprüchen und Kinderleh„ren das alte, eingewurzelte Vorurtheil von „den Gespenstern, und die neue Fratze von „des Präsidenten nächtlichem Herumwan„deln zu benehmen; im Fall er's zu thun un„terliesse, sollte er mit einer halbjährigen „Suspension von seinem Amte bedrohet und „wirklich gestraft werden."

Diesem Reskript der königlichen Regierung war noch die Klausel angehängt: „weil „zu vermuthen wäre, daß irgend ein muths„williger Bube, um sich auf Kosten der „einfältigen Bauern einen ungeziemenden „Zeitvertreib zu machen, und dieselben in „ihrem Aberglauben zu bestärken, diese Ge„spensterkomödie spielte: so habe der Be„amte genau darauf zu vigiliren, und falls „er dieses Spasvogels habhaft werden könn„te, ihn sofort einzuziehen, und zum Ver-

hör

„hör und zur nachdrücklichen Beſtrafung an „die königliche Regierung zu ſenden, damit „dem immer mehr um ſich greifenden Aber„glauben des gemeinen, unwiſſenden Volks „geſteuert würde.“

Dem Pfarrer des Orts, wo der verſtorbene Präſident nach dem Vorgeben der Einwohner umgehen ſollte, kam die Erfüllung des von der Regierung ergangenen Befehls ſehr hart an, weil er ſelbſt dem Glauben an die Geſpenſter mit Leib und Seel ergeben war. Er hatte ſelbſt ein Traktätchen geſchrieben, worinn er das Daſeyn der Geſpenſter theils aus der Philoſophie, theils aus der Schrift, zu beweiſen ſuchte. Aus der Schrift führte er unter andern dieſen albernen Grund an, weil darinn irgendwo ſteht: Und die Jünger Chriſti glaubten, oder meinten, da ſie ihn auf dem Waſſer wandeln ſahen: ſie ſähen ein Geſpenſt;

gleich als ob dieſes Meinen oder Wähnen der Jünger, die voller Vorurtheile waren, einen geltenden Beweisgrund für die Exiſtenz der Geſpenſter abgeben könnte.

Die Gründe, welche er aus der Philoſophie, die zur damaligen Zeit noch mit ſcholaſtiſchem Unſinn, mit ſcholaſtiſchen Diſtinktionen und Kunſtwörtern, als Quidditäten, Ubiquitäten und dergleichen, angefüllet war, zur Beſcheinigung ſeiner Behauptungen vortrug, waren eben ſo ſeicht, und das Hauptargument, worauf er ſich ſteifte, um zu beweiſen, daß es Geſpenſter gäbe, beſtand darinn: „daß man, weil das Geiſterreich noch ein unbekanntes Fach wäre, die Unmöglichkeit der Geſpenſter nicht aus der Philoſophie erweiſen, wohl aber derſelben Möglichkeit ſonder Mühe erhärten könnte, und von der Möglichkeit laſſe ſich leicht auf die Wirklichkeit ſchlieſſen,“ welche Schlußart

des Herrn Pfarrers ein gewaltiger Sprung iſt, (mit ſeiner Erlaubniß ſey es geſagt!) denn die geſunde Philoſophie lehret ausdrücklich, und es iſt einer ihrer erſten Grundſätze: daß man vom Seyn, oder Thunkönnen zum wirklichen Thun oder Seyn, oder von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit keinen gültigen Schluß machen könne.

Endlich berief ſich dieſer Pfarrherr auch auf die Erfahrung, und, welches das Lächerlichſte war, auf ſeine eigene; denn er hatte ſeine hiſtoriſche Glaubwürdigkeit und Untrüglichkeit noch mit nichts bewieſen: wenigſtens war zwiſchen dieſem Dorfpfarren und dem Oberhaupt der Kirche, dem für infallibel ausgeſchrieenen Pabſt, deſſen Wort und Autorität in dieſer letzten, betrübten Zeit leider! nicht viel mehr gelten ſoll, ein groſſer, merklicher Unterſchied.

Alle, die je Geſpenſter geſehen zu haben, vorgeben, und die mit Hartnäckigkeit ihr Daſeyn behaupten, pflegen ſich gemeiniglich auf die Erfahrung anderer, ihrer guten Freunde, Anverwandten und Großväter oder Großmütter zu berufen, wenn ſie gleich oft an ihre eigene Erfahrung, an ihr eigenes Beſehen, Behorchen und Betaſten appelliren, ſobald es ihnen jemand nicht auf ihr Wort glauben will. Gemeiniglich ſind ſie von den Geſpenſterhiſtörchen, die ſie mehrmals mit vielen Umſtänden erzählen, nicht ſelbſt Augen- oder Ohrenzeugen geweſen, ſondern ſie haben es nur, nach ihrem eigenen Geſtändniß, von dieſem oder jenem glaubwürdigen Manne gehört, daß es ſo zugieng, daß der Kobold dieſe oder jene Streiche machte, daß es in dem oder jenem Hauſe dreymal an der Stubenthür anklopfte, ohne daß jemand, der geklopft hätte, ſich ſehen ließ, u. ſ. w.

Das Alte iſt vergangen; — aber iſt es nicht zu verwundern, daß in den neuren, aufgeklärten Zeiten noch hin und wieder häufig und ernſthaft genug an Geſpenſter, Zaubereyen, Teufelseingebungen und dergleichen Fratzen geglaubt wird, da es uns doch weder an Unterricht, noch an Freyheit, zu denken, noch an treflichen Hülfsmitteln fehlt, um über alles, was vorkommt, eigene Unterſuchungen anzuſtellen, und inſonderheit über die vorerwähnten Gegenſtände zum eigenen Nachdenken, und endlich auch, nach aufgehobenen Zweifeln, zur entſcheidenden Gewißheit zu gelangen. Wer oder was in dieſer fortdauernden Unwiſſenheit und Geneigtheit zum ſchädlichen Aberglauben eigentlich Schuld ſey, regierende Herren, oder ihre Räthe und Prieſter? (in älteren Zeiten, ſonderlich bey den Juden des alten Teſtaments, war beydes in einer Perſon mit einander verbunden) das iſt in allem Betracht

eine wichtige Unterſuchung; wir mögen's nicht entſcheiden, ſondern überlaſſen ſolche Entſcheidung den hochgelehrten Verfaſſern, welche auf ihrer Studirſtube, mit tiefer Weisheit, aber wenig Welt- und Menſchenkenntniß verſehen, die Preisaufgabe gewiſſer Akademien zu beantworten, in ſich Geſchick und Beruf fühlen: **Ob irgend eine Art von Täuſchung dem Volke nützlich ſey?** Uns gnügt, bey dieſer Gelegenheit, indem wir die Hand auf den Mund legen, mit einem verewigten Abt auszurufen: **Heiliger Sokrates, bitte, bitte für uns!** — —

Wir ſagten oder ſchrieben vorhin: **an die Geſpenſter u. ſ. f. geglaubt wird**; dies ſcheint vielleicht manchem ein Sprachfehler zu ſeyn, dem der Unterſchied der Redart: **etwas glauben**, und **an etwas glauben**, bekannt iſt, wovon die erſtere ſo viel ſagen will,

will, als: etwas auf das Zeugniß eines andern für wahr halten, und die letztere: etwas oder jemanden zum Gegenstande seiner Verehrung machen, und sein Vertrauen darauf oder auf ihn setzen. Aber wir schrieben mit Vorsatz so, weil die meisten Vertheidiger der Gespenster nicht allein ihre Wirklichkeit behaupten und im Ernst glauben, sondern auch eine gewisse ehrerbietige Scheu vor ihnen haben, sich vor ihnen fürchten, sie in gute und böse Geister abtheilen, u. s. f. welches eine Art von Verehrung um so mehr voraussetzt, da der Glaube dieser Leute durch keine Gegenvorstellungen und Vernunftgründe erschüttert und wankend gemacht wird. Bey dem allen haben die Gespenster und Gespenstererscheinungen, so schimärisch sie sind, ihren Nutzen, und thun oft im gemeinen Leben und bey dem gemeinen Mann, oft auch in der Komödie

oder

oder Tragödie ihre Wirkung. Nur hüte man ſich, die Lehre von den Geſpenſtern zu keinem Theil der Pädagogik zu machen; (wenn gleich in den neuren Lehrbüchern dieſer Wiſſenſchaft, ſonderlich in einem gewiſſen, welches Herr Friedrich Nikolai vor zwey Jahren verlegte, um es bald in ſämmtlichen Buchläden Deutſchlands, die damit beläſtigt wurden, vermodern zu laſſen, überaus viel Hirngeſpinſte und Abſurditäten vorkommen:) denn wer die Kinder mit Geſpenſtern zu fürchten macht, der iſt ein Thor, und verdient, ob er gleich alt und grau iſt, daß man ihn mit der Ruthe züchtige. —

Zehntes Kapitel.

Etwas von Pfarren, Pfarrern und Pfarrherrn oder Seelsorgern, die an eine gewisse Gemeine gebunden sind; ein orthographisch, historisch-theologisches Einschiebselchen.

Weil wir gegen das Ende des vorigen Kapitels des Dorfpfarren, der von den Gespenstern schrieb, und so viel Aufhebens machte, Erwähnung thaten, so geriethen wir gleich auf den Einfall, in einer besondern Note zu untersuchen: ob man Pfarr, Farr, Parr, oder Pfarrer und Farrer schreiben müsse, und welches von diesen verschiedenen Schreibarten die richtigste und annehmlichste sey. Da es aber schien, als möchte diese Note zu lang gerathen: (und

lange

lange Noten behagen uns so wenig, als lange Predigten) so hielten wir's für besser gethan, diese Untersuchung, deren Wichtigkeit heller, als die liebe Sonne jedem einleuchten muß, in einem besondern Kapitel, oder Kapitelchen, wie hiermit geschieht, Platz finden zu lassen.

Ueber den Ursprung des Worts **Pfarr**, oder **Pfarrer** liesse sich zum Behuf der edlen **Wortforschungskunst** *) etwas Erkleck.

*) Wir sind bereit und entschlossen, dem neu- und lernbegierigen Publikum † mit einem ganz neuen Lehrbuch der Wortforschungskunst, oder Etymologik aufzuwarten; können aber noch zur Zeit keinen Verleger dazu finden.

Anmerkung des Verfassers.

† Warum denn nicht lehrbegierig? nach der Lehre begierig?

Anmerkung des Setzers.

fleckliches und Unterhaltendes ſagen, wenn nur nicht die Meinungen der Gelehrten über dieſen Punkt ſo ſehr verſchieden wären, und am Ende alles auf Muthmaßungen hinausliefe.

Einige Etymologen leiten das deutſche Wort Pfarrer, wofür man an einigen Orten Prediger, oder Paſtor ſagt, von dem lateiniſchen Worte Farina, Mehl, her, und geben von dieſer Ableitung folgenden Grund an: weil die alten Heiden ihren Göttern, oder Götzen, deren jeder ſeinen beſondern Gottesdienſt und ſeine beſondern Prieſter hatte, verſchiedene koſtbare Gerichte und Eßwaaren, unter andern auch Kuchen, Raſpel- oder Milchbrödchen und Mehlſpeiſen opferten, welche zur Nachtzeit, und auch ſonſt, wenn niemand von dem Volk in dem Tempel kam, von den Prieſtern verzehret wurden. Mit den got-

tes-

tesdienſtlichen Opfern der Juden hatte es beynahe dieſelbige Bewandniß. Denn die eine Hälfte der von der Gemeine des Herrn im Tempel dargebrachten Speis- und Trankopfer wurde gemeiniglich ins Feuer geworfen, und dem lieben Gott zu Ehren, damit er nicht immer ſo böſe ſeyn, und Iſrael mit mancherley Plagen heimſuchen möchte, verbrannt; an der andern Hälfte aber, welches vermuthlich die größte war, erluſtigten ſich die Prieſter.

Andere Wortforſcher ſind gar auf den Einfall gekommen, das deutſche Wort Pfarr oder Pfarrer, käme vom lateiniſchen fur her, welches auf gut deutſch einen Bedienten, aber auch einen Spitzbuben und Diebesgeſellen bedeutet, der nach fremden Gut lüſtern iſt; und dazu, ſagen ſie, ſey eben der Grund vorhanden, weil die Prieſter bey Juden und Heiden, wie bey uns

Chri-

Christen, als Diener der Gottheit verehret wurden, und weil insonderheit die heidnischen Priester wirkliche Betrüger und Spitzbuben waren, indem sie die Speisen und Getränke, welche das arme, blinde Volk seinen Gottheiten zu opfern vermeinten, heimlich wegschnappten, und zu einer ihnen gelegenen Zeit verzehreten.

Es giebt noch eine dritte Meinung der Gelehrten, (die andern Meinungen übergehen wir, der Kürze wegen mit Stillschweigen) über den Ursprung des Worts Pfarrer. Diese leiten es von fari, reden, her, und sie scheinen uns unter allen übrigen die wahrscheinlichste Meinung zu behaupten, weil ein Pfarrer oder Prediger viel reden muß, weil es zu den Hauptgeschäften seines Amts gehört, durch öffentliche und besondere Vorträge seine Gemeine zu erbauen.

Nach dieſen Ableitungen muß ſich nun allerdings die Rechtſchreibung des gedachten Worts richten, denn ohne Wortforſchung tappt man bey der Rechtſchreibung im Finſtern, und geht irre. Diejenigen, welche das Wort Pfarrer von fur herleiten, thun wohl und haben recht, wenn ſie Pfarr ſchreiben; die es von farina oder fari herleiten, ſchreiben beſſer und richtiger Pfarrer oder Pfaarer.

Wir ſind aber, dem, was kurz vorhin über die wahrſcheinlichſte Ableitung geſagt iſt, unbeſchadet, der unvorgreiflichen Meinung: daß der eigentliche Urſprung des Worts Pfarrer (dies iſt ohnſtreitig die richtigſte Schreibart deſſelben) nicht in Latiens Gefilden, ſondern auf deutſchen Grund und Boden zu ſuchen ſey, weil es auſſer allem Zweifel, von dem deutſchen Worte Pforrherr, zeitiger Beſitzer, nicht Eigenthümer

mer einer Pfarre, eines geiſtlichen Lehns oder Beneſiziums, herkommt, woraus zuſammengezogen, Pfarrer wird. So eignete Luther ſeinen kleinen Katechismus allen Pfarrherren und Predigern zu, und der Verfaſſer des Buchs: Matthias Lukretius, ſonſt Votius *) genannt, dedizirte den zweyten Theil deſſelben allen Pfarrherrn und Seelſorgern, die in der Welt zerſtreuet ſind.

Klopſtock, den Cramer, der jüngere, ſo treflich panegyriſirt, und, um ja nichts zu vergeſſen, um den großen Mann auch in Kleinigkeiten, deren ein andrer nicht erwähnen würde, als groß zu ſchildern, ſogar in den Beſonderheiten ſeines Häuslichthums **)

*) Halle bey J. C. Hendel, 1780.

**) Wir haben dieſes Wort ſeiner Originali-

tät

darſtellt, Klopſtock würde ſich nun wohl an alle bisher erwähnten Ableitungen des Worts Pfarrer nicht kehren; ſondern er würde nach ſeiner neuen Orthographie und nach der Regel: Schreibe, wie du ſprichſt, und rede, wie dir der Schnabel gewachſen iſt,

tät wegen dem Herrn Superintendenten Daremann in Brandenburg abgeborgt, der ſich deſſelben in der gedruckten Lebensbeſchreibung ſeiner wohlſeligen Eheliebſte, Maria Sabina Oliſcherinn, unſers Wiſſens zum erſtenmal, in dieſem Sinne, bedient. Bey ihm heißt nämlich häuslich thun, auf den Abtritt gehen, oder ſeine Nothdurft verrichten. Denn er ſagt von ſeiner lieben Frau: (Gott habe ſie ſelig!) als ſie einſt, in ihrer letzten Schwachheit, hätte wollen häuslich thun, oder, wie Herr L** ein verdorbener Kaufmann und Halbgelehrter, ſich ausdrückt, ein opus naturae verrichten, wäre ſie von der Treppe gefallen.

iſt, Farr, oder Farrer, vielleicht auch Farre ſchreiben. Doch würden wir bey der letzteren Schreibart, Farre, unmaßgeblich bitten, das e wegzuſtreichen, alldieweil ſothanes Wort, welches im alten Teſtament verſchiedentlich vorkommt, einen Ochſen, ſonderlich ein gehörntes Opferthier bedeutet, und dies möchte nur zu mancherley unangenehmen Mißdeutungen Gelegenheit geben, wenn man ſo ſchriebe.

Was inſonderheit die Schreibart Pfarr, Pfarrfrau betrift, ſo iſt dieſelbe offenbar unrichtig, wenn ſich gleich manche Gelehrte und Schriftſteller *) derſelben bedienen: Denn der gemeine Mann, der die Worte gern verſtümmelt und abkürzt, pflegt ſich ſo auszudrücken, auch wohl, wenn er ſchreiben

*) S. D. Joh. Fried. Tellers Anekdoten für Prediger und Prieſter.

ben kann, ſo zu ſchreiben; und dieſem muß der Gelehrte nicht nachahmen. Richtig ſpricht und ſchreibt man dagegen Pfarrkinder, eingepfarrte Mitglieder einer gewiſſen Mutterkirche; weil dieſes Wort von Pfarre herkommt, welches ein geiſtliches Amt oder Lehn, und den Ort, das Dorf, oder die Stadt bedeutet, wo der Pfarrherr, oder ordentliche Prediger ſeinen Sitz hat, und wo die Eingepfarrten oder Filialiſten von den benachbarten Orten in die Kirche und zum Abendmahl gehen müſſen.

Es iſt ſchwer, zu beſtimmen, wo ſich das Wort Pfarre eigentlich herſchreibt; wo die Sache aber herſtammt, lehret die Geſchichte und das geiſtliche, oder päbſtliche Recht. (jus canonicum.) Ob der Name Pfarrherr, welches einen Prediger oder Seelſorger, der eine gewiſſe Gemeine, und ſeinen beſtimmten, auch nach Gelegenheit

unbeſtimmten Gehalt hat, daher rühre, weil es in älteren Zeiten Geiſtliche gegeben haben mag, welche nicht allein zeitige Beſitzer einer Pfarre und Lehnträger, ſondern wirkliche Gutsbeſitzer und folglich auch Herren der Pfarre, welche zum Gute gehörte, geweſen ſind; das iſt vielem Zweifel unterworfen. Denn gemeiniglich waren die Geiſtlichen arm, hatten wohl viel Bücher und Kinder, aber keine Kapitalien, um Landgüter dafür zu kaufen, und beſaßen nichts eigenes. Wahrſcheinlicher iſt es, daß ihnen der Titel, Pfarrherr, deswegen beygelegt wurde, um ihren Pfarrkindern, oder Beichtſöhnen und Beichttöchtern *) dadurch Achtung und Ehrerbietung

*) Es iſt komiſch und hat mir immer nicht in den Sinn gewollt, wenn ein junger Menſch von drey, oder vier und zwanzig Jahren einen alten Mann von ſiebenzig, oder eine alte Frau von ſechzig Jahren zur Beichttochter hat. Anmerk. des Setzers.

erbietung gegen ſie einzuflößen, und ſie ſelbſt an ihre geiſtliche Würde zu erinnern. Nun heißt es zwar in der Schrift von den erſten Lehrern und Predigern des Chriſtenthums: Ihr ſollt euch nicht Herren heiſſen laſſen; ihr ſollt nicht eitler Ehre geizig ſeyn, u. ſ. w. aber ſeit der Zeit, da dieſe Worte von dem Stifter unſers Glaubens geſprochen, und von ſeinen unmittelbaren Nachfolgern im Lehramte aufgezeichnet wurden, hat ſich vieles geändert. Es iſt zwiſchen den damaligen und jetzigen Apoſteln ein großer Unterſchied. Im Grunde verdient auch der geiſtliche Stand allemal, daß man ihn ehre und werth halte. Denn es iſt nicht die Schuld des Hirten oder der Schafmutter, wenn unter einer Heerde räudige Schafe ſind. —

Von Pfarre kömmt Pfärrchen, oder Pfärrlein her, ein geiſtliches Amt, eine Pfrün-

Pfründe, womit nicht viel Einkünfte verbunden ſind, oder die keinen groſſen Kirchſprengel hat. Billig ſollten die Pfärrlein, die jährlich kaum zweyhundert Thaler einbringen, und wovon der Geiſtliche kaum für ſeine Perſon, geſchweige mit einer Familie, leben kann, (ſolcher Pfärrlein giebt es ſonderlich im Brandenburgiſchen viele) eingezogen und andern Pfarren oder Pfarreyen zugelegt werden. Der Ausdruck, Pfarreyen, unter uns geſagt, will unſerm delikaten Ohr nicht behagen, ſo wenig als Küſtereyen, Kaplaneyen u. ſ. w. wofür man beſſer, Pfarre, oder Pfarrwohnung, Küſterwohnung ꝛc. ſagt; auch iſt dieſer Ausdruck nur in gewiſſen Gegenden Deutſchlands gebräuchlich. — Die Pfärrlein, bey denen man ſchmale Biſſen beiſſen, und ſich demohngeachtet ſakrifiziren muß, werden gemeiniglich geſchickten und verdienten Leuten zu Theil, und oft müſſen ſie lan-

ge genug darauf warten; dahingegen Ignoranten und Taugenichtse, die auf Universitäten die liederlichsten Burſche waren, gemeiniglich mit den beſten und fetteſten Pfarren verſorgt werden, weil ſie am beſten hofiren, ſchmeicheln und ſpicken *) können.

Man

*) Eigentlich ſpickt man zwar die Braten, ſonderlich Haſenbraten mit Speck, um ſie dadurch ſchmackhafter und glätter, behaglicher für die Kehle zu machen; aber der gemeine Mann braucht dieſes Wort ſtatt: einen mit Gelde beſtechen, um einen gewiſſen Endzweck zu erreichen. Dieſes Spicken iſt bey Vergebung geiſtlicher und weltlicher Aemter Mode. Siehe davon: Ueber den Urſprung, den Nutzen und die Mißbräuche des Kirchenpatronats; von Chriſtian Wilhelm Kindleben; Berlin bey Mylius 1775.

Man pflegt übrigens unter dem Worte Pfarre, bald das geiſtliche Hirtenamt, welches man, wie bekannt iſt, durch verſchiedene Mittel und Wege, am ſicherſten aber durch Geld, durch Heirathen, oder durch die Erbfolge, dadurch, daß man eines Prieſters Sohn iſt, erlangen kann, bald die Wohnung des Predigers, oder das Pfarrhaus zu verſtehen. Dergleichen Häuſer pflegen an manchen Orten, ſonderlich auf dem Lande, ſehr unbequem, baufällig, und den Kaſernen und Viehſtällen ähnlich zu ſeyn.

Wir haben ein Buch, der Profeſſor betitelt, worinn viel Gutes ſteht. Es wäre, dünkt uns, nicht übel gethan, wenn jemand ein Buch ſchriebe, der Pfarrer benamſet, worinn alles, was zum Pfarrer gehört, was zu ſeiner Bildung und Vorbereitung, zu ſeiner Amtsführung, zu ſeiner Haushaltung und zu ſeinem hinlänglichen

Aus-

Auskommen, wie auch zur Vervollkommnung des Predigerstandes erfordert wird, in gedrängter Kürze zusammengetragen werden müste. Dies könnte einen bequemen Stoff zu einem Journal, oder zu einer Wochenschrift abgeben, dessen oder deren Verfasser sich bemühen müste, sein Buch nicht allein für den Pfarrer, sondern auch für andere ehrliche Leute, die noch Religion haben, interessant zu machen. —

Eilftes Kapitel.

Weiterer Verfolg der Geſchichte Siegfriede, und der von ihm an einem benachbarten Hofe bey Gelegenheit eines gehaltenen Turniers abgelegten Ritterproben. Der König Gilbald erhält Nachricht von dem Aufenthalt ſeiner Tochter.

Siegfried war über den Verluſt der ſchönen Prinzeßinn Florigunda eben ſo betrübt und niedergeſchlagen, als die königliche Familie ſelbſt, ob er gleich ſeinen innerlichen Gram, der ihn ganz abzehrte, zu verbergen ſuchte. Der König Gilbald aber, den er, ſo oft er bey ihm Audienz hatte, zu tröſten ſuchte, ob er gleich ſelbſt Troſt bedurfte, war viel zu ſcharfſichtig, und Sieg-

fried

fried noch zu unerfahren, als daß der Gegenſtand ſeines geheimen Kummers ſeinen durchdringenden Blicken hätte entgehen ſollen. Indeß ſagte der König unſerm Helden nichts von ſeiner Bemerkung, in ſo fern dieſe Siegfrieds Neigung zu ſeiner Tochter betraf, gewann ihn aber in ſeinem Herzen deſto lieber.

„Ihr ſeyd mißmüthig, mein lieber Jun„ker, ſagte einſt der König zu ihm, ich mer„ke, daß euch was fehlt; es iſt nöthig, daß „ihr euch zerſtreuet und aufmuntert. Ich „erinnere mich, daß ich euch noch für eure „ſchöne Brieftaſche ein Gegengeſchenk ſchul„dig bin: mein Oberſtallmeiſter ſoll euch eins „der beſten Pferde aus meinem Stall vor„führen; damit könnt ihr euch, weil ihr nun „reiten gelernt habt, eine Veränderung ma„chen. Ich verehre euch dieſes Pferd, und „ich will ſchon ferner, weil ich euch gewogen

„und

„und ein guter Freund eures Vaters bin,
„für euer Glück ſorgen.“

Siegfried dankte dem Könige für dieſes ihm ſehr angenehme und willkommne Geſchenk auf das verbindlichſte, und machte gleich am folgenden Morgen, (es war ein ungemein ſchöner Herbſttag) einen Verſuch und Spazierritt damit. Er beſuchte, indem er voller trauriger Gedanken war, und der Entfernung der Prinzeſſinn, beſonders deren Art und Weiſe, die ihm ſehr räthſelhaft war, nachdachte, ſein gewohntes Tannenwäldchen, und hatte darinn eine Erſcheinung, deren er nicht gewärtig war.

Er hatte nämlich kaum die Hälfte des Waldes durchſtrichen, als er in einer kleinen Entfernung eine weibliche Geſtalt gewahr wurde, die auf ihn zueilte, und die er bald, als ſie ihm näher kam, für

ſeine

ſeine Wohlthäterinn, für die Fee erkannte.

Aus Ehrerbietung ſtieg er ſogleich vom Pferde, welches er an einen Baum band; er wollte ihr aus Hochachtung die Hand küſſen, ſie aber verbat ſich dieſe Ceremonie: denn es war eine gute, kreuzbrave Fee, ſonder Stolz und Eitelkeit.

Siegfried redete ſie, nachdem er ſie gegrüßt hatte, zuerſt an: „Sage mir vor „allen Dingen, du meine große Beſchützerinn, was meine Aeltern und der Oberkämmerer machen, denn mich verlangt „ſehr, zu wiſſen, wie es ihnen ergehet.“

„Es gehet ihnen wohl; war die Antwort „der Fee, ſie ſind luſtig und guter Dinge. — „Aber ſage mir, edler Jüngling, wie es „zugeht, daß du ſo bekümmert und niedergeſ-

„geſchlagen biſt? Doch ich merke ſchon,
„woran es dir fehlt, und brauche deine Ant-
„wort nicht abzuwarten.“

Siegfried ſchwieg und holte einen tie-
fen Seufzer. Hierauf redete die Fee weiter:
„Wiſſe, mein Sohn, und fühle dein Glück,
„daß die ſchöne Prinzeſſinn Florigunda,
„um welche du bekümmert biſt, viele Mei-
„len von hier von einem abſcheulichen Dra-
„chen, der zuvor Menſch war, und auch
„zuweilen wieder Menſch wird, an einem
„entlegenen, ſchauervollen und gefährlichen
„Orte verwahrt und gefangen gehalten wird,
„den man den Drachenſtein nennt, und daß
„du zu ihrem Befreyer, und wenn dir die
„Schanz glückt, (wie ich hoffe, daß ſie dir
„glücken wird) zu ihrem ehelichen Gemahl
„beſtimmt biſt.

„Ich kann dir aber weder die Zeit ihrer

„Befreyung noch den Ort ihrer Gefangen-
„schaft bestimmen. Jene must du erwarten,
„und durch solche Erwartung Geduld lernen;
„und diesen must du, wenn du ein Ritter
„werden und seyn willst, auskundschaften,
„und dir den Weg dahin durch beschwerliche
„Reisen und Kämpfe bahnen, sollten auch
„Riesen und andere Ungeheuer dir hinderlich
„seyn, und solltest du dir auch den Sieg über
„alle diese Hinderniſſe, die deiner sicherlich
„warten, mit Blut und Wunden erkaufen
„müssen."

So sprach die Fee, und verschwand, ehe der Ritter Zeit hatte, sich von seiner Verwunderung zu erholen. Siegfried faßte, ob ihm gleich die Fee eben nicht Verschwiegenheit wegen der ihm gemachten Entdeckung anbefohlen hatte, den Vorsatz, sich gegen niemanden eher von diesem Geheimnisse etwas merken zu lassen, als bis es Zeit seyn wür-

de

de, ſich öffentlich für den unternehmenden, vom Schickſal beſtimmten Befreyer der ſchönen Florigunda anzukündigen. Doch hielt er ſich in ſeinem Gewiſſen verbunden, den König nicht in einer gänzlichen Unwiſſenheit über das Schickſal ſeiner geliebten Prinzeſſinn zu laſſen. Er hinterbrachte ihm alſo dies einzige: „Es ſey ihm durch eine gewiſſe Erſcheinung, deren Art und Weiſe er nicht erzählen dürfe, entdeckt worden, daß die Prinzeßinn noch lebe; daß ſie ſich zwar in einer Art von Gefangenſchaft, aber doch in einem erträglichen Zuſtande befände, wo ihr eben nichts Leids widerführe, und daß ein kühner Ritter ſie zu ſeiner Zeit erlöſen, und glücklich wieder zu den Ihrigen bringen würde. Mehr, ſetzte er hinzu, ſey ihm vor der Hand nicht erlaubt, von dieſer Sache und Erſcheinung zu ſagen. Zugleich bat er den König, das, was er ihm erzählt hätte, nie-

manden, auſſer ſeiner Gemahlinn mitzutheilen."

„Habe Dank, mein Sohn, für deine „gute, erfreuliche Nachricht, ſprach der „König, mit Freudenthänen in den Augen; „mir gnügt es, zu wiſſen, daß mein Kind „noch lebt, und daß ich es, ehe ich ſterbe, „noch in meine Arme ſchlieſſen ſoll: wir wollen hoffen, und die Zeit erwarten." —

Um eben dieſe Zeit ſchrieb ein benachbarter Fürſt, deſſen Erbprinz mit der Tochter eines geheimen Raths, auf welche er eine beſondere Neigung geworfen hatte, verheirathet wurde, ein Turnier aus, um das Beylager ſeines Sohnes zu feyern. Zu dieſem Turnier wurden alle Fürſten, Grafen, Ritter und Edle aus der ganzen umliegenden Gegend eingeladen. Unter den Eingelade-

ladenen befand ſich auch unſer Siegfried, der, als ein königlicher Prinz, mit dem König Gilbald zum Vermählungsfeſt kam, und dem ausgeſchriebenen Ritterſtechen beywohnte.

Siegfried legte nicht allein an der hochzeitlichen Tafel durch ſeine unterhaltende Geſpräche, ſondern auch beym Turnier durch ſein tapferes Verhalten groſſe Ehre ein. Es gieng dabey ſehr ſcharf her; jeder Ritter wetteiferte, den andern zu übertreffen und aus dem Sattel zu heben; es muſte auch mancher wirklich den Sattel räumen. Siegfried aber hielt ſich ritterlicher, als alle übrigen; es verſuchten viele vergeblich, ihn vom Pferde herunter zu bringen; er blieb in ſeinem Sattel unbewegt, er hielt und geberdete ſich, zu jedermanns Verwunderung, wie ein alter, erfahrner Rittersmann, daher ihm auch, als das Stechen und Turnieren geendigt

war, der ausgesetzte Preis zuerkannt wurde.

Er bekam nämlich zur Belohnung eine goldene Kette, an welcher ein köstliches Kleinod von großem Werth hieng. Die Folge davon war, daß er von den anwesenden Rittern und Herren mit allgemeinen Beyfall beehrt, und auf der Stelle, ehe er mit dem Könige von dannen zog, zum Ritter geschlagen wurde.

Der König hatte über das edle Bezeigen des jungen Siegfriede, der nun ein und zwanzig Jahr alt war, und über den von ihm erlangten Preis beym Ritterstechen, eine solche Freude, daß er ihn seit dieser Zeit beständig seinen Sohn nannte, und ihn seiner frühzeitigen Mannhaftigkeit und guten Gesinnung wegen allen seinen Hofjunkern vorzog.

So-

Sobald der König mit dem neuen Ritter wieder nach Worms kam, wurde er in ſeiner neuen Würde dem ganzen Hofſtaat und der verſammelten Ritterſchaft, wie auch den Vornehmſten vom Adel vorgeſtellt. Der König, der ſich nicht ohne Grund von unſerm Siegfried große Hofnungen machte, ſtellte ihm zu Ehren ein großes Gaſtmahl an, und erregte dadurch, daß er von dem jungen Ritter und von ſeinem Verhalten beym Turnier viel Rühmens machte, den Neid vieler Höflinge, die ſich ſonſt mit der vorzüglichen Gunſt des Königs ſchmeichelten. Von jetzt an war Siegfried, der ſich nun immer mehr in den Waffen und ritterlichen Dingen übte, ein beſtändiger Gaſt an der Königs Tafel, und er wurde überhaupt an dieſem glänzenden Hofe, wo für junge Edelleute etwas zu ſehen und zu lernen war, wie ein Kind

im Hauſe gehalten. Nur konnte er ſich mit den beyden jüngſten Söhnen des Königs, Genſerich und Wilibald, wegen ihres weibiſchen, heimtückiſchen und übermüthigen Weſens nicht vertragen; da der König dies merkte, hieß er ſie, ſich etwas in der Welt verſuchen, und ſchickte ſie auf Reiſen, wodurch Siegfried, dem ſie beſtändig etwas anzuhängen ſuchten, Friede bekame.

Zwölftes Kapitel.

Es kömmt an König Gilbalds Hofe ein ruſſiſcher Graf an, der, um die Welt kennen zu lernen, verſchiedene deutſche Höfe beſucht. Um dieſem Gaſt einen Zeitvertreib zu machen, wird ein Turnier und Ringelrennen gehalten, wobey Siegfried abermals den Preis davon trägt. Zuletzt kommt ein Loblied auf den Krambambuli vor.

Kaum hatte der König Gilbald ſeine beyden unartigen Söhne nebſt einem Hofmeiſter, der ſie bilden, und, wenn er könnte, beſſern ſollte, auf Reiſen geſchickt, als er ganz unvermuthet einen Beſuch von einem vornehmen rußiſchen Grafen aus einem alten, berühmten Hauſe erhielt, der ſeines Vergnügens

wegen, und, um Weltkenntniß zu erlangen, in Deutſchland herumreiſete, und die anſehnlichſten Höfe, die er zum Theil ſchon aus Beſchreibungen und Erzählungen kannte, beſuchte; er nannte ſich Menzikov, und hatte bereits auf einigen deutſchen Univerſitäten Philoſophie und ſchöne Wiſſenſchaften ſtudirt; denn ſeine Luſt und Beſtimmung ſchien der Soldatenſtand zu ſeyn, wozu er das Studium der Rechte, worauf ſich ſonſt Adeliche, wenn ſie ſtudiren, zu legen pflegen, nicht nöthig hatte.

Es war ein Herr von ohngefähr vier und zwanzig Jahren, ſchlank und wohlgewachſen, von ſehr aufgeräumten, ungezwungenen Weſen und vielen liebeswürdigen Eigenſchaften. Den Ritter Siegfried, den er von dem Könige zu ſeinem Geſellſchafter bekam, gewann er vorzüglich lieb; er kam faſt nicht von ſeiner Seite, und bald waren beyde

junge

junge Helden, ob ſie ſich gleich in ihrem Leben nicht gekannt, oder geſehen hatten, wegen der ſympathetiſchen Stimmung ihrer Seelen und ihrer Gemüthsarten, die herzlichſten und vertrauteſten Freunde.

Dieſer Graf wollte den Ritter Siegfried bereden, ihn, wenn er abreiſen und in ſein Vaterland zurückkehren würde, nach Rußland zu begleiten. Siegfried würde auch gern in ſeine freundſchaftliche Bitte, und in die Anerbietungen, die er ihm machte, gewilligt haben, wofern er nicht einen andern Gegenſtand im Kopf und eine Reiſe vorgehabt hätte, deren glücklicher Ausgang ſeine ganze Seele erfüllte. Dieſer Gegenſtand war ſeine geliebte Prinzeßinn Florigunda, die ihm gar nicht aus dem Sinne kam, mit deren jetzigen traurigen Zuſtand und künftigen glücklichen Errettung aus den Klauen des Ungeheuers, welches ſie bey ſich ge-

fangen hielt, er ſich unaufhörlich beſchäftigte; und ſeine vorhabende Reiſe, war die Reiſe nach dem Drachenſtein, wo der Drache, Florigundens Entführer, ſeinen Sitz hatte.

Siegfried konnte ſich von dem rußiſchen Grafen, der wegen ſeiner Mitreiſe nach Rußland ſehr heftig in ihm drang, nicht losmachen. Es blieben ihm nur drey Wege übrig, wovon ihm die beyden letzten am ſauerſten ankamen: er muſte entweder den dringenden Bitten des Grafen nachgeben, und ſein Reiſegefährte werden, oder er muſte ſein kühnes Vorhaben, Florigunden aus ihrem Kerker und Unglück zu befreyen, fahren laſſen; und, wenn er ſich hiezu nicht entſchlieſſen konnte: ſo muſte er den Grafen das Geheimniß, das er auf dem Herzen hatte, entdecken, damit er von ſeinen Bitten abſtehen möchte.

Nach

Nach vielen angeſtellten Ueberlegungen und Selbſtgeſpräch n über dieſe Materie, an welche er ſich, wie bereits angeführt worden iſt, gewöhnt hatte, entſchloß er ſich zu dem letzteren, jedoch nicht ohne Vorſicht, und ohne ſeine Maaßregeln zu nehmen. Er ließ ſich (dies war zu ſeinem Vorhaben und zur Erreichung ſeines Endzwecks nothwendig) von dem Grafen einen Eid ſchwören, daß er das Geheimniß, welches er ihm zu entdecken, im Begriff ſtünde, niemanden offenbaren, oder verrathen wollte.

Denn ob ihm gleich die Fee, als ſie ihm im Tannenwalde erſchien, nicht ausdrücklich das Ausplaudern deſſen, was ſie ihm anvertraute, verboten hatte: ſo erforderte es doch ſein eigener Vortheil und ſeine eigene Ehre, davon zu ſchweigen, oder, wenn er's ja für nothwendig hielt, ſein Geheimniß jemanden mitzutheilen, ſich wenigſtens einem Manne

zu entdecken, auf den er ſich verlaſſen, und von dem er verſichert ſeyn könnte, er werde keinen ſchlechten Gebrauch davon machen.

Der Graf erfüllte des Ritters Verlangen, und ſchwur ihm einen theuren Eid, wodurch er ihn ſeiner beſtändigen Verſchwiegenheit über den Punkt, wovon er ihm Licht und Auskunft geben würde, verſicherte. Hierauf erzählte ihm Siegfried den ganzen Vorgang mit Florigunden, mahlte ihm ihre blendende Schönheit und ihre noch mehr glänzende, unbeſtechliche Tugend; erzählte ihm ihre unglückliche Entführung, und wie er nach dem Willen des Schickſals und nach der glaubwürdigen Verſicherung der Fee dazu beſtimmt und unter vielen ausgeſondert ſey, eins der größten Abentheuer zu beſtehen, und die königliche Jungfrau, deren gegenwärtiger Jammerſtand ihm auſſerordentlich zu Herzen gienge, aus der Gewalt

walt des Drachen, dem ſie jetzt unterthan ſey, zu erlöſen.

Der Graf, dem dies alles beynahe unglaublich und fabelhaft vorkam, lobte zwar des Rittes Unternehmen, wunderte ſich aber über deſſen Kühnheit, und erſtaunte über die Gefahr, der er ſich ausſetzen würde. Von derjenigen Art von Zaubereien, die man gewöhnlich Feen oder Feyen nennt, und die ihre Zauberkraft bald zum Nutz und Frommen, bald zum Schaden des Menſchen anwenden, hatte der Graf keinen rechten deutlichen Begriff. Er hatte wohl im Vorbeygehen davon ſprechen hören, war aber nie neugierig genug geweſen, weiter darnach zu fragen, was eine Fee für ein Ding ſey. Siegfried muſte es ihm alſo erklären. Bey Gelegenheit dieſer Erklärung erzählte er ihm zugleich ſeine ganze bisherige Geſchichte, und machte ihm inſonderheit deut-

lich,

lich, weil der Graf schon oft darnach gefragt hatte, was es mit seinen Hörnern, die noch immer biegsam und geschmeidig waren, für eine Bewandniß hätte, wie er dazu gekommen wäre, und wozu sie ihm in der Folge nützlich seyn könnten.

Den König Gilbald freute die vertraute, redliche Freundschaft, die er zwischen diesen jungen, aufgehenden Helden herrschen sah; einer, dachte er bey sich selbst, wird dem andern durch den genauen Umgang seine Tugenden einflößen, sie werden sich einander mit ihren gegenseitigen Fehlern bekannt machen, und so werden sie mit der Zeit vollkommne, für den Staat und für den Stand, dem sie gewidmet sind, brauchbare Männer werden.

Der Graf hatte sich schon drey Monate an des Königs Gilbald Hoflager aufgehalten,

halten, und dieſe Monate waren ihm wie Tage, wie Stunden, verfloſſen, zu welcher angenehmen Zeitverkürzung Siegfried durch ſeinen Umgang das meiſte beytrug.

Endlich aber war der Graf, weil ihm noch verſchiedene groſſe Städte Deutſchlands, die er gern ſehen wollte, zu bereiſen übrig blieben, auf ſeine Abreiſe bedacht; es ſchmerzte ihn ſehr, ſich von ſeinem vertrauten Freund, Siegfried, trennen zu müſſen, und dieſer muſte ihm wenigſtens verſprechen, daß er ihm von ſeinen künftigen Schickſalen Nachricht geben, und, in welcherley Umſtänden er ſich auch befinden möchte, ſein Freund bleiben wollte.

Acht Tage zuvor, ehe der Graf abreiſete, ließ der König ein prächtiges Turnier halten, wobey ſich Siegfried abermals hervorthat. Dieſes Ritterſtechen geſchahe den

rußiſchen Gaſt zu Ehren, welcher dergleichen Uebungen, die in ſeinem Vaterland nicht Sitte ſind, noch nicht beygewohnt hatte. Alles war auf unſern Siegfried und auf ſein kluges Benehmen aufmerkſam; denn die meiſten Ritter, mit denen er wetteiferte, waren ihm an Jahren weit überlegen. Inſonderheit ſtritt er mit einem alten, nervigten und erfahrnen Ritter um den ausgeſetzten Preis, und hatte zuletzt das Glück, ihn davonzutragen.

Es beſtand ſolcher Preis, welcher nach geendigtem Turnier durch einen Herold allen Zuſchauern vorgezeigt wurde, und den der König mit eigenen Händen dem, der ſich am tapferſten gehalten hatte, zu ertheilen pflegte, für diesmal in einer beſonders künſtlich gearbeiteten goldnen Nachtmütze, die inwendig ganz rauh und überhaupt ſehr ſchwer war, in deren oberſten, zugeſpitzten

Theil

Theil ſich eine Hölung und in derſelben ein ſilbernes Glöcklein befand, welches zum Aufwecken, oder Herbeyrufen diente, und den Ritter, der dieſe Belohnung aus des Königs Händen empfieng, daran erinnerte oder erinnern ſollte, ſtets wachſam, nüchtern, mäſig, und auf ſeiner Hut zu ſeyn. Daß die goldene Nachtmütze inwendig ſehr rauh und auf dem Kopfe ſehr ſchwer war, ſollte den Ritter lehren, daß er keine Unbequemlichkeit bey ſeinem Unternehmen ſcheuen müſſe, und daß ſein Stand mehr, als irgend einer, mit vielen drückenden Beſchwerlichkeiten verbunden ſey.

Dieſes Ritterſtechen war auch für die Bürgerſchaft ein Feſt, welche an den dazu ausgeſetzten Tagen (oft währte es mehrere Tage hinter einander) von ihrer Arbeit feyerte, und ſich mit ihren Weibern und Kindern luſtig machte; wozu der König, der

gern luſtige Leute ſehen und ſich mit ihnen beſprechen mochte, aus ſeiner Chatouille eine gewiſſe Summe Geldes hergab.

Nach geendigtem Feſt und Turnier wurde bey des Königs Hofe an verſchiedenen Tafeln geſpeiſet, wobey jedermann zuſehen konnte. Der Hofpoet, der an des Königs Tafel ſpeiſete, hatte den Auftrag, wenn es der Tiſchgeſellſchaft an guter Laune und Zeitvertreib gebrach, ſolche mit ſeinen gereimten oder ungereimten Einfällen zu unterhalten, wofür er die Freyheit hatte, zu ſagen, was er wollte, und ſich ſo viel Wein einſchenken zu laſſen, als er meinte, vertragen zu können. Er machte unter andern auf den Wein folgendes Lobliedchen aus dem Siegreif:

„Ich lobe mir ein Gläschen Wein,
Vor dem berufnen Lebenswaſſer,
Denn jenes lehrt uns luſtig ſeyn;
Und dieſes macht uns viele Haſſer.

„Haſ-

„Hasser? sagte der rußische Graf; ich glau-
„be, Herr Hofpoet, Sie irren sich: in mei-
„nem Vaterlande wird selbst in vornehmen
„Häusern mehr Brandwein, als Wein und
„Bier, getrunken, obgleich dessen Güte sehr
„verschieden ist. Und wie viel tausend Men-
„schen giebt es in der Welt, die den Wein
„nicht bezahlen können, die sich auch nichts
„aus denselben machen! Was geb ich Ih-
„nen, Herr Poet, wenn Sie mir, ehe ich
„abreise, ein hübsches, lustiges Lobgedicht auf
„den Krambambuli, dem Lieblingsge-
„tränk meiner Landsleute, und selbst vieler
„Deutschen, die ich kenne, machen? —“
Der Hofpoet erwiederte lächelnd: er wol-
le dem Herrn Grafen binnen zwey Tagen
unentgeldlich damit aufwarten, und wirk-
lich überreichte er, als die zwey Tage um
waren, dem neugierigen Grafen folgende
Verse, dem Brandwein zu Ehren an einem
heitern Morgen von ihm selbst fabrizirt, und

erhielt dafür eine Belohnung von vier Dukaten, welches zur damaligen, äuſſerſt wohlfeilen Zeit, eine groſſe Summe war.

Loblied auf den Krambambuli. *)

Krambambuli, du edle Gabe,
Womit ich Leib und Seele labe,
Bey dieſes kurzen Lebens Müh,
Krambambuli, Krambambuli!

Früh-

*) Der Ausdruck Krambambuli bezeichnet im engern Sinn eine beſondere, gute und ſchmackhafte Art des abgezogenen Waſſers, oder Brandweins, der ohngefähr mit dem Ratavia, oder Sskopac in gleichem Range ſteht. Ihn trinken nur die vornehmen Brandweinbrüder, die etwas in die Milch zu brocken haben, wenn ſie ſich eine Güte thun wollen. Im weitern Sinn bedeutet Krambambuli Brandwein überhaupt.

Frühmorgens nach dem Kaffeetrinken,
Seh ich die Kaffeezeit mir winken,
Erwarte voller Sehnſucht ſie;
Krambambuli, Krambambuli.

Bald geh ich lauſchend hin und wieder,
Es finden ſich fidele *) Brüder,

*) Fidel iſt zwar eigentlich ein Burſchenausdruck, ein Wort, deſſen ſich die Studenten ſtatt des Worts: luſtig, aufgeräumt, zu allen Ausſchweifungen geneigt, bedienen, und man ſollte es in dem Munde eines geſetzten Mannes, dergleichen ein königlicher Hofdichter iſt, nicht vermuthen. Er braucht es aber vorſetzlich, um den rußiſchen Grafen, für den er dieſes Gedicht machte, an die vergnügten Studentenjahre zu erinnern, denn ſolche Erinnerung pflegt oft auch alten Knaſterbärten, ſelbſt denen, die Sonntags im Weinberge des Herrn arbeiten, und die ganze Woche hindurch müßig gehen, an-

ge-

Mit denen ich zum Gläschen *) zieh,
Krambambuli, Krambambuli.

Hab ich zu Mittag was gegeſſen,
So darf ich nicht den Schnaps vergeſſen,
Giebts

genehm zu ſeyn. Es war nämlich dem Hofpoeten aus des Grafen Erzählung bekannt, daß er vor einigen Jahren in Jena und Leipzig kavaliermäßig ſtudirt hätte.

*) Die Redart: zum Gläschen gehen, welches ein Ausdruck der feinen Welt und der galanten Branntweintrinker iſt, entſpricht dem franzöſiſchen Ausdruck: aller prendel la goute, welches früh gegen zehn, oder eilf, und zur Veſperzeit gegen fünf oder ſechs Uhr von wohlkonditionirten Bürgern zu geſchehen pflegt. Vornehme Leute ſchnapſen entweder gar nicht, oder trinken ihr Gläschen hinter den Vorhängen in aller Stille und Gemächlichkeit zu Hauſe.

Giebts harte Koſt, verdau ich ſie:
Krambambuli, Krambambuli.

Nachmittags nach dem Kaffeeſchäl-
chen
Und nach dem kleinen Abendmählchen
Verſchmäh ich alter Trinker nie,
Ein gutes Glas Krambambuli.

Nach Tiſche geht man denn zu Viere,
Der Gläſer trinkt man drey bis viere,
Und fühlt man in dem Leibe ſie,
Nach einem Schluck Krambambuli.

Kommt man nach einem fetten
Schmauſe
Halbtaumelnd und ſehr ſpät nach Hauſe:
So reicht die Trinkphiloſophie
Zur guten Nacht Krambambuli.

Fehlt es uns wo, drückt es im Magen,
Wenn uns die böſen Grillen plagen,
Hilft keine Charlatanerie:
So hilft uns doch Krambambuli.

Fehlt's uns an Thalern oder Gulden,
Und ſind wir überhäuft mit Schulden.
Drum grämt ein kluger Mann ſich nie,
Ihn tröſtet ſein Krambambuli.

Iſt uns ein böſes Weib beſchieden;
Wir laſſen es in Ruh und Frieden,
Und keift, und zankt, und poltert ſie,
So dient ein Glas Krambambuli.

Im Winter giebt's oft böſe Dienſte,
Geſund zu bleiben, koſtet Künſte,
Und vielen nützt des Arztes Müh;
Mir dient ein Glas Krambambuli.

Wenn ich im Sommer, in der Hitze
Bey meiner ſauern Arbeit ſchwitze,
Wenn ich von Ort zu Orte zieh,
So lob ich mir Krambambuli.

Bin ich ein Patient geweſen,
Von Fieber, oder Gicht geneſen,
So ſtärket meine matten Knie,
Ein gutes Glas Krambambuli.

Vergehn allmählich meine Kräfte,
Vertrocknen endlich meine Säfte:
So labt, eh ich von hinnen zieh,
Mich noch ein Glas Krambambuli.

Krambambuli, du Arzt der Kranken!
Dir hab ich vieles zu verdanken,
Dich trinken Dummkopf und Genie,
Du edles Naß, Krambambuli.

Nur mäßig! mäßig! heißt die Weiſe,
Mit der ich deinen Nektar preiſe,
So trinket ſelbſt die Harmonie *)
Auch dann und wann Krambambuli.

Drey-

*) Harmonie war in Worms verzeiten eine gewiſſe Geſellſchaft von ehrwürdigen Männern, welche das Brandweintrinken verredet hatten, und ſich wöchentlich ein, oder zweymal zu ihrem Vergnügen verſammelten, wo ſie bey einem mäßigen Genuß des Weins, oder, in deſſen Ermangelung des guten Stadtbiers ſich durch Geſpräche die Zeit vertrieben. Sie tranken aber doch in Geheim, wenn ſie zu Hauſe waren, und ſie etwa Uebelkeiten anwandelten, ihr Schnäpschen. Dies geſchahe indeß nur dann und wann. In Leipzig befindet ſich auch eine ſogenannte Harmonie, aus vornehmen, größtentheils begüterten Männern beſtehend, die ſich wöchentlich zweymal verſammeln, gemeinſchaftlich eſſen und trinken, und durch milde, freywillige Beyträge, die Armen unterſtützen.

Dreyzehntes Kapitel.

Urtheil über das vorſtehende Gedicht, über deſſen Werth, Zweck und Inhalt. Anekdote von einem großen Brandweintrinker, dem der Krambambuli wieder zum Leben verhalf, da er ohne ihn hätte todt ſeyn und bleiben müſſen.

Das Loblied auf den Krambambuli, welches, wie im vorigen Kapitel erzählt worden iſt, der Hofdichter zu Worms für den ruſſiſchen Grafen verfertigte, gehört, unſers Erachtens eben nicht unter die ſchlechten, wenn man es nämlich aus dem rechten Geſichtspunkt beurtheilet, und die Abſicht war, ſo viel wir einſehen, dreyfach; einmal wollte der Dichter von dem Grafen gelobt

lobt ſeyn; dazu gehörte, nach deſſelben ausdrücklichen Verlangen, daß es luſtigen Tons und Inhals war; es muſte aber auch, um dem Grafen zu gefallen, und von ihm ſo, wie es wirklich geſchahe, nicht allein gelobt, ſondern auch gut und reichlich belohnt zu werden, weder zu hoch und ſchwülſtig, noch zu platt und niedrig ſeyn. Im erſteren Falle würde er's nicht verſtanden, und im zweyten zerriſſen und weggeworfen haben. Die zwote Abſicht, die der Dichter durch dieſes Lobgedicht erreichen wollte, und woran ihm freylich, als einen guten Hauswirth, und als einen vergnügten, luſtigen Mann, der Geld brauchte, um Wein zur Begeiſterung dafür zu kaufen, am meiſten gelegen war, beſtand in der, wo nicht reichlichen und überflüßigen, doch hinlänglichen und angemeſſenen Belohnung ſeiner Arbeit. Gedichte, die für Geld gemacht werden, wohin inſonderheit alle Gelegenheitsgedichte auf Hochzeiten,

Ge-

Geburtstage u. ſ. w. gehören, brauchen nun eben nichts auſſerordentliches, oder Meiſterſtücke der Dichtkunſt zu ſeyn, und man entſchuldigt leicht ihre Mängel. Zwar macht auch der gute Dichter, der von Gott und von der Natur vorzügliches Talent empfieng, ſeine Gedichte für Geld, wenn er ſie herausgiebt, und ſich von dem Verleger dafür bezahlen läßt, er arbeitet aber doch mehr des Ruhms, als des Geldes wegen: dieſes iſt gleichſam nur ein Accidens, woran er wenigſtens zu der Zeit nicht denkt, wenn er ſeine Gedichte ausarbeitet.

Die dritte Abſicht des Hofpoeten bey dieſem Lobgedichte beſtand darinn: er wollte nach des Grafen Abreiſe daſſelbe beſonders drucken laſſen, und es für Geld unter die Bürger vertheilen, von denen er wußte, daß ſie gern zum Brandwein und zu Biere giengen, und daß ihnen ein ſolches Liedchen, welches

ches nicht viel kosten sollte, angenehm und willkommen seyn würde. Daher ist der Ton, der in diesem Gedichte herrscht, den Geschmack dieser Leute und ihrer Art, zu leben, angemessen. Dies sagte er auch zum Grafen, als er ihm seine Verse überreichte: er habe sich in die Stelle eines solchen Mittelmannes zu versetzen gesucht, der alle Tage zu gewissen Zeiten zur Beförderung der Verdauung und Gesundheit sein Schlückchen zu trinken pflegte, und das war dem Grafen recht.

Wir haben kürzlich unsre Gedanken über den Werth und Zweck dieses Gedichts gesagt: es ist weder etwas vorzügliches, noch etwas schlechtes; es herrscht immer Laune und ein fliessender Vers darinn, auch ist der Reim nicht gezwungen; überhaupt gehört es zum Mittelgut. Für den Verfasser war es genug, daß er seine dreyfache Absicht,

die

Absicht, die wir vorhin beschrieben und zergliedert haben, erreichte. Es ist noch übrig, daß wir uns auch über den Inhalt des vorstehenden Gedichts erklären.

Vielleicht dünkt es manchen, der auf Ordnung und Sittlichkeit hält, übel gethan zu seyn, daß man auf den Brandwein oder Krambambuli ein Lobgedicht verfertigt, oder gar drucken läßt, weil mit diesem starken Getränk so viel schädlicher Mißbrauch getrieben wird, und sich manche toll und voll saufen, und um Verstand und Gesundheit bringen. Aber Mißbrauch einer Sache hebt, wie wir wissen, ihren Gebrauch und den ihrer Natur inhärirenden Nutzen nicht auf. Die Aerzte stimmen darinn überein, daß der Krambambuli mäßig und zu rechter Zeitgenossen zuträglich sey, daß er besonders Leuten, die ein besonders geschäftiges, arbeitsames Leben führen, wozu Leibesbewegung und Leibeskräfte erfordert werden, Hand-

werksleuten, Soldaten, Bauern ꝛc. wohl bekomme; warum ſollte man alſo dies Getränk nicht loben?

Und hat man nicht Lobreden und Lobgedichte über weit unbedeutendere und ſchlechtere Dinge, als der Krambambuli iſt, geſchrieben? Hat man nicht über Gegenſtände öffentlich vor den Ohren des Publikums geredet, und ſie als etwas heilſames geprieſen, die an und vor ſich gar nichts werth, ſondern im Gegentheil zu tadeln und zu verachten waren? Erasmus beſchrieb das Lob der Narrheit: ein anderer beſang den Krieg der Mäuſe und Fröſche; ein dritter machte ſich gar über eine Lauſematerie her; Sterne gab Predigten für die Eſel heraus: — doch zur Entſchuldigung des mehrerwähnten Gedichts und ſeines Inhalts kein Wort mehr! —

Lieber wollen wir noch zur ſchuldigen Unterhaltung unſerer Leſer eine Anekdote erzäh-

len

len, welche zwar auf der einen Seite den Mißbrauch und die Schädlichkeit des Brandweins, ſofern er nämlich unmäßig genoſſen wird, aber auch auf der andern Seite deſſen mannichfaltigen Nutzen beweiſet.

Zu Schweinfurt lebte kurz nach der Reformation ein wohlhabender Schumacher, der ſich, weil er eine böſe, unverträgliche und zänkiſche Frau hatte, die ihm alle Lebensfreuden verbitterte, das Brandweintrinken dergeſtalt angewöhnte, daß er ganz von ſeiner vorigen Ordnung und Mäßigkeit zurückkam, und in kurzer Zeit ein Säufer und liederlicher Kerl ward, der ſeine Arbeit vernachläßigte, und den man ſelten nüchtern antraf. Er verdarb ſich endlich durch ſeine fortdauernde Trunkenheit und Völlerey ganz und gar, und fiel, ob er gleich ſonſt eine eiſerne Natur hatte, die nicht leicht von einem Zufall erſchüttert wurde, in eine gefährliche Krankheit, die ſeinem Leben ein Ende zu ma-

chen ſchien. Da er ohngefähr vierzehen Tage gelegen hatte, wurde er immer ſchlechter, und endlich fieng er an zu röcheln, wurde auf einmal kalt, und es kam den Umſtehenden vor, als ob ihm der Athem ausgienge. Selbſt der Arzt, der zugegen war, hielt ihn für todt; es hatte ihm aber im Grunde eine ſtarke Ohnmacht angewandelt, die ſo viel Aehnlichkeit mit dem wirklichen Tode hat.

Weil ihn jedermann im Hauſe für todt hielt, ſo legte man ihn in einer kalten Kammer (es war ſchon im Anfange des Winters) aufs Stroh. Nach dem Mittageſſen brachte ſein guter Freund und Gevatter, der Tiſchler, der in ſeiner Nachbarſchaft wohnte, und, wie unſer für todt gehaltener Schuhmacher, ein guter Brandweintrinker war, einen vorräthig habenden Sarg, worinn er ſogleich gelegt und auf den Flur *) des Hauſes geſtellt wurde. Der

*) Der Flur, ein Ausdruck, der inſonderheit in

Der Schuhmacher hatte noch von ſeinem Vater ſeliger ein ſchönes Sterbekleid liegen, das ſich dieſer kurz vor ſeinem Ende, an welches er durch eine ſogenannte Ahndung, oder durch ein gewiſſes Vorgefühl erinnert wurde, hatte machen laſſen. Seine verſtorbene Mutter aber, die eine ſehr geizige Frau war, meinte: es wäre Schade, daß ein ſo ſchönes Sterbekleid von feinem Neſſeltuch in der Erde mit verfaulen ſollte. Sie legte es daher wohlbedächtig zurück, und wickelte den Entſeelten, wie einen Kranken, der im Lazareth

in der Mark gewöhnlich iſt, heißt der untere, offene Theil des Hauſes, den man gleich beym Eingang in die Thür betritt, und von welchem man zu den Zimmern eingeht. In Meklenburg und in den niederſächſiſchen Gegenden überhaupt ſpricht man dafür die Diele, worunter der Märker und Oberſachſe ein zugerichtetes Brett verſteht, womit man den Boden einer Stube belegt.

geſtorben iſt, in ein Stück Leinwand, und ließ ihm ſtatt des eichenen Sarges mit Handgriffen, welches er ſich vor ſeinem Ableben beſtellt hatte, einen ſogenannten Naſendrücker *) machen, wodurch ſie nicht allein der ganzen ehrbaren Sippſchaft, ſondern auch der ganzen Stadt ein großes Aergerniß gab. Sie ließ ſich auch am Begräbnißtage ihres Mannes gar nicht ſehen, ſondern ſtieg auf den Söller, verſchloß ſich in einer Kammer, ließ ihren alten Hausknecht das Leid einnehmen, **) und

*) Naſendrücker iſt ein Sarg für arme, geringe Leute und Hoſpitaliten, der einen ganz platten Deckel hat, welcher dem Todten gleichſam die Naſe drückt, und dicht auf derſelben anliegt.

**) Das Leid einnehmen heißt ſo viel, als die Kondolenzen, oder Beyleidskomplimente annehmen, welche von den Leichenbegleitern, die zu einem Begräbniß eingeladen ſind, den nächſten Anverwandten des Verſtorbenen gemacht werden.

und die Leichenbegleiter in ihrer Wohnstube machen, was sie wollten.

Dieses Sterbekleid nun, welches die Mutter des Schuhmachers sorgfältig aufgehoben hatte, und welches bey der Theilung ihrer Verlassenschaft ihm zugefallen war, wurde ihm sogleich angezogen, seine beste Staatsperüke, die er nur an hohen Festtagen trug, ihm aufgesetzt, und seine vermeinte Leiche in dem untern Theil des Hauses zur Schau ausgestellt. Denn er sollte, weil er ein reicher Mann war, am folgenden Tage, sehr prächtig mit allen kirchlichen Zeremonien begraben werden.

Als es Abend wurde, bestellte man zum Achthaben auf die Leiche, um welche herum auf dem mit schwarzen Tuch behängten, oder ausgeschlagenen Flur schwarze Geridons *)

*) Geridon ist ein langes, hölzernes Gestelle, gemeiniglich von schwarzen Ebenholz, oben und

mit brennenden Wachslichtern geſetzt wurden, zwey Wächter, damit der eine den andern, wenn er etwa einſchliefe, aufwecken, oder während, daß dieſer ſchlummerte, wachen möchte. Es wurde einem jeden von ihnen zu ihrem Zeitvertreib und zu ihrer Erwärmung eine halbe Flaſche Brandwein gegeben; weil ſie aber des abgezogenen Waſſers, welches ſehr ſtark und rauſchend war, zu viel tranken, wurden ſie betrunken, und kamen auf allerley ſeltſame und poßirliche Einfälle.

Da es gegen zehn Uhr war, und ſie ſich, weil die Zuſchauer ſich entfernt hatten, allein ſahen, ſagte der eine zum andern: „Bruder, wir wollen einen Spaß machen; unſer Schuhmacher iſt in ſeinem Leben ein fleiſiger Brand-

und unten wie ein Teller geſtaltet. Man ſtellt dieſe Maſchinen gemeiniglich neben einer Kommode, um allerley Sachen, Teller, Leuchter und dergleichen darauf zu ſetzen.

Brandweintrinker geweſen, wir wollen verſuchen, ob er ihm auch im Tode noch ſchmeckt, vielleicht lebt er gar wieder auf, wenn er Krambambuli riecht.“

Hierauf näherte er ſich dem Sarge, machte dem vermeinten Todten den Mund auf, und ſchüttete oder goß ihm einen guten, derben Schluck in den Hals, worauf dieſer ſich zu bewegen und allmählig die Augen zu öffnen, anfieng. Sobald die Wächter dies ſahen, liefen ſie vor Schreck eiligſt zum Hauſe hinaus, und lieſſen die Leiche ſtehen. Indeß ſie fortgiengen, raffte ſich der Schuhmacher, der ſich von ſeiner langen Ohnmacht wieder erholt und mit Verwunderung bemerckt hatte, was mit ihn vorgegangen war, zuſammen, ſtieg aus ſeinem hölzernen Kaſten heraus, und wandelte hurtig die Treppe hinan in ſeine Wohnſtube, wo er ſeine böſe Frau ſchon im Bette liegend, aber noch munter, antraf. Ihr Erſtaunen und ihr

Schreck über dieſe Erſcheinung war nicht gering; ſie ſtand auf, machte ihrem auferſtandenen Eheherrn das Bewillkommungskompliment, nahm ein niederſchlagendes Pulver ein, und legte ſich wieder ſchlafen.

Dieſe ſonderbare Auferſtehung bewirkte der Brandwein; ohne welchen der Schuhmacher bey der nächtlichen Kälte gewiß ein Raub des wirklichen Todes geworden wäre. Nach ſeiner gehabten Ohnmacht genas der Kranke; der Schreck, den ſeine Ehefrau über ſein Wiederaufleben gehabt hatte, vielleicht auch das Mißvergnügen darüber brachte ihr ein auszehrendes Fieber zuwege, woran ſie in wenigen Wochen zu ihres Mannes großer Erleichterung ſtarb. Da nun die Urſache wegfiel, weshalb er ſich das Brandweintrinken angewöhnt hatte, ſo fieng er an, ihn zu meiden, und beſſerte ſich. —

Dieſe Beſſerung geſchahe freylich nicht

auf

auf einmal, ſondern ſtufenweiſe, und ſelbſt der Arzt, der die übeln Folgen einer plötzlichen Entwöhnung von irgend einer Sache, die uns angenehm geweſen iſt, kannte, rieth dem Schuhmacher, ſich der Gewohnheit des Brandweintrinkens nur nach und nach zu entziehen, und wenn er einmal drüber hinweg wäre, aus Beſorgniß des Rückfalls lieber ein Glas Wein zu trinken. Freylich iſt es überaus ſchwer, und koſtet Leuten, die einmal an ſtarke Getränke gewöhnt ſind, ungemein viel Ueberwindung, ſich ſolches abzugewöhnen. Indeß hängt ein großer Theil ſolcher übeln Gewohnheit und ſchweren Entwöhnung davon nicht ſelten von der Erziehung ab, weil viele Aeltern ſo albern und unverſtändig ſind, daß ſie ganz kleinen Kindern durch das Eintröpfeln des Brandweins auf Brodt oder Semmel Luſt und Appetit zu dieſem ſtarken, betäubenden Getränke machen, wodurch ſie ſich nach und nach das Trin-

ken des Aquavits, der unter allerley Namen und Veränderungen den Brandweinbrüdern und Brandweinschweſtern angenehm und lieblich gemacht wird, und, wenn ſie älter werden, das Saufen angewöhnen.

Man muß ſich aber auch in Acht nehmen, die Brandweintrinker nicht ſo ſchlechterdings zu verdammen, weil ihrer viele Entſchuldigung und Nachſicht verdienen, wenn man ihre Umſtände, ihre Verlegenheiten, ihre ſonſtige Geſinnung, und überhaupt die mannichfaltigen Anläſſe und Verleitungen erfährt, von denen es hergekommen iſt, daß ſie ſich dem Trunk und andern daraus entſtehenden und damit verbundenen Laſtern ergeben haben. Bey dem allen iſt ein Brandweintrinker von Profeßion, der ſeinen ſauern Erwerb und Haab und Gut verſäuft, dem das Betrunkenſeyn zur andern Natur geworden iſt, in Gottes und aller Menſchen Augen ein Abſcheu; ein ab-

ſcheu-

ſcheulichſten aber iſt die Gewohnheit Kramsbambuti zum täglichen Trunk, wie Bier oder Waſſer zu trinken, bey dem weiblichen Geſchlechte, welches hierinn weniger Entſchuldigungsgründe, als das männliche hat. —

Vierzehntes Kapitel.

Siegfried geht auf Abentheuer aus, und kommt nach langem Herumirren auf die Spur, die ihm mit Hülfe eines Zwerges den Weg nach dem Drachenſtein zeigt. Er kämpft mit einem Rieſen, der den Schlüſſel dazu hat, und tödtet ihn.

Bald nach der Abreiſe des rußiſchen Grafen, den Siegfried einige Meilen weit begleitete, hatte letzterer einen merkwürdigen Traum, der ihn auf den Entſchluß brachte, ohne

ohne längeren Verzug ſich aufzumachen, und zu verſuchen, ob es ihm gelingen möchte, die Prinzeßinn zu erlöſen.

Es kam ihm nämlich, als er gegen Abend von der Begleitung des Grafen ermüdet zurückkehrete, und ſich bald darauf zur Ruhe begab, im Schlafe vor, als ſtünde die ſchone Florigunda, mit einem bleichen von Kummer entſtellten Geſicht mit ſchweren Ketten beladen, vor ſeinem Bette, und winkte ihm, ihr an den Ort zu folgen, wo man ihr ſolche angelegt hätte, weil ſie derſelben auf keine andere Art los werden könnte. Als er ein Stück Weges mit ihr gegangen war, verſchwand ſie vor ſeinen Augen, und er ängſtigte ſich darüber, wie er nun ohne ihre Anführung den Weg finden ſollte, auf welchem man zu ihrem Aufenthalt gelangen könnte; doch verſuchte er es, ob er ihn finden könnte, und ſpürte ihren Fußtritten nach. Ueber dieſen unruhigen Ge-

dan-

danken erwachte er, und faßte gleich den Entſchluß, ehe acht Tage verziengen, ſeine abentheuerliche Reiſe, welche Florigundens Befreyung zur Hauptabſicht hatte, anzutreten.

Er erzählte ſeinen gehabten Traum dem Könige, und machte ihm zugleich ſeinen ernſtlichen Entſchluß und ſeine von dem Verhängniß verfügte Beſtimmung bekannt, der Prinzeſſinn Florigunda Befreyer zu werden. Und damit ihm dieſes wahrſcheinlich würde, gab er ihm von der Unterredung, die er letzthin im Tannenwäldchen mit der Fee wegen dieſes Gegenſtandes gepflogen hatte, nähere Rechenſchaft.

Der König, der ſich über Siegfrieds kühnes Unternehmen höchlich verwunderte, und dem ſein Vorſatz nicht blos eine natürliche Folge ſeines ihm angebornen Edelmuths, ſondern auch ſeiner unveränderlichen, herzlichen Neigung gegen Florigunden

zu ſeyn ſchien, umarmte ihn, und ſagte: „Nun ſo ziehet hin, mein Sohn! Gott gebe euch zu eurem Vorhaben Glück, und ſein heiliger Schutzengel begleite euch!“

Der König, der unſern Siegfried nun nicht mehr als einen Fremden betrachtete, ſorgte dafür, daß er mit allen erforderlichen Bedürfniſſen verſehen wurde, und da alles zur Reiſe fertig war, ſchwang ſich der Ritter auf das von dem Könige ihm geſchenkte Pferd, und trat mit vergnügtem, ſorgenfreyen Sinn ſeine Reiſe an.

Es war ſonſt an des König **Gilbalds** Hoflager gewöhnlich, daß, wenn einer von den jungen Rittern, die ſich bey ihm in den Waffen geübt, und ſeinen Fechtſchulen beygewohnet hatten, und ſich etwas zu verſuchen auf Abentheuer ausreiſete, ihm vor ſeinem Abzuge ein köſtlicher Abſchiedsſchmaus gegeben, und er alsdenn mit aller Feyerlichkeit von der ſämmtlichen Ritterſchaft ſechs

Mei-

Meilen weit begleitet wurde. Siegfried aber verbat ſich alle dieſe Ceremonien, und hatte auſſer dem verborgenen Schutz-eiſt, der ihn unſichtbar umgab, niemand zum Begleiter, als ſein Pferd und ſeinen getreuen Hund, den er nach dem Namen ſeines vorigen Beſitzers, eines wohlbeſtallten und wohlgemäſteten Dorfſchulmeiſters, welcher Pikaſius hieß, und zu ſeinem Andenken Pikas nennte.

Kaum hatte Siegfried auf ſeiner Wallfahrt nach dem Drachenſtein zwölf Meilen zurückgelegt, als ihm ſchon, indem er durch einen dicken Wald ritt, ein doppeltes Ebenteuer aufſtieß, woran er ſeinen Muth und ſeine Kräfte wagen konnte. Es war ein großer Löwe mit zwey Köpfen, der auf ihn zueilete. Siegfried ſprang geſchwind, damit dieſes Ungeheuer dem Pferde keinen Schaden zufügen möchte, von demſelben herunter, hielt daſſelbe mit der linken Hand beym Zügel, und mit der rechten ſpaltete er

auf einen Hieb dem grimmigen Löwen beyde Köpfe entzwey, daß er hinfiel, und sich in seinem Blute wälzte. Als dies geschehen war, hieng er den todten Löwen an einen Baum, welches er mit allen reissenden Thieren so machte, die er auf seiner Reise erlegte.

Als er einen Strich weiter geritten war, begegnete ihm ein anderer, ihm unbekannter Ritter, der, wie es schien, aus einer ferne. Gegend herkam, und ihm ebenfalls zu Leibe wollte. „Halt, junger Lecker, rief dieser mit starker, brüllender Stimm unserm Helden entgegen, eb er gleich noch keine Miene machte, ihm auszuweichen, oder vor ihm zu fliehen; hier kommst du ohne Schwerdtstreich nicht davon, es seydenn, daß du gleich absitzest und dich mir zum Gefangenen ergiebst. Bist du aber trotzig, und denkst dich gegen mich zu wehren, so will ich bald mit dir umspringen, und dir das Lebenslicht ausblasen.“

Sieg-

Siegfried erwiederte, indem er zugleich ſein Schwert zog, welches noch von dem Blute des Löwen gefärbt war; „Schnarcher *) du unterſtehest dich, mich auf freyer, offner Straße anzugreifen, und meinſt mich zu bezwingen; aber ich will dir bald zeigen, mit wem du es zu thun haſt. „Der fremde Ritter war gewapnet, Siegfried aber nicht. Beyde geriethen heftig an einander; unſer Held verſetzte ſeinem Gegner, deſſen Streichen er geſchickt auswich, einen ſo gewaltigen Hieb, daß ſeine Waffenrüſtung entzwey ſprang, und gleich darauf traf er ihn mit ſeinem Schwerdt in den Hals, daß er halbtodt vom Pferde zu Boden fiel.

Als der Ritter ſich überwunden und wegen empfangener tödtlichen Wunden ſeinem

*) Schnarcher! ſo nannte man vorzeiten einen Prahler, deſſen Herzhaftigkeit nur in Worten beſtand, der im Grunde eine feige Memme war.

Ende nahe ſahe, ſammelte er ſeine noch übrigen Kräfte, und redete ſeinen Ueberwinder alſo an: „Sage mir, junger Mann! wer und von wannen du biſt, denn ich hätte dir ſolche Tapferkeit und Stärke nicht zugetraut.“ Siegfried antwortete: „Ich bin ein Ritter, wie du, des König Sieghards Sohn aus Utopien; man nennt mich den gehörnten Siegfried, und der Zweck meiner Reiſe iſt, eine königliche Prinzeßinn zu erlöſen, die ein Drache an einem entlegenen Ort, welchen man den Drachenſtein nennet, gefangen hält.

Hierauf redete der Ritter weiter: „Biſt du der gehörnte Siegfried, König Sieghards Sohn? ich habe viel von dir gehört, und es freut mich, daß ich dir, ehe ich ſterbe, noch einen Dienſt erweiſen kann, weil du mir dein Vorhaben entdeckt haſt. Wiſſe, edler Ritter, daß du ſchon auf dem Wege nach dem Drachenſtein biſt; du haſt aber

noch viele Meilen zurückzulegen, und viele Gefahren zu überwinden, denen nicht leicht ein Sterblicher ohne Zauberkräfte gewachsen iſt. Die Geſchichte deſſen, was ſich mit der ſchönen Jungfrau zugetragen hat, iſt mir bekannt; ich habe auch von einem gewiſſen Gerücht gehört, daß ein gewiſſer junger Ritter ſie erlöſen würde; aber ich halte ſolches ſchier für ein unmögliches Ding. Denn es wohnt, wenn du ein gutes Stück weiter hinkommſt, beynahe am Ende des Waldes ein unbezwinglicher Rieſe, Wolf Löwenklau genannt. Dieſer hat den Schlüſſel zum Drachenſtein; und nicht leicht wird es einem Ritter gelingen, ohne des Drachen Einwilligung ihm ſolchen aus den Händen zu winden.

Ich bin aus Sicilien bürtig, und auf Ebentheuer ausgereiſet; auch habe ich deren manche hin und wieder beſtanden, und manchem Ritters-mann, der mir einen Strauß abgewinnen wollte, aus dem Sattel gehoben

bis ich endlich von ohngefähr in dieſen Wald gerieth, wo ich dem nurgedachten Rieſen in den Rachen lief, der mich überwand, und zu ſeinem Gefangenen machte: doch verſprach er, mich wieder auf freyen Fuß zu ſtellen, wenn ich ſechs Ritter beſiegen und ihm unterwürfig machen würde. Bis jetzt hab ich deren aber nur zwey bezwungen, und ihm zugeführt. Ich wollte dir noch vielmehr zu deiner Nachricht ſagen; aber ich merke, daß ich ſcheiden muß. Leb' alſo glücklich, edler Ritter, mache dir, wenn ich todt bin, meine Waffenrüſtung zu Nutze, denn du wirſt derſelben gewiß bey deinen dreiſten Unternehmungen benöthigt ſeyn " Als der Ritter dies geſagt hatte, verſchied er.

Siegfried, dem des Ritters Tod ſehr nahe gieng, (denn noch hatte er kein Menſchenblut vergoſſen,) fand nicht weit von der Stätte, wo er ihn überwunden hatte, einen ausgetrockneten Graben; dahinein warf er

den

den erblaßten Leichnam, und bedeckte ihn mit Erde. Hierauf nahm er von des Ritters schwerer Waffenrüstung blos die Sturmhaube und den Schild, weil er das übrige aus Mattigkeit, denn er hatte seit zwey Tagen nichts gegessen, nicht fortzubringen vermochte, setzte sich wieder auf sein Pferd, und zog seine Straße, indem er über diese Begebenheiten, die so plötzlich aufeinander folgten, mancherley Betrachtungen anstellte, und aus diesen ersten, glücklichen Siegen viel Hofnung und Muth für die künftigen schöpfte.

Funfzehntes Kapitel.

Etwas von Begraben und verſchiedenen Begräbnißarten; eine Note zu dem vorhergehenden Text, und eine Parentheſe zur Erholung für diejenigen, die gern etwas verſchnieben.

Daß der Ritter Siegfried ſich die Mühe nahm, ſeinen überwundenen und verſtorbenen Gegner zu begraben, dieſes war für ihn nicht blos Gefälligkeit, ſondern, nach damaliger Sitte, Pflicht und Gewiſſensſache. Denn in der alten heidniſchen, jüdiſchen und chriſtlichen Welt hielt man es für eine große Sünde, wodurch man die Gottheit erzürne und zur Verhängung böſer Landplagen reize, einen Todten, wer er auch in ſeinem Leben geweſen ſeyn mochte, unbeerdigt liegen

zu

zu laſſen, oder vor einer unbegrabenen, am Wege liegenden Leiche vorbeyzugehen, ohne ſie wenigſtens mit etwas Erde oder Sand zu bedecken.

Noch heut zu Tage iſt es bey uns Chriſten, wenigſtens an vielen Orten gewöhnlich, wenn jemand, den man im Leben gekannt hat, mit oder ohne Schule begraben wird, bey ſeiner Beerdigung eine Hand voll Erde oder Sand in die offene Gruft auf den eingeſenkten Sarg zu werfen, welches gemeiniglich ſo erklärt wird, als ſey es der letzte Dienſt, den man dem Verſtorbenen erweiſe, obgleich der gemeine Mann mit dieſem Gebrauch, der urſprünglich aus dem Heidenthum ſtammet, wie ſolches verſchiedene bey den griechiſchen und römiſchen Dichtern vorkommende Stellen beweiſen, viel abergläubige und unſtatthafte Begriffe verbindet. So meint er z. B. durch dieſe paar Hände voll Erde, die er in das Grab ſeines im Leben ihm lieb

gewesenen Herrn Gevatters, oder seiner verstorbenen Frau Nachbarinn, mit der er sich, da sie noch im Leibe war, oft gezankt hat, hineinwirft, die Ruhe dieser Verstorbenen zu befördern, oder wohl gar sich vor einer baldigen Nachfolge auf diesem Wege alles Fleisches zu sichern.

Es ist bekannt, daß verschiedene heidnische Völker ihre Todten auf einem Scheiterhaufen verbrannten, und ihre Asche in irrdenen Töpfen oder Urnen aufbewahrten, die man nachher in die Erde grub. Im Grunde ists auch wohl einerley, auf welche Art, mit welchen Gebräuchen und Zeremonien die todten Leichname, *) die eine Pest für die menschliche Gesellschaft sind, aus derselben hin-

*) Todter Leichnam! Warum nicht Leichnam allein? Der Beysatz: todter, ist deswegen nicht unnöthig, weil Leichnam in unsrer alten, richtigen Sprache eigentlich Leib, Körper überhaupt bedeutet.

hinweggeſchaft werden; einerley, ob die groben, irdiſchen Theile unſers materiellen Vehikels oder Madenſacks in der Luft zerſtieben, ob ſie durch Feuer aufgelöſet, oder durch die Sonnenhitze gebraten werden, oder in der Erde vermodern. Die Vernunft billigt alle dieſe Arten, die Todten wegzuſchaffen, oder läßt ſie wenigſtens zu, obgleich die letzte Art, nämlich das Begraben und Verfaulen in der Erde, unter chriſtlichen Völkern die gewöhnlichſte, und, nach der gemeinen Meinung, die ſchriftmäßigſte iſt. Wir ſagen: nach der gemeinen Meinung, weil der bibliſche Spruch: Du biſt Erde, und ſollſt wieder zur Erde werden ꝛc. nicht gradezu die Nothwendigkeit des Begrabens oder Verſenkens in der Erde beweiſet, ſondern auch ſo verſtanden und ausgelegt werden kann: „der Urſtoff deines thieriſchen Körpers iſt aus groben, irdiſchen Theilen zuſammengeſetzt, und

wird

wird auch wieder, wenn die ihn bewegende Maſchine ſtille ſteht, oder der ihm belebende Geiſt entflieht, in eben dieſe Theile aufgelöſet werden.“ Hierdurch wird die Art der Auflöſung noch gar nicht beſtimmt, oder vorgeſchrieben.

Auch begräbt man bey uns Chriſten viele Todten, ſonderlich Vornehme und Reiche, die etwas ad pios uſus vermacht, der Kirche oder ihren Dienern was geſchenkt haben, in den Kirchgewölbern, welches man eigentlich beyſetzen nennt. Dieſes Beyſetzen in Gewölbern hat viel Aehnlichkeit mit der Begräbnißart der alten Römer, die ihre Todten zum Theil in Katakomben, in unterirrdiſchen, gewölbten Hölen begruben, obgleich auch unter ihnen das Verbrennen der todten Leichname Mode war: dieſes nannten ſie cremare. Bey Gelegenheit dieſer chriſtlichen Gewohnheit, Leute, die es bezahlen können, wenn ſie mit Tode abgehen, in Gewölbern

bey-

beyzuſetzen, wollen wir eine Anekdote von einer ehrbaren Matrone mittheilen, die über dieſen Punkt ein ſehr zartes und enges Gewiſſen hatte.

Dieſe Frau, bürgerlichen Standes, aber großen Vermögens, hatte in der Hauptkirche zu B** ein Erbbegräbniß, oder ein Kirchengewölbe, worinn die Leichen ihrer Vorfahren und Anverwandten beygeſetzt waren, und wohin ſie nach ihrem Ableben auch kommen ſollte. Als ſie krank wurde, und ihr Ende nahe fühlte, lies ſie ihren Beichtvater kommen, mit der Anzeige: ſie habe Gewiſſensſkrupel. Dieſe Gewiſſensſkrupel beſtanden darinne; ſie wollte zwar gern, weil ſie in ihrem Leben die Pracht und alles, was zum vornehmen Weſen gehört, liebte, in dem Gewölbe, welches ſie von ihren Vorältern ererbt hatte, begraben ſeyn; weil aber in der Schrift ſtünde: (ſie war eine affektirte Heilige) du biſt Erde und ſollſt zur Erde

de werden, ſo mache ſie ſich aus der Beyſetzung im Gewölbe ein Gewiſſen, und ſollte nach ihrer Chriſtenpflicht ſich drauſſen auf dem Gottesacker ihr Ruheſtättlein erkieſen; gleichwohl möchte ſie gern bey ihrem lieben ſeligen Mann, bey ihren Aeltern und Kindern ſchlafen, die ihr ſämmtlich in den Himmel, wohin ſie auch zu kommen hoffe, vorangegangen wären: — ſie müſſe geſtehen, es liege ihr beydes hart an, wie dem Apoſtel Paulus ſein Hierbleiben oder Daheimſeyn bey dem Herrn. —

Der Beichtvater, der ein vernünftiger, aufgeklärter Mann war, ob er gleich Leute, die mit Vorurtheilen behaftet waren, zu ſchonen wußte, wenn er ſie nicht beſſern konnte, benahm ihr dieſen Gewiſſenszweifel durch die oben angeführte Erklärung der bibliſchen Stelle: Du biſt Erde ꝛc. worüber er ſich denn, um der Patientinn verſtändlich zu werden, etwas ausbreitete. „Ueberhaupt, ſetz-

te er hinzu, ſey es weder nöthig noch chriſtlich, ſich um das, was nach unſerm Abſterben mit unſerm verblichenen Körper vorgehen wird, ſo ängſtlich zu bekümmern; ein Chriſt müſſe vielmehr, wenn er ſich ſeinem Ende nahe, hauptſächlich darum bekümmert ſeyn, daß ſeine Seele, wenn ſie vom Leibe geſchieden iſt, einen guten Ort und Aufenthalt finde, und daß es ihr in der Ewigkeit wohl gehe. Für unſre ehrliche und anſtändige Beerdigung würden die hinterbleibenden Unſrigen nach ihrer Pflicht und zu ihrer eigenen Ehre ſchon ſorgen; uns könne es völlig gleichgültig ſeyn, ob unſer Leichnam ins Gewölbe käme, oder in die Gruft*) verſenkt wür-

*) Gruft und Grab iſt nicht ganz einerley, wenn man gleich beyde Wörter gemeiniglich mit einander verwechſelt. Grab, welches auf lateiniſch tumulus, und franzöſiſch tombeau oder auch tombe heißt, iſt ein aufgehäufter Klumpen Erde, unter welchem ein

würde, denn Gottes Absicht wache überall über unsern Staub, und werde ihn schon zu seiner Zeit wieder beleben.“

Durch diesen Vortrag des Predigers beruhigte sich die Matrone, drückte ihm für seinen Zuspruch ein en harten Joachimsthaler *) in

ein todter Körper verscharrt liegt. An vielen Orten pflegt man diese zugespitzten Erdhaufen oder Todtenhügel mit grünen Rasen zu bedecken, weil diese Erhöhungen, die der Todtengräber macht, von den Vorübergehenden leicht aufgetreten werden. Gruft hingegen, lat. fossa, franz. fosse, ist ein vom Todtengräber gemachtes, tiefes Loch in der Erde, wohinein die todten Körper versenkt, und mit der ausgeworfenen Erde bedeckt werden, bis die Gruft oder die Oefnung verschlossen ist. Dieses Wort kömmt unstreitig von Grube her.

*) Joachimsthaler war vorzeiten eine sächsische Münze, welche der Churfürst Joachim schlagen ließ, einen Thaler und acht Groschen am Werth, oder ein sogenannter Spe-

cies-

in die Hand, beſtellte ihr Haus, und ver-
ſchied. Der Prediger, ihr geweſener Beicht-
vater hielt ihr (dies hatte ſie ſich von ihm aus-
gebeten) vierzehn Tage nach dem Begräbniß
eine

ciesthaler. Ein gewiſſer Oberdiakonus in H** predigte einſt von der Wohlthätigkeit gegen die Armen, ihrem Brauch und Mißbrauch, und erzählte unter andern bey dieſem Anlaſſe vom D. Luther folgende Anekdote:

„Dem D. Luther, chriſtlöblichen Andenkens, begegnete einſt ein armer Handwerksburſche, und ſprach ihn um ein Allmoſen an. Luther ſagte, wie es ſich denn alſo verhielt; er habe kein klein Geld bey ſich, und hieß den Handwerksburſchen mit Gott ſeine Straße ziehen. Ehe dieſer aber fürbaß gieng, beſann ſich der ehrliche Luther, und dachte bey ſich ſelbſt: dein Churfürſt thut dir ſo viel Gutes; er hat dir erſt neulich einen ſchönen, neuen Prieſterrock geſchenkt, und

eine Gedächtnißpredigt, worinn er von einigen unchriſtlichen Vorurtheilen in Anſehung des Begräbniſſes handelte. Er ſagte bey dieſer Gelegenheit auch über das Begraben der Leichen in der Kirche dreiſt ſeine Meinung, welches allerdings der Geſundheit der Kirchgänger ſchadet, und daher überall abgeſchaft werden ſollte.

Es iſt wirklich eine abgeſchmackte Gewohnheit, todte Körper lange liegen zu laſſen, und ſie gar einen oder auch mehrere Tage zur Schau auszuſtellen, als wenn an einem

„und du ſollteſt dieſem armen Schelm nicht „ein Allmoſen reichen? Er griff hierauf in „die Taſche, fand darinn einen blanken Jo„achimsthaler, und ſprach: Komm heraus, „Junker Joachim! worauf er dieſes Geld„ſtück dem armen Handwerkspurſchen ver„ehrte, der darüber, weil er lange ſo viel „Geld nicht beyſammen gehabt hatte, vor „Freuden und Verwunderung auſſer ſich „war.“

einem verblichenen Leichnam etwas sonderliches zu sehen wäre. Eben so abgeschmackt ist es, großen Aufwand bey der Beerdigung eines Todten zu machen, ihm Sterbekleider von den kostbarsten Zeuge anzulegen; und keine Art der Verschwendung ist wohl übler angebracht, als diese.

Man sollte, was die geschwinde Beerdigung der Verstorbenen betrift, dem Beyspiele der Juden folgen, wenn diese gleich in ihrem sonstigen Verhalten bey dem Absterben eines ihrer nahen Anverwandten eben nicht nachahmungswürdig sind. Sie eilen, sobald einer von ihrer Nation gestorben ist, nachdem sie ihn auf ein Bret gelegt haben, mit ihm auf den Gottesacker, und bestatten ihn, ohne viele Umstände und Zeremonien, zur Erde. Ausserdem aber machen sie, wenn ein Jude mit Tode abgegangen ist, allerley wunderliche Geberden. Sie heulen und schreyen viele Tage lang, setzen dem Verstor-

benen auch wohl etwas zu eſſen vor, und fragen ihn: warum er denn nicht bey ihnen bleiben wolle, was ſie ihm denn zu Leide gethan hätten, daß er geſtorben wäre, und was des närriſchen, unſinnigen Zeuges mehr iſt. Auch brennen ſie, wenn einer todt iſt, zu ſeinem Andenken vier Wochen lang ein Lämpchen, ein ſogenanntes Mſchammerlicht in ihrer Wohnſtube, vielleicht, um des verſtorbenen Ruhe im Grabe durch dieſe Ceremonie zu befördern.

Hat eine Judenfrau ihren Mann verlohren, ſo iſt des Wehklagens und Jammergeſchreys, wenn ſie ſeiner gleich gern los iſt, kein Ende. Oft pflegt ſie vor großer Herzenstraurigkeit, und, um ihre unwandelbare Treue gegen den Verſtorbenen zu beweiſen, einen Riß in ihr Kleid zu thun, und, wenn dies geſchehen iſt, darf ſie nicht wieder heirathen, ſondern muß lebenslang Wittwe bleiben, ſo ſehr ſie auch nachher, wenn das Trauer- und

er- und Jammerſtündlein vorüber iſt, dieſer Schritt gereuen mag

Um dieſes Reiſſen und feyerliche Verzichtthun auf den lieben, heiligen Eheſtand zu verhindern, und eine raſche, junge Wittwe die ſchon gekoſteten Freuden deſſelben fernerhin genieſſen zu laſſen, pflegen gemeiniglich ihre nächſten Anverwandten herbeyzukommen, und ihr beweglich zuzurufen: Reiß nit, reiß nit, liebe Schweſter, Baſe, u. ſ. w. wodurch denn die Leidtragende oft auf andere Gedanken gebracht wird.

Gegen das lange und koſtbare Trauern um die Verſtorbenen durch Anlegung ſchwarzer Trauerkleider lieſſe ſich auch manches einwenden; denn es iſt immer ein unnützer Aufwand, wodurch viele, welche die Mode gern mitmachen wollen, in Verlegenheit gerathen. Die beſte Trauer, wodurch man das Andenken eines von uns in andere, beſſere Welten, und in einen höheren Wirkungskreis hinüber-

gegangenen Freundes ehren kann, ist das Trauern in unserm Herzen. —

Sechzehntes Kapitel.

Siegfried nähert sich allmählich dem Drachenstein, und geräth mit dem fürchterlichen Riesen, Wolf Löwenklau genannt, der ihn zu zerschmettern droht, ins Handgemenge.

Siegfried muste auf seiner Reise nach dem Drachenstein, dem er nun immer näher kam, viel Hunger und Durst ausstehen, denn es vergiengen oft zwey Tage, ehe er etwas zu essen bekam, weil ihn sein Weg größtentheils durch dicke Wälder und wüste Gegenden führte wo kein Gastwirth wohnte, der ihn mit Speise und Trank hätte versorgen können, wo auch nicht, wie um Rosenthal bey Leip-

zig

zig, eine Zuckerbeckerbude mit allerley Naſchwaaren und köſtlichen Getränken aufgeſchlagen war, in welcher er, in Geſellſchaft vieler artigen jungen Herrn und Damen, hätte zu ſeiner Erquickung Gefrornes, oder eine Taſſe Chokolade, oder auch Limonade für ſein baares Geld genieſſen können. Er wußte ſich aber in dieſe unangenehme Lebensart zu finden, und es gehörte mit zu den Erforderniſſen ſeines Ritterſtandes, daß er auf dieſe Art abgehärtet, und in geduldiger Ertragung menſchlicher Beſchwerden geübt werden muſte.

Auch kam er, ſo lange die Zeit ſeiner Wallfahrt nach dem Drachenſtein dauerte, faſt gar nicht ins Bette, ſondern muſte des Nachts entweder auf einem Stein, oder auf Gras und Stroh ſchlafen. Einſt ruhete er, da er ganz ermüdet an das Ende eines Dickichts kam, der auf eine Ebene führte, auf einem großen und breiten Stein ſeine mat-

ten Glieder aus, und ließ auch sein Pferd neben sich ausruhen. Hier schlief er, unbesorgt wegen nächtlicher Beunruhigung, ein, und gegen Morgen fieng er an zu träumen. In diesem Traum erschien ihm die Fe.. und verkündigte ihm: „er habe nun bald, weil er „sich des ungeheuern Riesen und Menschen„fressers Wohnung näherte, den schwersten „Strauß zu überwinden; er sollte sich nur „tapfer halten, und von dem Riesen nicht „überlisten lassen; wenn er mit diesem fer„tig wäre, sey noch der Drache zu besiegen „übrig. Zu diesem Kampf und Sieg, der „vor menschlichen Augen ein unmögliches „Din; wäre, wolle sie ihn selbst mit neuer „Stärke waffnen, und ihm die endliche Be„freyung der schönen Jungfrau, die ihr ver„borgenes Kleinod bis jetzt, der Zudring„lichkeiten des Drachen ohngeachtet, unver„letzt erhalten, und für ihn aufgehoben hät„te, erleichtern helfen. Er möchte also frisch

„dran

„dran gehen, ſich nichts irren oder abſchrecken „laſſen, ſondern ſeines Sieges gewiß und „ohne Sorge ſeyn.“

Dieſer Traum und die darinn ihm ertheilte fröliche Nachricht war für unſern Ritter ein wirkliches Labſal, wodurch ſeine Seele erheitert, und ſelbſt ſeine körperliche Maſchine dergeſtalt angefriſcht wurde, daß er mit ſchnellen Schritten der Erreichung ſeines Endzwecks entgegeneilte, und darüber Eſſen und Trinken vergaß. —

Als er nun muthig ſeinen Weg verfolgte, begegnete ihm ein Zwergkönig, auf einem ſchwarzen Pferde reitend, mit einem Gefolge von tauſend wohlgeputzten und gewapneten Zwergen. Dieſer König, Egwald genannt, trug eine ſchöne goldene Krone auf dem Haupt, und hatte ſeine Gallakleider an, weil er an einem fremden Hofe einen Beſuch abſtatten wollte. Der Zwergkönig grüßte unſern Ritter freundlich, ließ

ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, bezeugte ihm, da er ſeinen Namen hörte, ſeine Hochachtung, denn Siegfriede Name war auch unter den Zwergen berühmt, und es boten ſich ſämmtliche Zwerge, die er bey ſich hatte, zu ſeinen Dienſten an

König Egwald äuſſerte gegen unſern Ritter ſeine große Verwunderung, und fragte ihn, wie es doch zugienge, daß er an dieſen gefährlichen Ort gekommen wäre, denn er befände ſich nahe an der Rieſenwohnung und auch nicht mehr weit vom Drachenſtein. „Das iſt mir lieb," ſagte Siegfried, und freute ſich, dem Ziel ſeiner Reiſe und der Ausführung ſeines Vorhabens ſo nahe zu ſeyn. Siegfried bat den König Egwald, er möchte ihm doch den Weg nach dem Drachenſtein zeigen, über welches Anſinnen dieſer ſehr erſchrack. „Du verlangſt ein Hartes von mir, ſagte Egwald, denn es wohnt auf dieſem Drachenſtein ein ſchrecklicher

licher Drache, welcher eine ſchöne Jungfrau, eines Königs Tochter, Namens Florigunda, gefangen hält, die kein Menſch aus des Drachen Gewalt zu erlöſen vermag, und warlich! wenn du dem Ungeheuer zu nahe kommſt, ſo biſt du ein Kind des Todes, ich ſorge und zittere für dein Leben.“ „Es iſt meine Abſicht, und mein Beruf, ſprach Siegfried, die ſchöne Jungfrau zu erlöſen, und wenn auch mehr, als ein Drache, ſo fürchterlich die immer ſeyn mögen, ſie in ihrer Gewalt haben ſollten.“ Als der König Ewald vernahm, daß der Ritter ſeinen Vorſatz, auf den Drachenſtein zu gehen, und dem Drachen ſeinen Raub zu entreiſſen, nicht aufgeben wollte, bat er ihn, er möchte ihm erlauben, ſeine Straße zu ziehen. Siegfried aber ſteckte ſein Schwerd in die Erde, und ſchwur drey Eide, er wolle nicht von dannen weichen, er habe denn zuvor die Prinzeßinn in Freyheit geſetzt, und er lieſſe ihn nicht

ziehen,

ziehen, bevor er ihm den Weg nach dem gefährlichen Orte gezeigt hätte. Egwald erwiederte: „und wenn du gleich zehn Eide schwöreſt, ſo iſt doch alles in den Wind geſchworen, und du erreichſt dennoch deinen Endzweck nicht: denn ſolches Unternehmen iſt keines Menſchen Werk; dein Leben iſt ſchon jetzt in Gefahr: wenn ich dir rathen ſoll, ſo fliehe, ſo weit du kannſt.“

Ueber dieſe Worte ward der Ritter zornig, und ſagte: „meinſt du, König der Mißgeburten, daß ich eine feige Memme ſey? Verlohren biſt du mit deinem ganzen Gefolge, wofern du mich noch länger aufhälteſt.“

Als Siegfried merkte, daß der Zwerg aus Furcht vor ſeinen Drohungen und vor ſeinen vorhabenden Ebentheuern die Flucht ergreifen wollte, ergriff er ihn voller Unwillen beym Schopf, und warf ihn wider eine ſteinerne Wand, daß ſeine ſchöne Krone in viele Stücken zerfiel. Doch nahm er weiter

keinen

keinen sonderlichen Schaden. Egwald sahe nun wohl, daß mit diesem Ritter nicht zu scherzen sey; er gab ihm daher gute Worte, und versprach, ihm in allem, was er von ihm verlangen möchte, zu Willen zu seyn.

„Ich will, sprach Siegfried zum Zwerge, daß du mir stracks, ohne Zeitverlust und ferneres Bedenken, den Weg zum Drachenstein zeigest.“ „So höre mich denn, kühner Ritter, antwortete Egwald, weil „du auf deinen Vorsatz beharrest: es wohnt „hier bey uns ein Riese von ganz ungeheurer „Größe, dessen liebste Kost Menschenfleisch „und dessen köstlichster Trank Menschenblut „ist; man nennt ihn Wolf Löwenklau: „Diesen gehört die ganze umliegende Gegend, „und er ist ein Herr über zwey tausend Mann, „die ihm alle zu Gebote stehen, und schon „vor seinem Wink erzittern. Ihm gehört „auch der Drachenstein; denn der Drache

„muß

„muß ihm jährlich Zins geben, und ihm ei-
„ne gewiſſe Anzahl von Menſchen und Thie-
„ren zu ſeiner Nahrung liefern; auch hat der
„Rieſe den Schlüſſel zum Drachenſtein.“

Hierauf wies das kleine Männchen un-
ſerm Ritter den Weg zu einem hohen Ber-
ge, wo der Rieſe wohnte, und blieb, indeß
er hingieng, den Rieſen herauszufordern,
mit ſeinen Leuten in einer Entfernung hal-
ten, Egwald beklagte in ſeinem Herzen
den Ritter, weil er ſeinen Tod, ſobald ihn der
Rieſe anſichtig würde, für gewiß hielt.

Siegfried langte glücklich in der mit vie-
len Bäumen gleichſam umſchanzten Wohnung
des Rieſen an. Zwey große Hunde kamen
ihm entgegen, als wenn ſie ihn freſſen woll-
ten; ſie thaten ihm aber nichts, ſondern lieſ-
ſen ihn gehn. Durch einen langen Gang ge-
langte er endlich an das Wohnzimmer des
Rieſen, über deſſen Thür mit großen Buch-
ſtaben angeſchrieben war: „Niemand wage

es,

„es, bey unvermeidlichem Verluſt ſeines Le-
„bens, ohne erhaltene Erlaubniß ſich dieſer
„Thür zu nähern oder ihre Poſte zu berühren.

Siegfried kehrte ſich aber an dieſe ſtolze Nachricht und Warnung nicht. Er klopfte dreiſt an die eiſerne Thür, und hieß den Rieſen zu ihm herausgehen. Der Rieſe, ganz erſtaunt über dieſe Verwegenheit, ergriff alsbald ſeine eiſerne Stange, und ſprang ganz zornig und wüthend zur Thür hinaus. Da er nun den unternehmenden Jüngling ſahe, der es wagte, ihn herauszufordern, ſprach er: „Welcher hölliſche Geiſt hat dich hieher ge-
„bracht, du Ausbund unter allen Verwege-
„nen! denke nicht, daß du lebendig wieder
„hier wegkommen wirſt; aber ſage mir, was
„iſt dein Begehren?“

Siegfried antwortete: „Es ſind nun
„ſchon vier Jahre verſtrichen, daß du die
„ſchöne Prinzeſſinn Florigunda, König
„Gilbalds Tochter, auf dem Drachenſtein,

„dem

„dem abſcheulichen Drachen zum Gefallen,
„ſo elendiglich verſchleſſen haſt; darum iſt
„mein Begehren, daß du mir die Jungfrau
„unverzüglich herausgebeſt.“

Als der Rieſe dieſe Worte vernahm, ward er noch zorniger, ergriff ſeine eiſerne Stange, und ſchlug damit ſo heftig auf den Ritter los, daß man hätte meinen ſollen, er wäre durch dieſen Schlag zerſchmettert worden; denn die Aeſte von den Bäumen flogen von der Erſchütterung dieſes Schlages umher, und die Stange fuhr halb in die Erde. Siegfried aber wich dem Schlage glücklich aus, und er ſchadete ihm nichts. Indeß der Rieſe dem angethanen Schlag wiederholte, und die Stange fallen ließ, ergriff Siegfried, der ſich dieſen günſtigen Augenblick zu Nutze machte, ſein Schwerdt, und brachte demſelben eine ſo tiefe Wunde bey, daß das Blut haufenweiſe von ſeinem Körper herunterfloß. Deſſen ohngeachtet wiederholte der Menſchenfreſſer ſeine

Schlä-

Schläge auf den jungen Helden, der ihnen aber durch geſchickte Wendungen zu entgehen wußte, und ihm eine zweyte Wunde ſchlug, wovon er ſchier zur Erde ſank.

Der Rieſe, dem dergleichen Gefechte mit einem ſolchen milchbärtigen Jungling noch nicht zu Handen geſtoßen war, weil ſich alles vor ihm fürchtete und demüthigte, gieng, vor Wuth ſchäumend in ſein Zimmer, verband ſich ſeine Wunden, und goß einen köſtlichen Balſam darein, legte auch eine ganz neue Waffenrüſtung an, mit welcher er ſich getrauete, ganzen Heeren ſich zu widerſetzen. Er trug unter andern einen vergoldeten, mit Drachenblut abgehärteten Harniſch; einen Helm, der auſſerordentlich ſtark und künſtlich gearbeitet war; ein Schild von gutem Stahl, eines Schuhes dicke, und eine andere Stange, als die vorige. Dieſe war an allen Ecken ſo ſcharf, daß er damit ein Wagenrad, ſo ſtark es auch mit Eiſen beſchlagen ſeyn mochte, auf einen

Schlag entzwey schlagen konnte. Auch hatte er ein groſses, nach seiner Leibeslänge und Stärke zugerichtetes Schwerdt an seiner Seite, womit er schon manchen herzhaften Rittern, die es wagten, sich ihm zu widersetzen, die Köpfe gespaltet hatte. So gewapnet gieng er wieder ganz grimmig auf den jungen Siegfried los, der ihm kühnlich trotzte, und gedachte dem jungen Lecker, wie er ihn nannte, auf einmal das Garaus zu machen.

„Nun Knabe! sprach er, indem er gegen den Ritter anrückte, der ihn schon mit gezogenen Schwerdt erwartete, nun will ich dich lehren, einem Mann, wie ich bin, Trotz zu bieten; ich wette, daß dir das Lüstchen nach dem Weibervolke bald vergehen soll.“ Hierauf schlugen sie so heftig und wüthend auf einander los, daß das Feuer aus beyder Waffenrüstung hervorsprang, und von dem Geklirre ihrer Waffen die ganze Gegend ertönte.

Endlich, da Siegfried merkte, daß der

Riese

Riese von dem vielen Blut, welches aus seinen Wunden flos, schon allmählich zu wanken und zu sinken anfieng, schwang er sich auf sein Pferd, und streckte das Ungeheuer völlig zu Boden. Nachdem nun der Riese sechzehn tiefe Wunden empfangen hatte, und sich ganz entkräftet fühlte, muste er sich seinem Ueberwinder ergeben, und er fieng an um sein Leben zu bitten. Er versprach ihm, wofern er ihm das Leben liesse, nicht allein seine ganze an sich tragende Rüstung, sondern auch sich selbst zum Eigenthum und Gefangenen. Dies war aber eine List, womit er ihn fällen wollte und was für ihn die Fee, als sie ihm im Traum erschien, gewarnt hatte. Siegfried sprach: „Deine Bitte sey dir gewähret, jedoch unter der Bedingung, daß du mir den Schlüssel zum Drachenstein auslieferst, und die Prinzessinn von ihrer Marter erlösen hilfst.“

Dieses versprach er mit greulichen Flüchen und Schwüren, indem er sich unter vielen

Schmerzen von der Erde erhob, hatte aber wenig Luſt, ſein Verſprechen zu halten, denn er gedachte den Ritter zu betrügen und aus dem Wege zu räumen, ſobald er ſich nur einigermaßen erholt hätte. Siegfried ließ ſich von dem Rieſen einen förmlichen theuern Eid ſchwören, daß er mit zur Befreyung der Jungfrau helfen wollte, worauf er ihm ſeine Wunden verband, und ganz freundſchaftlich mit ihm umgieng.

„Dieſer Wunden und Schmerzen, ſprach „er, hätteſt du können überhoben ſeyn, wenn „du dich gleich meinem Willen gefügt, und „mein unſchuldiges, rechtmäßiges Be„gehren erfüllt hätteſt; aber du kannteſt mich „noch nicht. Nun gehe mit mir, und zeige mir „den Weg zum Drachenſtein, denn mir wird „Zeit und Weile lang, ehe ich dahin komme.

Der Rieſe gieng alſo mit dem Ritter, um ihm den Weg zu zeigen. Er führte ihn in ein finſteres Thal, bey welchem ein ſchnelles Waſ-

ſer

ſer vorbeyfloß, wodurch zwiſchen dem Gebirge und dem Drachenſtein ein gräßliches Geheul und unangenehmer Wiederſchall verurſacht wurde. Da ſie nun mit einander giengen, und Siegfried nichts Böſes beſorgte, ſondern mit dem frohlichſten Verlangen des Anblicks ſeiner ſchönen Florigunda und ihres Entführers gewärtig war, blieb der Rieſe unter dem Vorwande, ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen, ein wenig zurück, ſchlich ſich hierauf von hinten zu, und verſetzte dem Ritter mit der geballten Fauſt einen ſo heftigen Schlag an den Kopf, daß er davon zur Erde ſank, und ihm das Blut aus dem Munde und aus der Naſe floß. Er fiel davon in eine Ohnmacht, und hätte gewiß hier ſein Leben laſſen müſſen, wofern nicht der Zwergkönig Eggwald plötzlich zu ſeinem Beyſtande erſchienen wäre, und ihn mittelſt einer ihm aufgehängten Nebelkappe vor den Augen des Rieſen verborgen hätte.

Dieſer Zwergkönig hatte ſich, weil er die Kunſt beſaß, ſich unſichtbar zu machen, immer in der Nähe gehalten, und auch den Kampf des Ritters mit dem Rieſen beobachtet, der ihn ganz in Erſtaunen ſetzte. Der Rieſe war über Siegfriede plötzliches Verſchwinden ganz toll und raſend, und er glaubte, daß ihn irgend ein böſer Geiſt hinweggeführet hätte.

Der Ritter, der mit ſeinem Schilde bedeckt, auf der Erde lag, wurde von dem Zwerge aufgerichtet: er ſetzte ſich neben ihm, und bemühete ſich, ihm das häufig hervorquellende Blut zu ſtillen, für welchen Liebesdienſt der ihm ganz unerwartet kam, er dem Zwergen den verbindlichſten Dank ſagte.

Eywald rieth ihm er möchte ſich dieſer Nebelka ja bedienen, um mit ihrer Hülfe glücklich und unbeſchädigt aus dieſer fürchterlichen Gegend und aus den Händen des menſchlichen Löwen, der ihm nachſtellte, ſo zu entkommen; Siegfried kehrte ſich aber an dieſes Zureden nicht,

nicht, warf die Nebelkappe von sich, gieng muthig auf den Riesen los, und schlug denselben aufs neue, weil er so verrätherisch an ihm gehandelt und seinen theuer beschwornen Eid gebrochen hatte, einige tiefe Wunden.

Da fieng der Riese heftig an zu schreyen, und bat um sein Leben. „So nimm denn, du Elender! sprach Siegfried, den Schlüssel zum Drachenstein in die Hand, und gehe voran; ich will dir folgen. Wirst du dich aber im geringsten rühren, so will ich dir bald den Kopf vor die Füße legen.“

Da nun der Riese sahe, daß es dem Ritter ein Ernst war, nahm er den Schlüssel, gieng voran, und schloß die Thür zum Drachenstein auf, welche tief unter der Erde verborgen und verschlossen war.

Als der Riese die Thür aufgeschlossen hatte, sprach Siegfried zu ihm, indem er den Schlüssel zu sich steckte: „nun, mache fort, du „treuloser Böswicht, und zeige mir, wo ich

„die Jungfrau antreffe, oder ich will dir deine „an mir bewiesene Untreue auf den Kopf ver„gelten.“

Indem sie nun beyde den ungeheuern Stein hinuntertrugen, wurden sie sehr müde, vornämlich aber der Riese, den seine Wunden ohnmächteten; er hätte sich gern ausgeruhet, aber Siegfried ließ ihn nicht dazukommen, sondern trieb ihn fort. Endlich kamen sie an eine steinerne Wand, worinn verschiedene Thüren und Eingänge waren. Unter andern befand sich darinn eine nur halb verschlossene Oefnung. Siegfried wurde neugierig, zu wissen, was in dieser Oefnung enthalten wäre, und fragte den Riesen darum. „Mache nur auf, sprach dieser, so wirst du darinn eine herrliche Klinge finden, die der größte Meister gemacht hat. Wer diese Klinge hat, und solche wohl zu regieren weiß, denn sie ist fast schwer, der kann den Drachen leichtlich überwinden.“

Indem Siegfried begierig nach dem Schwerd-

Schwerdte griff, welches in dieſer Oefnung verwahrt wurde, und ſich etwas bückte, ſchlug ihm das Ungeheuer abermals von hinten eine ſo tiefe Wunde, daß er anfieng zu taumeln; er faßte ſich aber gleich, und verſetzte dem Treuloſen mit dem gefundenen Schwerdt einen ſo gewaltigen Hieb quer über das Geſicht, daß er, ſchier ſeiner Sinnen beraubt, zu Boden fiel. Ob der gefällte Rieſe nun gleich mit ſchwacher Stimme immer um ſein Leben bat, ſo kehrte ſich doch der Ritter nicht daran, ſondern gab ihm noch einige Streiche, und warf ihn darauf den Drachenſtein hinunter, daß ſein Rieſenkörper zerſchmettert wurde, und ſein rauchendes Gehirn weit umherſpritzte.

Nach dieſer verrichteten Heldenthat bekam er auf einmal die ſchöne Prinzeſſinn Florigunda zu ſehen, die, weil der Drache abweſend war, aus einem Seitenzimmer hervorgieng, um friſche Luft zu ſchöpfen. Siegfried war vor Freuden auſſer ſich, als er den ihm-

ern Gegenstand seiner zärtlichen Neigung und seiner bisherigen sauern Arbeiten gewahr wurde, und die Prinzeßinn war über den unvermutheten Anblick des edlen Ritters nicht weniger gerührt, denn sie erinnerte sich, ihn oft bey ihrem Vater gesehen zu haben. Beyde theilten sich einander ihre frohen, freundschaftlichen Empfindungen in den lebhaftesten Ausdrücken mit, welche die Natur schaft, und die Liebe heiligt; beyde konnten sich nicht sobald von ihrem ersten Erstaunen erholen; da war des Fragens und Verwunderns kein Ende. —

Florigunda führte den Ritter gleich in ihr Zimmer, rief die ihr zugeordneten Bedienten herbey, denn der Drache hielt sie, wie es ihrem Stande zukam, und ließ gleich ein köstliches Mahl anrichten, daß er seinen abgemateten Leib stärken und erquicken könnte. Es wurde nicht allein eine hinlängliche Anzahl von auserlesenen Gerichten, sondern auch ein herrlicher Wein auf den Tisch gebracht, durch

deren

deren Genuß sich Siegfried ganz neu gestärkt und belebt fühlte.

Nachdem Siegfried der Prinzeßinn vor allen Dingen von dem Befinden ihrer Aeltern, und von dem, was sich seit ihrer räthselhaften Entfernung bey Hofe zugetragen hatte, Nachricht ertheilt, erzählte er ihr seine bisherigen Schicksale und Abentheuer, und was er zu ihrer Errettung aus des Drachen Gewalt bisher gethan und erduldet hatte.

Als Floriqunda das Verhaben des Ritters, ihr Befreyer aus den Händen des Drachen zu werden, vernahm, leßte sie ihr Erstaunen darüber an den Tag, und sprach: „ich kann, mein theurer, edler Ritter, meine große Verwunderung über euer so dreistes und herzhaftes Unternehmen, dergleichen wohl noch nie einem jungen Manne, wie ihr, in dem Sinn gekommen ist, nicht bergen; es erfordert meine schuldigste Dankbarkeit: aber ich erzittere, wenn ich an die augenscheinliche Gefahr

fahr eures kühnen Vornehmens gedenke. Denn mit dem Drachen zu ſtreiten, und ihm etwas abzugewinnen, will gewiß viel ſagen.“

Siegfried erwiederte: „Nur Geduld ſchöne Florigunda! hab ich das erſte Ungeheuer, den gewaltigen Rieſen erlegt, und ihn mit vielen Wunden getödtet, ſo werd ich auch über das zweyte, über euern niederträchtigen Entführer Herr werden, und ihn aus dem Wege ſchaffen. Denn ich muß euch ſagen, daß mir von einer höhern Macht Befugniß und Stärke gegeben iſt, alle Ungeheuer, die ſich eurer Befreyung und euerm Glück widerſetzen, zu beſiegen; und ſelbſt mein Leben dran zu wagen, daß ihr wieder frey athmen, und nach euerm Gefallen handeln möget, iſt mir eine Kleinigkeit.“

„Nun ſo gebe euch der Himmel Glück und Sieg,“ ſagte die Prinzeßinn, indem ſie ihm einen huldreichen, erkenntlichkeitsvollen Blick zuwarf, und ſchenkte ihm ein Gläschen

Wein

Wein nach dem andern ein, der ihm deſto glätter einzieng, und deſto lieblicher ſchmeckte, da er ihn aus ihren ſchönen Händen empfieng. — Männliche und weibliche Bedienten waren bey dieſem frölichen Mahl, welches auf Koſten des Drachen und in ſeiner Abweſenheit gehalten wurde, geſchäftig; wetteifernd bedienten ſie unſern Helden, und waren um ihn her, als ob es ſie gahndet hättet, daß ſie in ihm auch ihren Erretter aus einer langwierigen Gefangenſchaft erblickten. Sie merkten es bald, daß er ſich der ſchönen Jungfrau wegen an dieſen Ort gewagt hätte, und wurden ihm deſto gewogener, denn ſie waren ihr gänzlich ergeben, verſchaften ihr heimlich, ohne des Drachen Vorwiſſen, manche Vortheile und Bequemlichkeiten, und hätten für ſie ihr Leben gelaſſen. Inſonderheit gewahrte *) Siegfried unter den männlichen Bedienten, welche

*) gewahren iſt altdeutſch, für: gewahr werden.

che das Essen aufsetzten und wegtrugen, einen feinen gewandten *) und muntern Purschen, der aus Welschland bürtig war, und sich Grisaldo nannte. „Dieser junge Gesell, sprach Siegfried zur Prinzessinn, der den Leuten so dreist unter die Augen sieht, und so viel Gutes in seinem Gesicht hat, soll, wenn ich mit dem Drachen fertig bin, bey unsrer Heimreise unser Begleiter seyn.“ Was meinst du dazu, Grisaldo! so redete Siegfried den Jüngling an; hast du Lust, wenn mir mein Vorhaben gelingt, mit uns zu ziehen? „Herzlich gern,“ antwortete dieser, indem er sich höflich verneigte, und leerte zur Bestätigung dieses Engagements einen Römer Wein aus, welchen der Ritter ihm darreichte. Als er getrunken hatte, nahm er sich die Frey-

*) Gewandt; so nannten die alten Deutschen einen klugen und verschlagenen Menschen, der gute, witzige Einfälle hatte, und sich in viele Sachen zu schicken wußte.

Freyheit, ſich zu erkundigen, wozu er ihn, wenn er mit ihm heimzöge, brauchen wollte. „Darf ich fragen, ſagte er, in welcher Qualität Ew. ritterliche Herrlichkeit mich mitnehmen wollen? Denn hier bin ich bey der Prinzeßinn Leibpage, und bey unſerm Hausherrn, dem Drachen, geheimer Rath.“ So, ſo! erwiederte Siegfried, Leibpage und geheimer Rath zugleich! *) Nun, das wird ſich ſchon finden, was du bey mir werden und vorſtellen ſollſt, wenn ich deine Fähigkeiten werde geprüft ha-

*) Das iſt freylich eine ſonderbare Verbindung einer hohen und niedrigen Stelle. Beyſammen und in einer Perſon vereinigt, trift man dieſe Bedienungen ſelten an; aber das iſt nichts neues und ungewöhnliches, worüber man ſich wundern dürfte, daß aus einem herrſchaftlichen Bedienten und Nachtreter ein Geheimerrath oder gar Staatsrath wird, wie es denn nicht ohne Beyſpiel iſt, daß aus einem Bedienten auch ein geiſtlicher Nachtreter, ein wohlſalarirter, wohlgefütterter Küſter in groſſen Städten, und aus dieſem, wenn er nur Geld hat, ein wirklicher Paſtor werden kann.

haben; denn man kauft kein Pferd, ohne es zu beſehen, und nimmt keinen Bedienten an, ohne ihn vorher zu unterſuchen, wozu er tauglich iſt. —

Siebenzehntes Kapitel.

Siegfried kämpft mit dem Drachen, der das junge Paar, als er mit ſeiner heranwachſenden Drachenbrut nach Hauſe kommt, noch bey dem Nachtiſch antrift. Nach hartem und ſchweren Widerſtand, während deſſen die Prinzeßinn heimlich von dem Hofkaplan des Hauſes für den glücklichen Erfolg ihres Befreyers eine Meſſe leſen läßt, überwindet und tödtet er den Drachen, wirft das Aas, wie er mit dem Rieſen that, zum Stein hinunter, führt die Prinzeßinn im Triumph nach Hauſe, und wird mit vielen Zeremonien und Feyerlichkeiten in Worms eingeholt.

Indem die beyden Liebenden (ihre Augen hatten ſich ſchon längſt ihre gegenſeitige Neigung erklärt,) noch bey der Tafel ſaſſen,

und

und allerley vergnügte Reden führten, kam der ungeheure Drache nebſt zwölf Jungen über das Gebirge daher geflogen, welches von ſeinem Fluge erſchütterte, und, wie der Drachenſtein, durch ſeinen giftigen, feuerſpeyenden Hauch gleichſam in Flammen geſetzt wurde, ſo daß ſich die Einwohner, um nicht vor der abſcheulichen Hitze zu zerſchmelzen, in den unterſten Hölen und Klüften der Erde verbergen muſte. Dieſes that auch die Prinzeßinn **Florigunda**, nachdem ſie ſich von ihrem Schreck über des Drachen unvermuthete Ankunft, (denn er blieb oft mehrere Tage aus) erholt hatte; ſie entflohe nebſt ihren Bedienten in die unterirrdiſchen Gemächer, weil ſie es vor Hitze und Geſtank nicht aushalten konnte, und bat den Ritter, um den ihr ſehr bange war, ihr zu folgen.

Siegfried aber redete ihr tröſtlich zu, und bat ſie, ſie möchte ſich ganz ruhig verhalten, denn die Stunde des Kampfs ſey vorhan-

den. Er gürtete hierauf das künſtlich gearbeitete Schwerdt, welches ihm der von ſeinen Händen getödtete Rieſe nachgewieſen hatte, um ſeine Lenden, rief das unſichtbare Weſen, welches hoch über den Wolken thront, und durch mancherley Mittelsperſonen, die bey den Heiden Untergottheiten heiſſen, den Menſchen wohlthut, um Hülfe und Beyſtand wider einen ſo mächtigen Feind an, ſtieg darauf den Drachenſtein hinan, wo ſich der Drache, um den Eingang zu bewachen, und denen, die nicht in ſeine Reſidenz gehörten, den Ausgang zu verwehren, und dem Ungeheuer beherzt und muthig entgegen.

Der Streit begann; der Drache ſpie, ſobald er den Ritter anſichtig wurde, aus ſeinem abſcheulichen Rachen die heftigſten Flammen aus, welche unſerm Siegfried Angſtſchweiß auspreſſten; und es fehlte nicht viel, daß er ihm mit ſeinen gewaltigen Klauen den Schild, den er zu ſeiner Wehr brauchte, weggeriſſen

hätte.

hätte. Insonderheit versuchte es das Ungeheuer, den Ritter in seinen Schwanz, von ausserordentlicher Länge und sehr vielen Falten, zu verwickeln, um ihn dadurch über den Haufen zu werfen. Aber er bemühete sich vergeblich. Denn es gelang unserm Helden, ihm mit einem Hiebe den Schwanz vom Leibe zu trennen, auf welchen Hieb, der ihn sehr schmerzen muste, ihm das Blut wie Wasser entgieng, und den Stein stromweise hinunterfloß.

Von der großen, unerhörten Hitze, welche der Drache ausdampfte, wären unserm Helden beynahe seine Hörner zerschmolzen, wodurch er den größten Theil seiner Stärke verlohren hätte. Er gieng daher, weil er sahe, daß der Drache zu matt und ungeschickt war, ihm zu folgen (sein siegendes Schwerdt hatte ihn auch bereits des einen Flügels beraubt) etwas auf die Seite, um frische Luft zu schöpfen, und seine durch des Drachen schwefelartige Ausdünstung erweichten Hörner, wieder hart wer-

den zu laſſen. Er kehrte darauf nach kurzem Verweilen, mit neuem Muth und mit neuer Stärke begabt, (denn die Fee verrichtete ihr Amt treulich) in den Streit zurück, und ſchlug mit ſolcher Gewalt auf das ſchnaubende Ungeheuer los, daß er daſſelbe mitten von einander hieb, und der eine Theil deſſelben hinter ſich den Drachenſtein hinunterfiel. Den andern Theil ſtürzte er, nachdem er demſelben den geſpaltenen Kopf abgehauen hatte, den er der Prinzeßinn zum Zeichen ſeines gewiſſen Sieges vorweiſen wollte, ebenfalls von dem Stein, auf welchem das Drachenblut ſtromweiſe floß, in die Tiefe, damit der Leichnam dieſes getödteten Ungeheuers in Geſellſchaft des auf eine ähnliche Art entſeelten Rieſenkörpers vermodern möchte.

Nach glücklich vollendeten Siege fand ſich unſer Held ſo entkräftet, daß er, ehe er noch die verborgene Treppe, welche in den unteren Theil des Drachenſtein zu dem Zimmer der Prinzeſ-

ſinn führte, in Ohnmacht fiel. Zwey von den männlichen Bedienten, welche keck genug waren, unten an der Treppe in einem Winkel zu lauſchen, um das Ende des Streits abzuwarten, und der Prinzeßinn ſogleich von dem Ausgang deſſelben Bericht erſtatten zu können, hörten den Fall, und eilten ihm zu Hülfe; denn ſie ſchloſſen, weil ſich die unerträgliche Hitze gelegt und das Brüllen des Drachen, wovon der ganze Fels bewegt wurde, aufgehört hatte, daß keine Gefahr weiter zu beſorgen ſeyn müſte.

Sie trugen den entkräfteten Ritter in das Zimmer der Prinzeßinn, begoſſen ihn abwechſelnd mit Waſſer und Wein, und hielten ihm ſtarke Gerüche unter die Naſe, ſo, daß er nach Verlauf einer halben Stunde wieder zu ſich ſelbſt kam.

Unterdeſſen, daß die Bedienten den Ritter Siegfried von ſeiner Ohnmacht zurückgebracht, und ihn von dem Blut, womit er ganz bedeckt war (es war mehr Drachenblut als ſein

eigenes) gereinigt hatten, hatte ſich auch die Prinzeßinn, die ebenfalls in ihrer Höle, worinn ſie ſich mit ihren weiblichen Bedienten verſteckt hatte, lange ohne Beſinnung lag, bey ihrem ſiegreichen Erretter eingefunden, der ſeinen Namen, Siegfried, mit ſo vieler Wahrheit und Würde führte. Sie war über den glücklichen Erfolg ſeines Unternehmens ſo gerührt, über des Drachen Tod ſo erfreut, daß ſie ſich über das Zeremoniel und äuſſerliche Decorum, welches die hergebrachte Mode züchtigen Frauenzimmern gebietet, hinwegſetzte, und dem Helden ſeine ihrentwegen übernommene Mühe und Lebensgefahr mit einem feurigen Kuß zu vergelten anfieng, der ihm durch alle Nerven und Adern drang, ihm Stärke und Wonne in die Seele hauchte, und den er nicht unerwiedert ließ.

Sogleich wurde Anſtalt zu einer frölichen Abendmahlzeit gemacht, denn die Sonne hatte ſich bereits ins Meer geſenkt, und die Königinn

niginn der Vögel, die helltönende Nachtigall, ſang bereits ihren zufriedenen und lieblichen Abendgeſang. Ehe man aber Speiſe und Trank zu ſich nahm, muſte der Hofkaplan, welchen der Drache einſt bey einer luſtigen Bauernhochzeit, wo niemand nüchtern war, ohne, daß er es inne ward, entführt hatte, auf hohen Befehl der Prinzeßinn in der Schloßkapelle des Drachenſteins eine ſtille Meſſe leſen, und am folgenden Morgen ward ihm aufgegeben, eine Dankpredigt wegen der wunderbaren Errettung ſo vieler Perſonen aus der Gewalt des Drachen zu halten, und dabey inſonderheit desjenigen zu gedenken, der mit unerhörter Kraft dieſen auſſerordentlichen Strauß gekämpft und dieſen glänzenden Sieg errungen hätte.

Des Hauskaplans zur Abendzeit gehaltene Meſſe war eine Jägermeſſe; *) denn ihn hun-

*) Jägermeſſe; ſo nennt man in der römiſchkatholiſchen

gerte und dürſtete ſehr, und ſo lange der Streit des Ritters mit dem Drachen dauerte, worüber einige Stunden hingiengen, durfte auf der Prinzeſſinn Geheiß niemand von den Bewohnern des Drachenſteins etwas genieſſen; und ſeine am folgenden Morgen gehaltene Dank- und Siegespredigt (dieſe war extemporirt, oder auf gut deutſch aus dem Aermel geſchüttelt) fiel ſo mager und nüchtern, ſo gezwungen und dürftig aus, daß allen, die ſie hörten (es waren aber ſämmtliche Einwohner des Drachenſteins gegenwärtig) das Waſſer im Munde zuſammenlief. Doch war der gute Mann zu entſchuldigen, weil er ſeit langer Zeit nicht gepredigt, ſondern mehr Meſſe geleſen, ſeines Leibes gepflegt und Beichte gehört hatte, weil bey den Katholiken nur ſelten gepredigt wird.

Re-

tholiſchen Kirche ſcherzweiſe eine Meſſe, die ſehr flüchtig und obenhin geleſen, wofür auch nicht viel bezahlt wird.

Er bekam aber, dieſer für ihn ſtreitenden Entſchuldigung ohnerachtet, am folgenden Morgen, da die Prinzeßinn mit ihrem Erretter nach allen überſtandenen Unruhen abreiſete, ſeinen Abſchied. „Ich kann euch, ſprach die Prinzeßinn, indem ſie ihm noch ein paar Achtgroſchenſtücke zuwarf, nicht einmal zu meinem Küſter brauchen; gehet hin in alle Welt!“ Gott befohlen! —

Am nächſtfolgenden Morgen (der Tag nach der Ertödtung des Drachen war ein Ruhe- und Erholungstag) trat dieſer ſiegende Held mit ſeiner ſchönen, befreyeten Florigunda die Rückreiſe nach Worms an. Am Abend vor ſeiner Abreiſe fand er noch an einem verborgenen Orte einen Schatz von vielem Gelde, der vermuthlich dem Drachen zugehört hatte; dieſen packte er auf ein Kameel, von welchen Thieren drey in den Ställen des Drachenſteins ſtanden; auf das zweyte Kameel ſetzte er, in

Ermangelung anderer Equipage, die Prinzeßinn, und das dritte muste der italienische Knabe, Grisaldo, nebst zwey niedlichen Brünetten einnehmen, welche bisher als Kammerjungfern bey der Prinzeßinn gedient hatten, und welche diese, wenn sie nach Worms zurückkäme, zur Belohnung ihrer treuen Dienste und zum Andenken ihrer vierjährigen Gefangenschaft auf dem Drachenstein zu Hofdamen erheben wollte. Die übrigen Menschen, die sich auf dem Drachenstein befanden, wurden ihres bisherigen Gefängnisses entlassen, und bekamen Freyheit, hinzugehen, wohin sie wollten. Es folgten aber die meisten, ohne Geheiß und Erlaubniß, dem gehörnten Siegfried und seiner schönen Befreyeten nach, welches eine lustige Karavane formirte.

So führte unser Held die Prinzeßinn Florimunda im Triumph nach Hause, und langte nach einer Reise von fünf Tagen, auf welcher er durch eine Räuberbande, die einen Anschlag

auf

auf seinen bey sich habenden Schatz hatte, die er sich aber bald vom Halse schafte, mit seiner schönen Beute glücklich und in aller Stille zu **Worms** an, so, daß niemand, ausser den Thorschreibern, denen Stillschweigen geboten und mit einer Hand voll Silberstücken das Maul gestopft wurde, etwas von seinem Aufzuge erfuhr. Denn er gedachte den König und die Königinn durch seine und der Prinzeßinn unerwartete Ankunft zu überraschen, damit ihre gemeinschaftliche Freude desto größer sey. —

Die Freude des königlichen Ehepaars, welches sich bereits, als **Siegfried** mit **Florigunden** ankam, in seinen Schlafzimmern befand, war, wie man sich leicht vorstellen kann, ausserordentlich; Worte und Redarten fehlten, um die wechselseitigen frohen, dank- und wonnevollen Empfindungen dieser fürstlichen Personen auszudrücken. Indeß begab man sich zur Ruhe. Siegfried muste sich zwey

Ta-

Tage nebſt der Prinzeßinn verborgen halten; am dritten Tage begab er ſich in Geſellſchaft derſelben in einem prächtigen Staatswagen auf ein zwey Meilen von Worme gelegenes königliches Luſtſchloß, und wurde von da, nach der üblichen Hofetikette, worüber man ſehr ſtrenge hielt, mit großem feſtlichen Gepränge unter dem Zulauf und frohlockenden Zujauchzen einer unzählbaren Menge Volks von dem ganzen Hofſtaat und der Ritterſchaft, mit welcher ſich der übrige Adel verband, eingeholt.

Achtzehntes Kapitel.

Das Büchlein neigt ſich zum Beſchluß. Feyerlichkeiten über Feyerlichkeiten: worunter Siegfrieds abgelegtes, chriſtliches Glaubensbekänntniß, und ſeine darauf erfolgte Vermählung mit der Prinzeſſin Florigunda, die der Biſchoff ſelbſt einſeegnet, die vornehmſte iſt. Auch wird derſelbe nach dem plötzlichen Ableben des Erbprinzen zu Gilbaldo Thronfolger erklärt.

Sobald die Prinzeſſinn nebſt ihrem Befreyer in der königlichen Reſidenz angelangt war, wurde alsbald ein groſſes, allgemeines Dankfeſt wegen ihrer glücklichen Errettung und Zuhauſekunft im ganzen Lande verordnet, wobey zugleich eine Kollekte für die Armen in allen Kirchen geſammelt wurde.

Nach

Nach geendigtem Dankfeste schrieb der König ein Ritterstechen aus, wobey sich auch die beyden jüngsten Söhne des Königs, Genserich und Wilibald, einfanden, die sehr neidisch und mißvergnügt darüber waren, da sie sahen, daß Siegfried zum drittenmal den Preis davon trug. Noch stärker aber ward ihre Unzufriedenheit und ihr Mißvergnügen vermehrt, da sie aus allen Anstalten und Umständen merkten, daß Siegfried ihr Schwager werden, und einst an den Gütern ihres Hauses Theil nehmen würde.

Am dritten Tage des Ritterstechens, da Siegfried den Preis davon trug, ließ der König den Ritter zu sich kommen, und redete ihn also an: „Es ist Zeit, edler Ritter, daß ich eure an mir und meinem Hause bewiesene Treue nach meinem Vermögen belohne. Ihr habt meine Tochter mit Gefahr eures jungen Lebens den Klauen des Drachens entrissen, und sie gesund und glücklich wieder zu uns gebracht: lieber, was geb ich euch dafür? Ich habe unter allen meinen Schätzen keinen, der mir theurer wäre, denn Florigunda. Wohlan, nehmt sie hin; sie sey eure Gemahlinn, denn ich weiß, daß ihr sie lieb habt, und die

die Hälfte meiner jährlichen Einkünfte sey euch zum Brautschatz und zur Mitgabe bestimmt.

Zugleich ließ der König die Prinzessinn rufen, erklärte ihr seine Willensmeinung, verlangte auch ihre aufrichtige Gesinnung zu wissen. „Euer Wille, mein Vater, sprach sie, ist mein Gesetz; die Vorsehung hat mir diesen tapfern Ritter zum Ehemann bestimmt, ihn liebe ich, wie mich selbst, denn er ist es werth, ihn nehme ich auch, und keinen andern.“ Hierauf umarmte Siegfried die Prinzessinn, hängte ihr die goldene Kette, die er einst beym Turnier zum Preise davon getragen hatte, um den Hals, und sie versicherten sich einander beständige Ergebenheit und Treue. Ehe die Ritterschaft und der fremde, zum Turnier gekommene Adel auseinander gieng, wurde die zwischen dem Ritter und königlichen Prinzen, Siegfried aus Utopien eines, und der Prinzessinn Floriqunda andern Theils obschwebende Verbindung mit den gewöhnlichen Formalitäten bekannt gemacht, und noch an dem Abend desselbigen Tages wurde im Beyseyn des Bischofs, des Hofkaplans, und vieler andern vornehmen geistlichen u. weltlichen

chen Herren die feyerliche Verlobung gehalten, wobey der Hofprediger eine kurze, wohlgesetzte Rede hielt.

Am Tage nach der Verlobung ließ der König den Ritter abermals vor sich kommen, und sprach zu ihm: „Mein lieber Sohn, ich habe euch bisher, da ihr mir noch nicht so nahe angienget, ungestört bey euerm väterlichen Glauben gelassen, und würde euch auch nicht vermocht oder überredet haben, hierinn anders Sinnes zu werden; da sich aber die Umstände geändert haben, und ihr nun, zum Trost und zur Freude meines Alters, mein Eidam werdet, so will es sich nicht anders thun lassen, als daß ihr euch zur christlichen Religion bekennet, nachdem ihr durch meinen Hofprediger darinn unterwiesen seyd. Wollt ihr euch dazu entschliessen?“

„Herzlich gern, antwortete Siegfried, und noch heute will ich, wenns Ew. Majestät gefällt, den Anfang machen, mich in eurer Religion unterweisen zu lassen, die mir schon von der besten Seite aus verschiedenen Kennzeichen bekannt ist.“

Sogleich erhielt der Hofprediger den Auftrag, sich in des Prinzen Siegfried Woh-

Wohnung zuverfügen, mit demſelben ein chriſtliches Geſpräch über Religionsſachen zu halten, und ihm alsdenn alle Tage eine, oder auch nach Befinden und des Prinzen eigenem Erfordern zwey Stunden Unterricht in der chriſtlichen Religion zuertheilen, für welche Bemühung er denn nach geſchehener Einſegnung deſſelben beſonders bezahlt werden ſollte.

Der Hofkaplan, dieſem königlichen Befehl gehorſam, und der Belohnung, die ihm dafür zu Theil werden ſollte, ſtets eingedenk, begann ſeinen Unterricht bey dem Prinzen. Dieſer machte ihm aber durch ſeine ſinnreichen Fragen und Einwendungen viel zu ſchaffen. Er wußte gemeiniglich nicht viel auf dieſe Fragen zu antworten; er ſagte: die heilige Schrift nenne ſolche Fragen ungezogen und thörwitzig, und es ſtehe geſchrieben: „Man müſſe ſeine Vernunft, die immer oben hinaus und alles beſſer wiſſen wolle, gefangen nehmen unter den Gehorſam des Glaubens.“ Dies befriedigte aber den Prinzen nicht, und er ſehnte ſich nach dem Ende dieſes ſonderbaren Unterrichts; entſchloſſen, die Religion, zu der er ſich bekennen wollte, ſelbſt, mit Anwendung ſeiner Ver-

ſtandeskräfte, in ihren Quellen zu ſtudiren, und ſich nicht an das Pfaffengeſchwätz zu kehren.

Im Grunde war der Hofpater ſo orthodox und eifrigkatholiſch nicht, als er ſich anſtellte; er handelte aber der Klugheit gemäß, wenn er den Kirchenſatzungen in allen Stücken auf das pünktlichſte zu folgen, affektirte, denn er hatte beym Gegentheil ſehr viel zu befahren.

Nachdem der Hofpater ſeinen Unterricht bey unſerm Siegfried zwey Monate lang fortgeſetzt, und dieſer die Hauptwahrheiten des chriſt-katholiſchen Glaubens gefaßt hatte, verlangte er, konfirmirt, oder gefirmelt, und zu den heiligen Sakramenten gelaſſen zu werden. Siegfried legte alſo, nachdem ihn der Biſchof ſelbſt in Gegenwart des Hofpaters und der königlichen Familie über ſeinen neuen Glauben befragt und geprüft hatte, in der Schloß u. Domkirche öffentlich ſein Glaubensbekenntniß ab, worauf ſogleich die Firmelung geſchahe. Am nächſtfolgenden Sonntage wurde auf des Königs Befehl für Siegfrieds Gelangung zum Chriſtenthum eine Dankpredigt und hohe Meſſe in allen Kirchen gehalten.

Da alſo nun kein Hinderniß weiter übrig war, welches die genaueſte Vereinigung zwey-

er

er ſich liebenden Herzen hätte verzögern oder hintertreiben können: ſo wurden endlich alle nöthige Vorkehrungen zum feyerlichen Beylager gemacht. Man lud dazu viel benachbarte und entfernte regierende Herrn ein, mit denen König Gilbald in irgend einer Verbindung ſtand; vor allen Dingen erhielten der König Sieghard und ſeine Gemahlinn, Siegfriedes Aeltern, durch einen Eilboten den erſten Hochzeitbrief, die ſich auch ungeſäumt einſtellten, ob ſie gleich weit zu reiſen hatten, um ihres Sohnes Freude und ſeinem Ehrentage beyzuwohnen.

Die Zuſammengebung des jungen Ehepaars kam eigentlich dem Hofprediger zu; weil ſichs aber der Biſchof ausgebeten hatte, ſolche verrichten zu dürfen, ſo muſte es ſich der Hofprediger gefallen laſſen: er erhielt aber demohngeachtet ſeine Trauungsgebühren, und es wurde nach vollbrachter Zeremonie auf dem Hochaltar für ihn geopfert. Lange hatte der gute Pfaffe keine ſolche Einahme gehabt, und er ſchmunzelte recht, da ihm der Kirchner die eingeſiegelten Papierchen von dem Opfertiſch brachte, wobey es übrigens ganz gewiſſenhaft zugieng, weil der Kirchner von dem

Pfarrer auch für das Zuſammenſcharren des geopferten Veldes ein willkührliches Honorarium bekam. —

Vierzehn Tage lang währte die Feyerlichkeit des Beylagers; an jedem dieſer Tage wurde eine Menge Armen geſpeiſet und als dieſe Tage um waren, gieng ein jeder an ſeine Arbeit und an ſeinen Beſtimmungsort zurück. Der König Sieghard aber hielt ſich noch eine Zeitlang an Hildebald. Hofe auf, denn er hatte ſeinem Oberkämmerer Ehrenfried, während ſeiner Abweſenheit die Regierungsgeſchäfte übertragen.

Einige Wochen nach Siegfriedes Vermählung mit der ſchönen Florigunda ſtarb der königliche Erbprinz, Erdmund, plötzlich an einer ſtarken Erkältung zum großen Leidweſen des königlichen Hauſes, und Siegfried wurde, weil die beyden jüngſten Söhne des Königs abweſend und ihm ungehorſam waren, öffentlich zum Erbprinzen und Thronfolger erklärt, dieſes geſchahe kurz vor des König Sieghards Abreiſe, dem das Glück ſeines Sohnes ungemein viel Freude erweckte.

Neun-

Neunzehntes Kapitel.

Siegfried gelangt nach des Königs Gilbald Tode zur Regierung; seine Gemahlin gebiert ihm einen Prinzen. Seine Regierung ist aber von kurzer Dauer. Er wird, nachdem er vier Jahre auf dem Thron gesessen, von seinem jüngsten Schwager meuchelmörderischer Weise ums Leben gebracht.

Siegfried hatte mit der schönen Glorigunda ohngefähr ein Jahr in den vergnügtesten Ehestande gelebt, als sein Schwiegervater Gilbald mit Tode abgieng. Er bestieg hierauf mit allgemeiner Zufriedenheit den Thron, und liess sich in allen seinen weitläuftigen Provinzen huldigen. Nur seine beyden Schwäger murreten über seine Thronbesteigung, denn ihnen hatte der König nur et-

was von den neueroberten Ländern zu ihrem Erbtheil vermacht, weil sie immer widerspenstig und insonderheit dem tapfern Siegfried aufsätzig gewesen waren. Indeß konnten sie vor der Hand nichts wider ihn unternehmen, sondern muſten ihm unterthänig seyn; dennoch behielten sie den Groll im Herzen, stellten sich freundlich und demüthig gegen ihn an, und gedachten, zu gelegener Zeit hinterlistigerweise sich an ihm zu rächen.

Kurz nach des König Gilbalds Tode gebahr die nunmehrige Königinn Florigunda ihrem Gemahl einen Prinzen von ungemein schöner Leibesgestalt, welcher in der Taufe den Namen Löwenhard erhielt, denn sein Vater gieng damit um, einen mannhaften Ritter dereinst aus ihm zu machen, erlebte aber solche Freude nicht, wie wir bald hören werden.

Siegfried, der ein groſser Liebhaber der Jägerey war, womit er sich oft ganz allein belustigte, stellte im vierten Jahr seiner Regierung eine groſse Jagd an, zu welcher er unter andern seine beyden Schwäger einlud, ob er gleich wuſte, daß sie nichts Gutes gegen ihn im Sinne hatten, denn er meinte sie durch

solche

ſolche höfliche Einladung zu gewinnen; aber er irrete ſich ſehr.

Die beyden Prinzen ſtellten ſich ein, und wohnten der Jagd bey. Es war ein ſehr heiſſer Tag, und weil der König Siegfried ſich ſehr erhitzt hatte, ſo begab er ſich ohne Begleitung zu einem Brunnen im Eckerwalde, um ſich daſelbſt abzukühlen. Sein jüngſter Schwager der am meiſten auf ihn erbittert war, ſchlich ihm nach, und da er ſahe, daß er ſein Haupt der Kühlung wegen in den Brunnen neigte, rannte er von hinten zu, und ſtach ihn mit ſeinem Rapier zwiſchen beyde Schultern, wo er nicht hornicht und unverwundbar, ſondern fleiſchicht war. Die Spitze des Rapiers gieng bis in die Bruſt hinein, ſo daß der König davon auf der Stelle todt blieb.

So endigte unſer Held, der ſeinen Namen in Oſten und Weſten berühmt gemacht und ſo viel Ebentheuer beſtanden hatte, auf eine ſchlechte, elende Art ſein jugendliches Leben. Sein früher Tod war für ſeine Gemahlinn ein Donnerſchlag; ſie glaubte ihn nicht zu überleben. Es blieb aber ſein Tod nicht ungerochen. Denn beyde Prinzen, des König Gilbalds Söhne, wurden von dem Könige

Sieg-

Sieghard, nachdem ihm Florigunda ihre Noth geklagt hatte, mit Krieg überzogen, in welchem der jüngste, Siegfrieds Mörder, auf die jämmerlichste Weise ums Leben kam; denn er muste an seinen empfangenen Wunden, ohne Arzt und Hülfe, eines langsamen Todes sterben.